



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Johannes v. Müller
Geschichten schweizerischer
Eidgenossenschaft

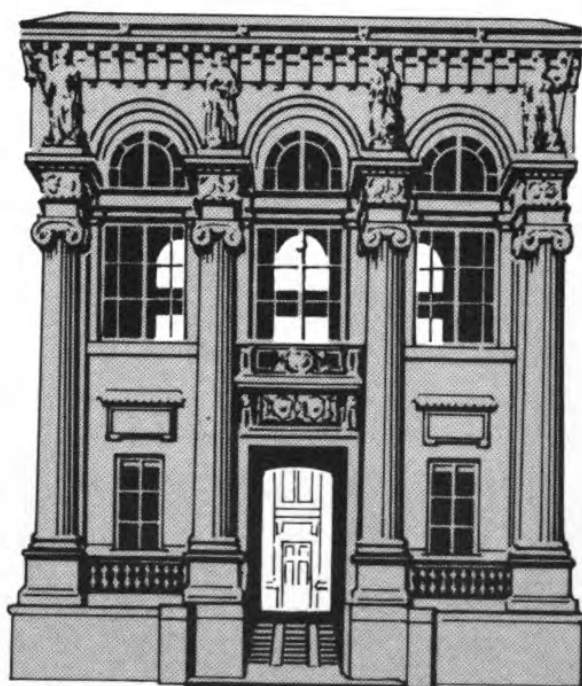
ausgewählt
und eingeleitet
von

FRIEDRICH GUNDOLF



Leipzig
H. Haessel · Verlag

TAYLOR
INSTITUTION
LIBRARY



ST. GILES · OXFORD
TNR. 10955

Die Schwerer

im Deutschen

Geistesleben

JOHANNES VON MÜLLER

Geschichten schweizerischer
Eidgenossenschaft

ausgewählt und
eingeleitet von
Friedrich Gundolf



H. HAESSEL, VERLAG
LEIPZIG 1923

Copyright 1923
by H. Haessel, Verlag, Leipzig
Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Einleitung

Johannes von Müllers Schweizer Geschichte als deutsches Sprachdenkmal

Man pflegt Johannes Müller als Historiker einzureihen zwischen Schlözer und Ranke, als einen der ersten, die sich um kritische Sichtung des Rohstoffs bemühten, möglichst auf Urkunden zurückgingen und nach einer von vorgefaßten Theorien unabhängigen Verknüpfung der Tatsachen strebten. Man erkennt an, daß er als einer der ersten Deutschen zu lebhaftem Stil und, über das bloße Zusammentragen hinaus, zur Komposition gelangt sei — innerhalb der Geschichtswissenschaft also ein beiläufiges schriftstellerisches Verdienst, worauf man keinen besonderen Wert legte. Das Zeitalter der Forschung, welches auf ihn folgte, das Niebuhrs und Rankes, schritt in der Methode, die wesentlich Kritik war, und in den Ergebnissen, einer ungeheuren Erweiterung des Gesichtsfeldes und Vermehrung des Stoffes, weit über ihn hinaus. Die Mittel und Eigenschaften, worauf fortan der wissenschaftliche Ruhm vor allem beruhte, die kritischen, besaß er nur in Ansätzen und handhabte sie mangelhafter als mancher Geringere. Darum behielt er in der gelehrten Welt nur die dürftigen Ehren eines unvollkommenen Vorläufers, wie es denn das Schicksal der Gelehrten ist, nicht aus eigenen Kräften und Leistungen als Gestalten beurteilt zu werden, sondern mit Bezug auf jeweils gültige, bald überholte Methoden. Die Literaturgeschichte aber mußte dem Mann keinen besonderen Platz einzuräumen, dessen Fach die Geschichtsforschung war. Heut fallen die

bequemen Verschlüge zwischen den Disziplinen: die Geschichte der Sprachleistungen, der eigentliche Gegenstand der Literaturwissenschaft, kümmert sich nicht um die Begriffswände. Wer immer (einerlei in welchem Sachinhalt) ein Sprachdenkmal hinterlassen hat, kann Gegenstand der Literaturgeschichte werden, und so darf man Johannes Müller, statt nach seinem Sachinhalt, d. h. als Geschichtsforscher, von seinem Ausdrucksmittel aus, d. h. als Schriftsteller betrachten. Es handelt sich dabei nicht um die Rettung eines Verkannten: die Literaturgeschichte, als Geschichte des sprachgewordenen Geistes, beansprucht in Müller einen der gewichtigsten deutschen Prosaisten.

Als Schriftsteller, nicht als Gelehrter hat Müller auf seine Zeitgenossen gewirkt. Den Schriftsteller hat Napoleon umworben, dem Schriftsteller haben unsere Klassiker und Romantiker gehuldigt. Durch seine Rede, nicht durch seine Ergebnisse, hat er sich das Gehör der vornehmsten Ohren verschafft. Indem man ihn jetzt in einem geistesgeschichtlichen Zusammenhang, statt in einem bloß fachwissenschaftlichen, weist man ihm nur den Platz wieder an, den er bei Lebzeiten hatte und nachher mehr aus bloß biographischen als geistigen Gründen verlor. Er stünde als Autor heute noch geehrt wie ein Fichte da, wenn er sich Napoleon widersetzt hätte. Auch beruhte seine Bedeutung nicht wie die der Kozebue und Jffland auf einer Massenwirkung: er war nicht ein Göze des Pöbels, der seinen Lohn dahin hatte, weil er dem Tag gebient: nein, sein Ruhm lag in der Anerkennung durch die Besten und neben den Besten: man darf nur die Journale der Zeit, die Stimmen der mittleren, von oben gespeisten, von unten getragenen Meinungen oder die Papiere seines Nachlasses durchlesen, Bettel- oder Dankbriefe, so gewahrt man erstaunt, wie er damals allgemein eingeschätzt wurde. Goethe und Müller, Herder und

Müller, Schiller und Müller, Windelmann und Müller, das sind geläufige Zusammenstellungen. Keinem deutschen Historiker widerfuhr mehr solche Ehre, und die Höchsten ließen ihn neben sich gelten. Goethe warb um ihn als die wichtigste Kraft für seine Literaturzeitung, Schiller setzte ihm im Tell ein Denkmal, und die Romantiker, die nicht leicht einen zeitgenössischen Ruhm unangetastet ließen, bewunderten in ihm den Meister der Historie und vor allem den Stilisten. Schelling, gewiß kein sanfter Polemiker und ohnehin kein Freund der bloßen Historie, senkte im Geisterkampf ehrfurchtsvoll vor ihm den Degen als dem Fürsten der neuen Geschichte.

Nichts macht Müllers Stellung unter den Zeitgenossen und seinen eigenen Anspruch deutlicher als sein Ehrenname „der Schweizer Tacitus“. Dieser Preis wurde nicht bloß erteilt, um zu loben, sondern um eine bestimmte typische Haltung und Pflicht auszudrücken. Tacitus war für dies muster- und regelfürchtige Zeitalter nicht bloß eine historische Individualität, er war vor allem Muster, das nachahmbare Vorbild eines bestimmten Verhaltens, einer immer möglichen Art der Darstellung. Solange die Welt als ein Gefüge von Erkennbarkeiten angesehen wurde, gab es für den Autor außer dem Rohstoff unbedingte Regeln und unbedingte Muster. Die Aufklärung, von der Müller auch als Historiker ausging, hatte zwei Aufgaben, die Wahrheit zu erkennen und die Wahrheit zu lehren. Dem Wissenschaftler ist es damals hauptsächlich um das Erkennen, dem Schriftsteller um das Lehren, d. h. die Darstellung, zu tun. Dem ersten genügt die Wahrheit, der zweite bedarf Publikum, d. h. Wirkung und Bildung. Dem ersten genügen die Regeln, wodurch er die Wahrheit findet, der zweite sucht Muster, die ihn wirken lehren. Der erste lebt von Sachen, der zweite mit Menschen. Als Geschichtsschreiber in unserem klassischem Zeit-

alter ist Müller der Typus des Schriftstellers. Ihm kam es vor allem auf Wirkung an, Erkenntnis war ihm Mittel zum Zweck, den Menschen Lehren zu geben und Gesinnungen einzulösen. Was man gegen ihn als Historiker einwendet, mit Recht oder Unrecht, stammt daher, daß er der Wirkung, die er für richtig und nötig hielt, die Erkenntnis anpaßte, nachsetzte oder opferte.

Müllers sämtliche Schriftstellerzüge sind deutlich oder wirksam in seiner Schweizer Geschichte. Sie ist unser Beweismaterial und Sinnbild, sie bestimmt seine Stellung in der deutschen Literatur. Wir betrachten Zwecke, Mittel, Wirkung dieses Denkmals. Als Rationalist glaubte Müller an die Belehrbarkeit der Menschen und als Enthusiast an die Macht der Beispiele. Seine Schweizer Geschichte, ein Werk des Rationalismus wie des Enthusiasmus, hat den doppelten Zweck: einmal, zu zeigen, wie die Geschichten gewesen sind und wie es überhaupt zugeht, und sodann: Bilder von Menschen oder Völkern aufzustellen, als Beispiele, wie man sein und handeln solle oder nicht. Die Zustände und ihre Gründe, die Begebenheiten und ihre Ursachen, die ewigen Zusammenhänge an einem konkreten Beispiel mit unparteiischer Kritik und kalter Erkenntnis darzustellen, war der rationalistische Wille seiner Geschichte, wodurch er mit dem einen Grundwillen seines Zeitalters zusammenhing. Sein Hauptmuster hierbei war Montesquieus *Esprit des Loix*, eine Philosophie des Staates. Seine allgemein geistigen Mittel dabei waren das „Erzerpieren“, das Sammeln und Sichten des Stoffes, und das „Observieren“, das Nutzen und Deuten des Stoffes — zwei Tätigkeiten, die er lebenslang pedantisch und fast kokett pflegt und empfiehlt. Sie haben seine Schriftstellerei und seinen Stil wesentlich bedingt.

Mehr aus seinem persönlichen Temperament entsprun-

gen scheint der Enthusiasmus, womit er Gesinnungen einflößen will. Doch damit hat er Teil an einem andern Grundtrieb seines Zeitalters: der Schwärmerei und Empfindsamkeit. So paradox es klingt: der Herold altschweizerischer Manneskraft, römischer Großheit ist ein Kind der Werthererei. Auch wenn man nur sein Werk und nicht seine Biographie mit ihren zahllosen Stimmungswechseln, dem tränenfeligen Freundschaftskult, dem schwelgenden Anpassungs- und Hingabebedürfnis kannte, dürfte man den Ursprung seines Enthusiasmus erraten. Empfindsam ist Müllers hemmungslose Eindrucksfähigkeit: aber während sie bei den durchschnittlichen Empfindsamen aus Mangel an Tätigkeit und großen Gedanken oder Gesichten zur Weichlichkeit und Leere führte, ward sie bei Müller genährt durch die historische Lektüre, beschäftigt durch den arbeitsamen Ehrgeiz, die schwimmende Sehnsucht schlug sich bei ihm auf die heroische Bormelt, ähnlich wie bei Windelmann, und machte aus der Not die Tugend einer umfassenden historischen Empfänglichkeit und Erhebung. Man tat ihm dann fast sein Leben lang den Gefallen, seine historisch-literarische Mantums-wallung als Mantum selbst zu nehmen, indem man Gesinnungen mit Charaktereigenschaften verwechselte, Sachinhalte mit Trieben, Ideale mit Kräften, und man erstaunte, als jene und diese gelegentlich auseinanderkafften. Seine Schriftsteller-inhalte wurden nicht bestimmt durch das, was er hatte, sondern durch das, was er ersehnte, und wie alle großen Werke der Epoche von Klopstocks Messias bis zum Faust ist auch die Schweizer Geschichte geboren aus der Begeisterung einer Sehnsucht, nicht eines Besizes. Wenn Goethe als einzigen Wert der Geschichte die Begeisterung gelten ließ, die sie erweckt, so hätte ihm Müller zugestimmt. „Je n'ai pas l'esprit désapprobateur.“ Es lag ihm weniger daran — wie den Niebuhr und der philolo-

gischen Historie des 19. Jahrhunderts — hinter die Schliche der Überlieferer zu kommen, sondern den Sinn für jede Art Größe zu wecken. Darum liegt sein Hauptnachdruck weniger auf der Erkenntnismethode als auf der Darstellung. Auf das Gemüt wollte er wirken und mit dem Gemüt.

Wir dürfen uns Müller überhaupt nicht als einen stillen Gelehrten oder Forscher vorstellen, der vor allem sein Werk abschließen will. Er war eine jener unruhigen, vielangeregten, schwanken Naturen vom Schlage des Cicero und des Petrarca, die bei einem reichen Geist der unbestimmte, halb eitle, halb besessene Drang nach politischer Betätigung befeuert und beirrt, ohne eigentlich politische Anlage, vor allem aber ohne eine bestimmte Aufgabe und Notwendigkeit, die gerade ihre Teilnahme an den Geschäften erforderte. Man mag solche Anlagen zum Unterschied von den geborenen Tatern, die sich ihre Sache erschaffen oder die ihre Sache schafft, die Betriebsamen nennen. Ihnen ist die Sache im Grunde gleichgültig, nur ihre persönliche Tätigkeit und Einwirkung macht sie ihnen erst wert (nicht gerade ihr Vorteil: es sind oft wahrhaft opferwillige Leute) und darum wechseln sie eine Sache so oft mit einer neuen, bei der sie sich größeren Einfluß zutrauen. Sie gelten dann oft für niedrig eigennützig, während sie doch nur ihre Tätigkeit, nicht ihren Nutzen steigern wollen. Solchen Geistern ist die Schriftstellerei nur eine Seite des Geschäftslebens. Selbst wo sie darstellen, wollen sie wirken, und wo sie lehren, wollen sie tun. Selbst wo sie die Vergangenheit schildern, möchten sie Gegenwart und Zukunft bilden, Spiegel vorhalten, warnen, mahnen, strafen, rütteln.

Müllers Schweizer Geschichte gehört hierher und das oberste Vorbild für diese Kraft, die sich nicht an den Verstand, sondern an Gemüt, Phantasie und Willen wendet,

war weniger der kluge Sichter Montesquieu, als der leidenschaftliche Maler und Richter Tacitus. Auch dem war die Rede ein versetztes Handeln. Er redete, weil er nicht wirkungsvoll, wie er wünschte, handeln konnte und um die Wirkungen zu erreichen, die sonst dem Handeln vorbehalten bleiben. Rhetoriker sind unterdrückte Tat- oder Handlungsmenschen. Das Altertum hatte auch für diese Art Mensch eine legitime Ausdrucksmöglichkeit geschaffen. Bei den romanischen Völkern ist ein Rest dieser rhetorischen Kultur noch übrig geblieben. In der neuern deutschen Welt hat sich aus hier nicht zu erörternden Gründen der Sinn für das Wort als Wirkung verflüchtigt, und man läßt fast nur noch das Wort als Mitteilung, das wissenschaftliche, oder das Wort als Ausdruck, das dichterische, gelten. Allenfalls auf der Kanzel hat die Rhetorik noch eine gültige Stätte. Die rhetorische Haltung, die einer menschlichen Grundanlage entspricht, nun aber keine legitime Form, gleichsam kein Ventil mehr fand, drang deswegen heimlich und illegitim in andere Bereiche ein, wo sie eigentlich nichts zu suchen hat. Die Geschichtsschreibung bietet sich indes als eine Mischgattung dieser Gesinnung bequemer an, und wie schon im Altertum die verklemmte oder unterbundene Aktivität eines Tacitus sich in der Historie eine großartig-gewaltsame Form erzwungen hatte, wie im Mittag der Renaissance Machiavelli für eine fruchtlose Tätigkeit sich durch eine eiskalt gespannte Kontemplation schadlos hielt, so wird auch die neuere deutsche kunstmäßige Geschichtsschreibung eröffnet durch einen gescheiterten Halbtäter. Johannes Müller fand eine glückliche Mischung von Tun und Schauen in der patriotisch-rhetorischen Geschichte. Seine Schweizer Geschichte ist die Erlösung und Erfüllung eines ungewöhnlich reichen, aber nicht starken Menschen, der zum reinen Schauen und Forschen zu viel unruhige Zwecke und Gefühle, zum mächtigen Tun zu

wenig Mark und Eisen hatte. Aber beide Triebe, die mit den Widerständen der äußeren Welt nicht fertig werden konnten, bildeten an seiner Sprache und verschmolzen hier zu einer rednerischen Einheit, wobei Müllers Sehkraft das Licht und die Farbe, und Müllers Tatendrang die Glut, die Spannung und die Gestalt gab.

Drei Glücksfälle befähigten gerade Müller (seine Begabung immer vorausgesetzt) besonders zu dem Werk, das ihm gelang. Erstens: er war Schweizer und, wie locker auch mit seinem Volk verbunden, dennoch Angehöriger einer politischen Gemeinschaft, die in jedem einzelnen wirksam war. In der Schweiz war Staat und Volk noch nicht auseinandergefallen, Politik konzentrisch mit der Kultur. Der Bürger war noch Citoyen, nicht Bourgeois. So war dem Schaffhauser die Historie, wie den Alten und den Engländern, wie keinem seiner deutschen Vorgänger Sache des öffentlichen Lebens, nicht nur der privaten Neigung. Er reiht sich darin an die antiken Historiker, an Machiavell, Commines, Guicciardini, bei denen auch die Chronik aus den Geschäften erwuchs. Zugleich hatte er als Reisläufer den nötigen Abstand vom Vaterland, um nicht Parteimann zu bleiben. Seinem Schweizertum verdankt er also die staatlich-tatliche Luft, die öffentlich bewegte Spannung, die ihm ein bloßes Kabinettleben niemals hätte gewähren können.

Zweitens: Müller war zwiesprachig, Französisch war ihm von Jugend auf so geläufig wie Deutsch. Dem Französischen dankt er die angeborene rhetorische Kultur, das gute Gewissen bei der Rhetorik, das der Deutsche nicht kennt. Stilistisch miterzogen von Rousseau, der ihn nach seinem eigenen Geständnis erst die Macht der Rede kennen lehrte, konnte er als Doppelsprachler sich mit mehr Freiheit und Schwung der Sprache als eines öffentlichen Wirkungsmittels bedienen, seine Aktivität in Rhetorik gie-

ßen, als er sich aus seiner Deutschheit heraus damals getraut hätte. Kraft dieser rednerischen Leichtigkeit war er freier von Schulmeisterei als seine deutschen Fachgenossen. Denn was man mit angeborenem Talent und gutem Gewissen treibt, wird zur Tugend: durch sein Schweizertum von innen heraus politisch, durch seine Zweisprachigkeit von innen heraus rhetorisch bedingt, konnte Müller für sein Werk nutzen, was bei jedem anderen erzwungen oder künstlich geworden wäre. Er hatte den Fug, seine Aktivität als rhetorischer Geschichtsschreiber auszuleben.

Drittens: Müller war leidenschaftlicher Klassizist. Sein Kultus der Antike war fast körperliche Anlage, ja ein „Eros“. Dem Klassizismus dankt er den Willen zum großen Stil und die kompakte Anordnung. An der Antike fand er ein allseitiges Maß, das ihn über das Spezialistentum hinweghob: seine Liebe zu antiker Größe und Helle — nicht bloß dumpfe Sehnsucht, sondern genährt mit dem kräftigen Stoff der ganzen antiken Überlieferung — machte ihn zum Universalhistoriker, auch wo er Schweizerdinge schrieb. Das klassische Altertum war ihm das „Allgemeinmenschliche“, vertrat ihm die Metaphysik und das System, die er den Philosophen vorwarf und wovor ihm graute. In der Antike sah er den historischen Kanon, wie Winkelmann und Goethe den Kunstkanon. Wenn Herder durch seine humanitäre Völkerliebe zur Erforschung aller Eigenarten gelangte, so entzündete sich Müllers Universalität an der Antike als der allgültigen Geschichte. Durch seinen Klassizismus ist er Welthistoriker bis in die Lokalgeschichte hinein. Der Vergleich mit der Antike zieht sich ausgesprochen oder heimlich durch seine Schriften. Sie werden dadurch oft forciert, bleiben aber immer auf ein Gesamtmenschliches bezogen.

Diese drei Bedingtheiten, denen Müller seine Tugenden mitverdankt, bestimmen auch drei Haupteigentümlichkeiten

seines Stils. Seinem Schweizertum schuldet er „die prachtvolle Altertümlichkeit“ seiner Rede, wie es Schelling nennt. Der Umgang mit den Tausenden alter Urkunden und Quellschriftstellern, mit Tschudi, Bullinger, Hämmerlin usw., füllte seinen Kopf mit der knorrigen, derben, urchigen und sachhaltigen Sprache, und selbst wenn er nicht seine Freude an dem Urväterhausrat der verschollenen Biederzeit, dem Edelrost, gehabt hätte, selbst wenn ihm der Herderische Sinn für das Historisch-Individuelle jener Zustände gefehlt hätte, konnte seine eindrucksfähige Phantasie und sein überempfindliches Gedächtnis sich diesen Tonfällen nicht entziehen. Auch war er teils genötigt, teils glücklich, die staubigen Urkunden seinem Text einzuarbeiten, so daß sich aus dem Gegenstand schon die Angleichung seines Stils an den alten ergab. Das grobkörnig-dichte Gepräge, das seine Prosa unter allen neuern heraus hob, das echt Archaische (im Gegensatz zum Buzenscheibentum, das sich später im Gefolge der Romantik breit macht), hat er seinem Schweizertum, seinem Schweizerstoff zu danken. Dies Altertümliche ist keineswegs künstlich gesucht, sondern Folge seines allerdings manchmal überspannten Willens, aus den Gegenständen selbst herauszureden, Folge seiner Urkundenverarbeitung. So zieht er überall alte Fachausdrücke (z. B. verungültigen, unkömmlich, genötet, Udel, Blutharst, befestnen) modernen Umschreibungen vor, wendet verjährte Formeln an, verschollene Konstruktionen, den Stil der Urkunden nicht nur starr übernehmend, sondern lebhaft hereinziehend in seinen eigenen. „Erwerben daß“, „Es ist in alten Liedern“ usw. Abgeschiedene starke, meist Dialektformen weckt er wieder auf: „gelung“, „ronnen“, „sprungen“. Auch die Namenhäufung gehört zu seiner Urkundenlektüre. Meist wo Müller Schweizer Realien, Verträge, Verhandlungen, Bräuche, Einrichtungen behandeln muß, wo er Kulturhistorie gibt, redet er aus den

alten Urkunden und Chronisten. So schlug ihm das „Exzerpieren“ auf den Stil.

Seine Maximen und Reflexionen, die lehrhaften und zwecklichen Niederschläge seines „Observierens“ kommen aus französischem Einfluß. Den kann man zusammenfassen in dem Namen Montesquieu. Ihm dankt er besonders die logische Durchsichtigkeit und Ordnung, womit trotz aller bis zur Dunkelheit beziehungsreichen Sachfülle sein Werk aufgebaut ist. Der philosophische Sinn gebrach ihm, die Fähigkeit, die Welt als geistig gegliedertes Ganzes zu sehen. Den ersetzte ihm die französische Logik mit ihren Nutzenwendungen und Zusammenfassungen. Seinen Tribut an das Zeitalter Kants und Fichtes mit der Jagd nach dem Unbedingten, Unendlichen, nach dem Ding an sich zahlte Müller auch, eben durch die Lehren, die er aus prägnanten Begebenheiten zog und die er sich allanwendbar dachte. Montesquieu war Müllers philosophisches Vorbild. Von ihm lernte er diese Methode allgemeiner Durchblicke und Nutzenwendungen. Obwohl Herders Freund und Folger, ist er mehr Montesquieus Schüler als der des deutschen Geschichtsehers. Nicht werdende, formumformende Kräfte, „organische Entwicklungen“, sieht er, sondern wie Montesquieu kennt er fertige Einrichtungen und fertige Eigenschaften, die sich gegenseitig bedingen. Er fragt: was machen die und die Eigenschaften für Gesetze und was machen die und die Einrichtungen aus den Völkern? Es ist im Geist der französischen Aufklärung, die Geschichte als unmittelbare Lehrmeisterin fürs eigene Völkerleben zu benützen. Diese Denkart ist dem Deutschen eigentlich fremd. Er will wissen, was war, wie es war, und was es bedeutet im Weltplan. Das ist die geistige Grundlage deutscher Geschichtswissenschaft oder Philosophie, man denke an Herder, Schiller, Hegel, Ranke. „Was

läßt sich daraus lernen, was kann ich damit anfangen?“ ist eine französische Frage. Vergleicht man Herders oder Schillers Geschichtswerke mit denen Müllers, so wird klar, was der Franzose Montesquieu für Müller bedeutet. Auch Herder und Schiller sind lehrhaft, aber sie geben keine Exempel, sondern messen die Geschehnisse an einem ewigen Weltplan, an einer Gerechtigkeit. Müllers Maximen und Reflexionen haben in der Komposition eine doppelte Bedeutung: als Ruhepunkte und als Sammelpunkte. Sie sind die Einschnitte, wo der Leser Atem holen kann, oder sie sammeln die Sachenmasse in einen einfachen Sinn. Oft zieht Müller die Nutzenwendungen schon in die Erzählung hinein, oft werden sie in hypothetischer Form vorgebracht. Sie beziehen sich auf Moral, Politik, Gesellschaft, Religion, Seelenkunde, Wissenschaft, sie enthalten seine allgemeine Weltansicht und seine Forderung an die Zeitgenossen, vieles darin ist Zeitanspielung.

Dieses ganze Lehrmeistertum ist am wenigsten originell und am schnellsten veraltet in seinem Werk. Es gehört den Denkmethode der französischen Aufklärung an und ist mit diesen verjährt. Gleichfalls französisches Stilgut sind Müllers Antithesen und Parallelen, wiewohl zum Teil mitbedingt durch seine Seitenblicke auf die Antike. Seine Antithetik ist freilich nicht so deutlich abzuleiten wie sein Schweizer Edelrost, da ja die der Franzosen selbst zurückgeht auf antike Einwirkung, zumal auf Sallust und Tacitus. Doch ist die Antithese im Französischen ein tektonisches Prinzip, im Lateinischen ein dekoratives. Man unterscheidet bei Müller Antithesen für die Phantasie und solche für den Verstand. Jene beruht auf der Anschauung zweier Bilder und hat einen rhetorischen Zweck, diese beruht auf der Abstraktion, findet sich meist in den Nutzenwendungen und ist logischer Art. Erstere hat Müller von Tacitus, letztere von Montesquieu. Ein Beispiel

für die Phantasie-antithese (in einer Schlachtschilderung): „Ruhig folgten die Oesterreicher der Begierde des Lebens, die Schweizer der Begierde der Beute.“ Ein Beispiel für die Verstandes-Antithese: „Überhaupt haben die Schweizer besser sich behauptet als andere angegriffen.“

Doch mit Grund blieb Müller der Name des Schweizer Tacitus. Tacitus ist die Summe seiner klassischen Bildung, wie Montesquieu die Summe seiner französischen, und nicht den Lehren, sondern den Bildern verdankt er Wirkung und Ruhm. Als Schüler des Tacitus strebte Müller eigens nach zwei Eigenschaften, die ihm weder als einem Schweizer noch als einem Klassisten an sich geläufig sein mußten, geschweige als einem Nachfahren der aufklärerischen Franzosen: nach Wucht und Farbigkeit. Die Sachfülle, die ihm seine Schweizer Urkunden aufnötigten, und die rhetorische Kultur, die er der französischen Sprache dankt, haben ihn zwar unbewußt auf diesem Weg gefördert, aber das eigentlich Müllerische, eben jene taciteisierende Gewalt, ist das Ergebnis einer bewußten Selbsterziehung, einer lernbaren, wirklich erlernten Technik — keineswegs naiver und ungestümer Ausdruck seines ursprünglichen Wesens, sondern Wirkung von etwas, das er sein wollte. Stil ist ja ein Doppeltes: Ausdruck eines Seins und Abbild eines Wollens, Rede aus etwas heraus und Rede zu etwas hin. Müllers Briefe zeigen uns eine weich hingeebene, anschmiegende, bewegt-gesellige, einfühlsame Natur, seine Schweizer Geschichte einen besonnenen, gespannt-ernsten, von Verantwortung getragenen und beladenen, distanzierten Geist. An Stelle seiner wallenden und oft wolkigen Wärme ist hier eine gepreßte Glut. Wir gewahren einen starren Priester der Klio, der sich nicht gehen lassen darf, weil er keine privaten, sondern nur verantwortungsvolle Meinungen äußert — „indocilis privata loqui“. Beschauen wir das Amts-

Kleid, das er um sich warf, nachdem wir ungefähr die Umrisse seines geistigen Leibes kennen.

Des Tacitus monumentale Wucht zu erreichen, besaß Müller bei weitem kein so geeignetes Material wie der Römer in der lateinischen Sprache. Was dies unter reinem Himmel zugleich gewachsene und gebaute Idiom durch den bloßen Klang der Worte und durch seine Architektur an Nachdruck voraus hatte, mußte Müller künstlich und durch Wortwahl und Syntax erzwingen. Man erinnert sich an Nietzsches Satz: „In gewissen Sprachen ist das, was in der lateinischen erreicht ist, nicht einmal zu wollen.“ Müller wollte es doch, dies „Minimum in der Zahl der Zeichen, dies Maximum in der Energie der Zeichen“. Er ist, seit Klopstocks Gelehrten-Republik, der erste deutsche Schriftsteller, der es versucht hat, der deutschen Prosa architektonische Wucht im Sinne des Altertums zu geben. Dazu war ihm Kürze, von Tacitus gelernt, das Mittel — jene besondere Kürze, die sich mit der lang ausgehaltenen Periode verträgt, nicht die moderne Kürze der Kurzatmigkeit. Jene besteht darin, mit möglichst wenig Worten viel und möglichst Bedeutsames zu sagen. Diese hat den Ehrgeiz, überhaupt möglichst wenig Worte zu machen und das Wort überhaupt nur als Mitteilungszeichen zu benutzen, weil man keinen Atem und keine Zeit hat. Johannes Müller will gerade, wie Tacitus, das Wort als Wort wuchtig machen, die Rede als Rede mit Klang ebenso belasten wie mit Inhalt. Das geschah zunächst durch die edle Wortwahl. Müller mied die abgeschliffenen Ausdrücke. Es ist ja der Sinn der seltenen Worte, daß sie zum Aufhorchen zwingen, spannen, den Geist aus dem geläufigen Gleis reißen. Hier haben wir noch eine besondere Funktion der altertümlichen Worte bei Müller. Sie machen seine Sätze nicht nur sachhaltiger, konkreter, massiger, sondern auch feierlicher,

fremdartiger, höher. Sie erreichen ein Bestes dichterischer Sprache, Einheit und Frische und Distanz. Dahin gehören außer den schon erwähnten Archaismen die volleren Partizipial-Endungen: „benötiget“ usw., überhaupt die Vorliebe für vollere Wortformen: „fernere“ statt ferner, „Orter“ statt Orte, „Zweispalt“ statt Zwiespalt, „die Brandmark“ statt das Brandmal, „derselbige“ statt derselbe. Ferner schwere Worte, archaisch oder nach Analogie archaischer Fach- und Lokalausdrücke gebildet: „Pfandherr“, „Friedbruch“, „zurstund“ statt sofort. So war seine Diktion zugleich volkstümlich und eigen, gehoben und schlicht bis zur Künstlichkeit, vor allem aber prägnant, bedeutsam. Man konnte nicht darüber hinweglesen, jedes Wort stand aus eigenem Recht und mit eigenem Anspruch da.

Was die Wortwahl begann, wurde gesteigert durch die Verknüpfung, die Syntax. Wenn jedes Wort schon die Pflicht hat, Ohr und Sinn zu fesseln, so gilt dies erst recht von den Sätzen. Jeder bekam eine ganze Last Inhalte aufgebürdet, auch der kleinste Nebensatz machte noch große Ansprüche. Müllers berühmte Dunkelheit kommt eben daher, daß er ein Getümmel von Inhalten auf den kleinsten Raum zusammenpreßt. Aus diesem Trieb entspringt seine am lateinischen Vorbild geschulte und gesteigerte Lust an Konstruktionen, wodurch in sich inhaltlose Worte — Koppula, Hilfszeitworte, Artikel, Pronomina — erspart werden, oder an Konstruktionen, die ihm die Wiederholung vorgegebener Begriffe erlassen, asyndetische Aufreihung von Hauptsätzen, um „und“ zu sparen und das Gedränge von Aktion zu suggerieren: „Als aber die von Bern vernahmen, Thurgau sei schon königlich, Zürich wanke, der König werde nicht aussetzen, bis die Eidgenossen waffnen, überlegten sie, daß wenn Aargau mit gemeinschaftlichen Waffen erobert werde, alle insgeheim darüber werden regie-

ren wollen, eilten, gehorchten dem Reichshaupt, fehdeten den Herzog, machten sich auf mit ihren großen Büchsen und all ihren Mannschaften vom Oberland und den Ufern der Aare, mahnten ihre Mitbürger von der Stadt Solothurn, von Biel, von Neustadt und von Welschneuenburg unter des heiligen Reichs Banner in der Hand Graf Konrads von Freiburg, zogen herab in den Aargau der Oesterreicher und legten sich vor Zofingen.“

Ferner Partizipialkonstruktionen statt Nebensätzen: „Da zogen die von Bern Aechtland hinauf, vorbei Thun, nun ganz ihr eigen, vorbei die oft gebrochene Landespforte von Siebenthal, vorbei den goldenen Hof zu Spiez, Eigentum von Bubenberg, in das Thal zwischen den Seen von Thun und Brienz.“ Oder: „Die Widerpart, überzeugt und erschreckt, schwor die neuen Meinungen ab“ usw. Ferner prägnante Einschaltungen jeder Art, Appositionen, Relativ- oder Klammersätze, überhaupt die Häufung adverbialer Bestimmungen, die oft die wichtigsten Dinge mitteilen, werden noch schnell, um möglichst viel Inhalt unterzubringen, an ein Wort gehängt. „Herr Albrecht von Sachs, aus dem uralten rhätischen Adel, Freiherr von Misox (welches hohe Thal unten gegen Bellinzona offen, oben an das Gebirge Adula geschlossen ist) Erbe Ulrich Walthers, Herrn von Belmont in dem Lugnez, welches langen und wilden Thals altrhätisches Volk allezeit ungerne gehorchte, in der Grube, wo Flanz liegt und in Flims: dieser Herr hatte um Kriegssold Gewalt oder durch Heirat die soeben wieder eroberte Stadt Bellinzona und wider den Willen des Visconti, des Lehens Herren, behauptet.“ Was ist alles an geographischen und historischen Notizen atemraubend hier zusammengestopft! In Attributen, Adverbien, Appositionen, Klammern bringt Müller am liebsten seine Urteile und Wertungen unter, seine Erinnerungen und Hinweise. „Durch diesen Brief

haben die Züricher, gerecht und klug, die Besorgung des Allgemeinwohls der Übermacht weniger Vorsteher entrisfen.“ „Von der Steuer, vom Futterhaber und von Hühnern — Merkmalen alter Dienstbarkeit — befreiten sie die Entlibucher.“ Einschaltungen zur Ersparnis des Atemholens und als dichteste Raumbfüllung liebt Müller besonders. Zur Ausnützung des Raumes und des Atems gehören die taciteischen Inkonzinnitäten, die einem Wort einen möglichst weiten Aktionsradius oder gedrungene Tragkraft sichern sollen und einer Konstruktion möglichst viel aufbürden. „Eben demselben genügte die ewige Schutzwehr des Gebirges und wenn der Herzog die nächsten Märkte nicht mit Zöllen beschwerte.“ „Welcher letzterer Ort, ehe die Gletscher sich ausgebreitet, groß und Paß nach Wallis gewesen.“ Oder: „Die Obrigkeit hielt ihnen gleiches Recht, das Volk aber fest an den Wahn, daß...“ „Aus Furcht für sich selbst und auch, daß die Feste geschleift würde.“ Diese Stilmittel sind meist eine Folge der Ehe zwischen Tacitus und der schweizerischen sachenreichen Biederkeit, eine Art Kantönl-Monumentalität. Nicht nur forcierte Nachahmung des Tacitus ist in diesem Stil. Darin daß hier jeder kleinste Nebensatz, jede noch so beiläufige Bemerkung Stimme, Gewicht, Anspruch hat, liegt etwas von Schweizer Wesen, ein syntaktisches Abbild der Schweizer Landschaft und Gesinnung. Man kann sich einen derartigen Stil schwer in einem weiträumigen, zentralisierten Lande entstanden denken. Tacitus' eigene Diktion wirkt neben der Müllers nicht nur durch die lateinische Sprache weiter und gegliederter, sondern weil er wirklich Großes und Kleines römischer zu scheiden wußte, mit einem beiläufigen Murren oder Seitenblick viel sagt, während Müller eigentlich alles betont — abgesehen davon, daß er viel mehr Sachen unterzubringen hatte. So gibt Müllers Stil gerade durch seine Tacitus-gebärde in

ähnlicher Weise den Gau=geist mit seinem kräftigen, trotzigem und engen Eigensinn wieder, wie etwa Jean Pauls Schachtelsätze die deutsche Kleinstaaterci. Ich gehe hier nicht auf Müllers mannichfaltige andere Latinismen ein: seine nachgestellten Temporal= oder Kausal=Konjunktionen: „Rudolph, als er“, seine Vorliebe für indirekte Rede und doppelte Verneinung, seine Eindeutschung der Konstruktion accidit, factum est, constat usw., „es begab sich“, „es geschah“, „es ist“, „es ist überliefert“.

Was man am meisten an ihm pries, die wuchtige Fülle, und was man am meisten an ihm rügte, die geschraubte Dunkelheit oder steife Pathetik, stammen aus derselben Quelle, und Lober wie Tadler haben recht. Man muß nämlich scheiden, wo diese Monumentalität angebracht ist und wo nicht. Solange Müller im hohen Ton des Tacitus Lokalänkereien der Schweizer Herren, Bürger und Bauern erzählt, macht sein Bericht lächeln. Aber an den Höhepunkten seines Werkes, wo er bedeutende Menschen schildert oder wichtige Ereignisse, kurz, wo er mit Fug sich gehobener Wirkungen bedient, da ist Müller stark wie nur irgendein Alter, ein Kolorist großen Stils. In seinen Porträts ist Müller darin ein Schüler der Antike, daß es ihm nicht auf psychologische Ergründung und Bloßlegung geheimer Wurzeln ankommt, sondern auf sinnlichen Eindruck. Er wollte vor allem zeigen, wie ein Mann auf Mit= und Nachwelt als Gestalt wirke, unbekümmert um die geistig=seelischen oder sozial=problematischen Verflechtungen. Psychologische Konstruktionen liebte er so wenig wie metaphysische. Die Reduktion eines Menschen auf einen unsichtbaren Grundtrieb oder gar auf außerpersönliche Bedingtheiten, sei es Milieu oder Rasse oder dergleichen, psychologische Feinessen durfte man nicht erwarten von dem Verkünder heldischer Kraft und wuchtiger Sachlichkeit. Das ist kein Tadel. Man ist heute zu geneigt,

wie in der Methode die Kritik um der Kritik willen, so in der Darstellung die Psychologie um der Psychologie willen zu überschätzen. Wo man bewundert, findet man meist heute Psychologie, selbst bei Homer und bei Tacitus, die beide zu ihrem Ruhm davon frei sind! Man vergißt, daß jeder, der den Leib und seine Geste, Tat, Haltung, Eindruck des sinnlichen Menschen anschaut und schauen lehrt, auch die sogenannte Seele mit heraufhebt, sinnbildlicher als der im bodenlosen Dunkel des Subjekts wühlende Psycholog. Des Tacitus Psychologie von Tiberius z. B. ist mehr als kindlich mit ihrem Glauben an eine Jahrzehnte bewußt durchgeführte und dann bewußt abgeworfene Heuchelei. Aber die Gebärde, die Seelengestalt dieses Kaisers hat er mit überwältigender Kraft festgehalten. So gibt auch Müller nur ein Mosaik gedrungenen Sachlichkeiten, wirksam gruppierter Einzelzüge, Eigenschaften, Handlungen, Worte, Gesten. Am liebsten charakterisiert er indirekt, er hat beinahe Scheu davor, etwas vorzubringen, das nicht zugleich das Sachwissen bereichert. Er will schildern durch das, was seine Personen gesagt oder getan haben bei bestimmten Gelegenheiten, nicht durch Anheftung eines allgemeinen Eigenschaftsworts. Die Gelehrsamkeit Hämmerlins etwa drückte er nicht durch das einfache Wort „gelehrt“ aus, sondern durch das Faktum, daß er 500 Bücher besaß. Oder sehen wir Rudolf von Habsburgs Bild: „Rudolf, Graf zu Habsburg und Kiburg, war von Statur sehr groß, schlank von Gliedmaßen: seine Nase hatte eine starke Ausbeugung; den Haarwuchs hatte er früh verloren; von Angesicht sah er blaß; in seinen Zügen war hoher Ernst; aber sobald jemand mit ihm reden wollte, erweckte er Zutrauen durch zuvorkommende Freundlichkeit. Sowohl in Zeiten, als er mit geringer Macht große Geschäfte tat, als da ihm nachmals die Menge öffentlicher Sorgen oblag, war Rudolf

muntern, ruhigen Geistes, und gefiel sich in Scherz. Im Leben liebte er die Einfalt; köstliche Speisen aß er nie, noch mäßiger war er im Trinken; im Feld hat er wohl eher mit roten Rüben seinen Hunger gestillt. Er pflegte einen blauen Rock zu tragen; mit jener Hand, welche zu vierzehn Siegen den Befehlsstab geführt, haben die Kriegsteute ihn sein Wambs flicken sehen. Es ist aufgezeichnet worden, daß er Frau Gertruden, seiner Gemahlin, von der er zehn Kinder gezeugt, nicht allezeit getreu gewesen, aber er genoß der Lust, ohne ihr zu dienen; daher ihm nie weder zur Arbeit noch zur Freude Zeit, und im hohen Alter zu keiner Kriegstat Gesundheit fehlte.“

Müller sagt lieber, was die Leute taten oder pflagen, als wie sie waren, einmal aus Tatsachenlust, dann aber auch aus dem rationalistischen Hintergedanken des nachahmenswerten oder abschreckenden Beispiels. Eigenschaften lassen sich nicht nachahmen, nur Taten und Gebärden. Auch brachte er gern anekdotisches Wissen, das im Laufe der Geschichtserzählung keinen Platz hatte, in diesem Sammelbecken der Porträts unter. Kompositionell haben die Bildnisse von Personen einen ähnlichen Zweck wie die Maximen: als Einhälte im epischen Gang der Handlung. Freilich auch die Porträts sind zusammengesetzt, wenn nicht aus Aktionen, so doch aus Funktionen, aber doch zusammengesetzt, nicht entwickelt. Keine Eigenschaft ist aus der anderen abgeleitet oder ihr subordiniert. Einfache Koordination hält Müller für das Wirkungsvollste.

Das Gegenstück zu den Porträts sind die Schlachtenbilder, die dramatische Steigerung der Erzählung, das Losbrechen lang gesammelter Kräfte, Kaskaden des epischen Stroms. Es kam Müller zugute, daß er die Lokalitäten alle aus Augenschein kannte, er schilderte, als sei er dabei gewesen und entwickelte die Schlachten nicht von ihrem bekannten Ausgang her, sondern mit der atem-

losen Spannung dessen, der den Ausgang noch nicht kennt, die Möglichkeiten im Moment abwägt und als Mitkämpfer mitten in der Erregung die Zeit hat, bunte Einzelheiten zu erspähen, sich der Eigenschaften seiner Mitstreiter und Gegner zu entsinnen, und der diese Gedanken vor und während der Schlacht dicht und fieberhaft, aber mit der Fassung eines tapferen Kämpen laut werden läßt. Dies Teilnehmen, diese Mischung von Aktion und Kontemplation, macht seine Schlachtenberichte zu den lebendigsten in deutscher Sprache. Es ist darin ein dampfendes Gefühl für den Ablauf der Zeit, für den Drang der Geschehnisse, man riecht Schweiß und Blut der Kämpfer, spürt die Ernteglut bei Sempach und die winterlich-morastige Starre, worin der Burgunderfürst zusammensinkt.

Wie das Menschlich-Bewegte, als Charakter oder als Ereignis, so vergegenwärtigt Müller durch leibhafte Sinnlichkeit Kulturzustände und Landschaften — das Ruhende und Gewesene ebensogut wie das Getane und Geschehene. Wie er hierbei verfuhr, ein Beispiel, die eindrucksvollste Schilderung des mittelalterlichen Schauers:

„Inwohnendes Gefühl eines Wesens, das Gegenwart und Sinnenwelt nicht fesselt, machte die Menschen (besonders in erschütternden Zeiten) auf irgendeinen Laut, einen Widerschein jener ihrer andern Welt begierig. Wie erschrak Zürich in der Mitternachtsstunde des Festes der Stadtheiligen über den schauervoll durchdringenden Schlag, der (wie im Jahr der großen Feuersbrunst) wieder einmal durch die Hallen des großen Münsters erklang. Und Blut bey Mellingen quellend; Blutklumpen im friedlichen Sursee; Mittagshelle im Aargau bey Mitternacht und nach plötzlicher Bewegung wie zusammenstürzender Natur plötzliche Stille; zu Ebersöck das Gesicht gehäufter Leichname; Schnee im August; todverkündigende Vögel, Zeichen an Glocken, an Bildern, Mißgestalten, nächtliches Gekirre,

verhallendes Klagegeschrey und was von Trab und Schlacht und Ruin an der Birs grauslich tönte, seufzte, bebte, was verkündigte es als Teilnahme der Natur und Geister am Jammer der wahnsinnigen Sterblichen!

Überhaupt war jeder Hall aus dem Schattenreich traurig und finster, so daß man dessen gern vermifste. Wenn der staunenden Gemeinde ein lang verehrter Vorsteher, wenn dem bekümmerten Bruder der, den er wie sich selbst geliebt hatte, tief in Flammen oder am Ort ewiger Qual gezeigt wurde; wenn wie bey Basel im Bruderholz, verlorne Geister mit Vogelstimmen die (ach, so lange!) Ewigkeit klagten; oder zu Bern in tiefer Nacht Rumor und Achzen der Abgeschiedenen aus dem Schlaf schreckte; oder des Teufels Gespenst auf Meister Leonhards, des grauen Arzts und Zauberers, Befehl, dem Untern Schächenthal die heilreichen Wasser verwirrte! Was war es, wenn Satan, voll weltalter Erfahrung, um eine mit Blut verfaßte Verschreibung, oder durch Salomo's Bande gefesselt, einem Elenden Schätze zeigte; oder wenn in mittäglicher Alpen paradiesischem Thälchen geile Sylfen den bezauberten Fremdling mit Wollust übersättigten! Verbindung mit dem Höllengott (vermuthete, oder selbst geglaubte) brachte tausend Unglückliche zum Feuer, Vorbilde des Ewigen."

Das sind nichts als Mitteilungen aus alten Berichten, Aufzählungen von Wunderzeichen usw., und doch weht daraus die ganze magisch-dumpfe Luft jener innen überfüllten, aber wortspröden Zeit. Das eben ist die eigentliche historische Meisterschaft, nicht nur das Bewußtsein, sondern auch den Schauer der Gegenstände im Ton zu geben, Sachinhalte in Ton zu verwandeln. Müller, der Sohn des Aufklärungsalters, redet aus jener mystischen Zeit heraus, in ihr atmend, weil von ihr angeatmet. Die Vergangenheit wird für ihn nicht bloß Gegenstand der

Forschung, sondern Element seines Lebens. Den alten Dokumenten spricht er nicht bloß nach, sondern er spricht sie wieder lebendig.

Zu jeder Geschichte gehört auch ihr Schauplatz. Lokalgeschichte ist von der Landschaft erst recht nicht zu trennen. Das gilt besonders von Bergvölkern oder Seeanwohnern, deren Dasein fast völlig beruht auf der Wechselbeziehung zwischen Element und Mensch. Mit Recht hat daher Müller die Schweizer Landschaft als einen bestimmenden Faktor einbezogen. Ein Zeitgenosse Rousseaus, gehört er zu den Wegbereitern der modernen Naturromantik. Er war ein großer Wanderer in seiner Jugend, der unablässig Pässe und Täler durchstreifte, nicht nur um der Topographie willen, sondern auch aus Freude an den Gegenden. Seine Landschaftsbilder waren allerdings nicht sentimental, sondern heroisch, nicht Stätten wo sich einsame Seelen ergehen, sondern Schauplätze geschichtlicher Begebenheiten. Belebte Topographie gab er: „Unterseen, eine kleine hölzerne Stadt, liegt in einem sanften, hochgrünen Tal an dem ungemein starken Strom, den die Aare an diesem Ort von See zu See waltet. Auf einem grünen Hügel war die starke Unspunnen. Hinter derselben und unserer lieben Frauen Stift Interlaken stehen die Alpen, wie aufgetürmt, meist in dunkelgrünem Schatten.“ Nicht Stimmung, sondern Gestalt, Schichtung, Lagerung bezeichnet er. Er berichtet wie ein Späher, der die Eignung der Gegend zum Schlachtfeld, oder wie ein Kommissar, der die Anbaufähigkeit zu untersuchen hätte. Stets mit Bezug auf den Menschen als ein nuzendes, nicht als genießendes Wesen. Eine Stelle für sich nimmt freilich die Urlandschaft am Eingang der Schweizer Geschichte ein, eine heroische Vision der vormenschlichen Urwelt, deren sich kein Dichter zu schämen hätte, mit ihrer getürmten, alpinen Sprache.

Der Mann, der ein Geschichtswerk mit einem solchen Gesicht eröffnen konnte, mußte wohl etwas anderes bezwecken, als bloßen Bericht aus Vergangenenheiten, und brachte ein anderes Rüstzeug mit als der bloße Geschichtsforscher. Was wir hier unter Uebergehung von minder wesentlichen Zügen als Müllers Schriftstellermerkmale betont, sind Eigenschaften und Mittel, die man gemeinhin dem dichterischen Schaffen zuschreibt.

Und in der That, Müllers Wirkung auf die Zeitgenossen war die eines Mannes, der gehobene Bilder hinstellt, nicht bloß Erkenntnismassen zusammenträgt. Für die zusammenbrechende Schweiz war Müllers Geschichte nicht mehr und nicht weniger als ihr Mythos. Kein späteres Schweizer Geschichtswerk kann neben dem seinen bestehen, mögen auch manche kritischer und genauer sein. Den Schweizern hat er so ein gesamt-vaterländisches Gefühl in diesem Gemälde ihrer Vorzeit vermittelt. Die Vorstellung von heldenhaftem Schweizervolk, freiheitsliebenden Bürgern und Bauern, großartigem Kampf gegen Übermacht und all diese unserer Bildung geläufigen Anschauungen hat Müller verdichtet, und Schillers Tell, ohne Müller undenkbar, hat sie zum Gemeingut gemacht. Der Romantik bot er das erste saftige und genaue Bild des Mittelalters, von dem beinah nur verschwommene, rittertümelnde, schlaffe Schemen oder trockene Notizen umliefen. Deutsche Volkheit vor Luther wurde durch Müller erst literaturfähig, und trat als gleichberechtigt durch ihn neben den Mythos der Antike. Seine Schweizer Geschichte ist das erste schriftstellerisch durchgebildete Gesamtgeschichtswerk in deutscher Sprache.

Heidelberg

Friedrich Gundolf

Lebensabriß Müllers

- Geboren 3. I. 1752 in Schaffhausen als Pfarrersohn.
- 1769/1770 studiert Theologie (J. P. Miller, J. D. Michaelis, Walch) und Geschichte (Heyne, Schlözer) in Göttingen.
- 1771 Professor der Griechischen Sprache am Gymnasium in Schaffhausen. Bekanntschaft mit Bodmer und Breitingen, Mitarbeit an der Berliner Allgemeinen Deutschen Bibliothek Friedrich Nicolais.
- 1773 Freundschaft mit Carl Victor von Bonstetten.
- 1774 Hauslehrer bei Staatsrat Tronchin in Genf.
- 1775 Freundschaftlich-wissenschaftliches Zusammenleben mit dem jungen Amerikaner Kinloch zu Chambeisy bei Genf. Besuche bei Voltaire.
- 1776—1780 als Privatgelehrter bei Charles Bonnet, dem Naturphilosophen in Genthod am Genfersee, und bei anderen Freunden. Daneben in Genf Vorträge über Weltgeschichte. Reise nach Berlin behufs einer Anstellung. Erfolglose Audienz bei Friedrich dem Großen.
- 1781—1783 Professor am Carolinum in Cassel durch Verwendung des Generals und Ministers von Schlieffen.
- 1783—1786 Privatgelehrter bei Genf und Bern. Vorlesungen über Weltgeschichte vor Genfer und Berner Patriziern.
- 1786—1792 Bibliothekar, Staatsrat und Archivdirektor beim Kurfürsten von Mainz (Freundschaft mit Herder, Heinse, Sömmering, Jacobi). Vorkämpfer des Fürstenbundes gegen Osterreichs Übergriffe. Lehnt bei Besetzung von Mainz durch Cüstine französische Staatsdienste ab.
- 1792—1804 Kustos der Wiener Hofbibliothek. Geadelt. Freundschaft mit Hammer-Purgstall, Zacharias Werner.

- 1804—1807 Hofhistoriograph und Akademiker in Berlin.
Freundschaft mit A. v. Humboldt und Fichte.
- 1807 Lange Audienz bei Napoleon in Fontainebleau, Abfall von Preußen.
- 1807—1809 Staatsminister und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts im Königreich Westfalen.
- Stirbt 29. Mai 1809 in Cassel infolge Überlastung und Gram.

Hauptwerke Müllers

- Essais historiques. Berlin 1771.
Bellum Cimbricum. Zürich 1772.
Reisen der Päpste. Frankfurt 1782.
Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft. Bern 1780.
Gänzlich umgearbeitet Leipzig 1786—1808.
Darstellung des Fürstenbundes. Leipzig 1787.
Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund. Tübingen 1802. (Die Freundschaftsbriefe Müllers an Bonstetten, ohne Müllers Wissen, aber mit seiner nachträglichen Billigung herausgegeben von Friederike Brun, von den Zeitgenossen sehr bewundert.)
Lebensgeschichte 1806.
La Gloire de Frédéric II. Berlin 1807. (Diplomatische, Napoleon freundliche Akademie-vorlesung, von den preussischen Patrioten bekrittelt, von Goethe verteidigt und übersetzt.)
Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit, nach seinem Tode durch seinen Bruder J. G. Müller herausgegeben. Tübingen 1811.
Sämtliche Werke, herausgegeben von J. G. Müller. Tübingen 1810—1819. 27 Bände.
Ferner zahlreiche Rezensionen von 1770—1807 in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung und der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

*

Der Auswahl liegt die Ausgabe letzter Hand von 1806 zugrunde. Die römischen und arabischen Ziffern bezeichnen Buch und Kapitel, dem jedes Stück entnommen ist, die Jahreszahlen den Zeitraum, den das Kapitel jeweils behandelt.

Vorrede

Alle Verfassungen freier Nationen haben ihren Ursprung in der häuslichen, wo väterliches Ansehen durch Kraft und Weisheit Ordnung hält. Als die Hausgesellschaft in Geschlechter, diese in Stämme, diese in Völkerschaften verbreitet wurde, blieb der ersten Einfachheit Bild in dem erbfolgenden oder gewählten Vorsteher, welcher nicht ohne Berathung mit den Ältesten und nicht ohne Beistimmung der Familienhäupter die Angelegenheiten des Gemeinwesens verwaltete. Das waren die guten Zeiten der alten Freiheit, wo keinem etwas fremde blieb was das Ganze betraf, und ohne den Willen der Mehrheit über das Allgemeine nichts verfügt wurde. Natur und Gewalt haben es geändert. Jene, wenn Völker aus den hohen Thälern in den Gebirgen der Vorwelt in gränzenlose Gefilde ergossen, bald allzu weitläufig angesiedelt wurden, als daß ferners jeder an der allgemeinen Geschäftsführung Theil nehmen konnte; da versuchten sie alles, um bei der nothwendigen Trennung einander doch nicht fremde zu werden: bald ordneten sie beständige oder periodische Versammlungen bei einem Tempel, oder an einem Berge Gottes, oder in einer Hauptstadt, oder auf einer Landmark, wo bevollmächtigte Boten jede Stadt und Landschaft vorstellten, oder größere Ausschüsse flossen bei Opfern und Spielen zusammen.

Alles verwirrte früh, hin und wieder, mehr und mehr, die Gewalt, welcher Mißbrauch der Kraft bei

so ungleicher Vertheilung sowohl der Naturgaben als der Glücksfälle unvermeidlich war. Dadurch gieng die Freiheit verloren, indem die Besiegten ihren freien Willen einbüßten, und an gleichen Gehorsam gemeiniglich auch die Überwinder durch Furcht, Erstaunen und andere Täuschungen sich gewöhnen mußten.

Zu Sicherung des Edelsten, was der Mensch hat, wurden zwei Mittel ergriffen, gleich wohlthätig nach Zeiten und Lagen: Bündnisse und Wanderungen.

Diese wurden fortgesetzt, bis wo das Meer auf so lang (und länger nicht) ein Ziel setzte, da Westeuropa in allen seinen Theilen vollkommen bevölkert, in die Reife alles dessen gekommen war, was der europäische Geist hervorbringen sollte; alsdann fielen die Schranken; alsdann erschienen die zahllosen Inseln, die unermesslich große und unerschöpfte Neue Welt, auf daß in der alten nicht dienen müsse wer nicht will.

Für die bleibenden Völker war gegen übermächtige Gewalt von Anfang an bis auf unsere Tage das einzige Mittel, Bündnisse, Eidgenossenschaften. Gegen die Präpotenz eines einzigen Willens ist nichts anderes als die Vereinigung der Bedroheten zu Einem eben so mächtigen Willen. Letztere haben einen großen Vortheil: Alexander, Attila, Karl der Große, hatten einen alles niederwerfenden Willen; er ist aber mit ihnen verschwunden und hat ihre Macht anderen zur Beute gelassen; wie viele hundert Jahre bestand der schweizerische, holländische, auch der teutsche Wille, frei zu sein? Auf der andern Seite ist verbündeter Wille dem des Einzigen während der kurzen Dauer seiner Flamme

nur dann an Kraft zu vergleichen, wenn irgend eine heilige, hohe Begeisterung für Freiheit, Religion, Vaterland, ihm das gleiche Leben giebt. Wenn diese wunderwirkenden Gefühle aus den Herzen der Menge weggespottet, und in ernstern Gemüthern durch verrätherische Sophisten getödtet worden, so ist für so ein Zeitalter kein Mittel; es wird auf Bündnisse schimpfen, wie Kinder das Messer schlagen, mit dem ihre Unerfahrenheit sie verletzt hat. Aber jener ewige Bund, welchen die freien Landleute von Schwyz und in den benachbarten Thälern, aus unbekanntem Alterthum auf die Zeiten Tells gebracht, und ganz Helvetien und Hohenrhätien mitgetheilt haben, gloriwürdig durch Siege, ehrwürdiger durch Gerechtigkeit, hatte Einen, nur Einen, bestimmten, immer gleich guten Zweck, von Männern gefaßt, welche denselben allein durchaus behaupten oder nicht leben wollten.

Die Natur und Schicksale dieser, der schönsten, dauerhaftesten Eidgenossenschaft schien uns vor schon vielen Jahren einer genauen Darstellung würdig: nicht nur weil auf derselben Erhaltung die Ehre, Blüthe und Existenz des Vaterlandes beruhete, sondern um eine Sammlung von Erfahrungen über eine so unschuldige und wohltätige Einrichtung für Völker, die etwa noch nicht sind, auf die Nachwelt zu bringen. Wen weder der Genuß des vorbeifliegenden Augenblicks befriediget, noch das Glück zu Vollbringung eigener löblicher Thaten begünstigte, was soll ihm das Leben, ohne die süße Täuschung, es der Vorzeit anzuknüpfen und in die Jahrhunderte ungeborner Völker zu verlängern, so daß er mit gleicher Wärme

des Gefühls alle Großen und Guten des Alterthums, und auch die sich vergegenwärtige, welche einst Lehre, Kraft oder Zerstreuung in unseren Geschichten suchen werden!

Sehr vieles in diesem Buch wird aufhören, merkwürdig zu scheinen, wenn die Enkel unserer Vorsteher und Helden, wenn unsere Städte und Waldstetten, und der Name der Schweizerischen Eidgenossenschaft einst nicht mehr sein wird. Wenige vorleuchtende Beispiele, wie in tiefer Abenddämmerung vergoldete Alpenspitzen, und von den ewigen Bünden, von unserer altschweizerischen Lebens- und Regierungsweise etwa ein Auszug dieses Buchs, mehr nicht, o Eidgenossen, dürfte einst euch von dem fünfhundertjährigen Ruhm, dürfte von dreißigjähriger Arbeit eurem Geschichtschreiber bleiben. Genug und allzuviel für den letztern, welchem die alte Welt alle Mühe schon reichlich vergolten, indem er darüber seine Zeit meist vergessen konnte. Genug auch für die Nation, wenn der Väter hehres Andenken und das Gefühl der unzerstörbaren Bündnisse, so lang im Vaterland oder irgendwo Schweizer sind, sie belebt und verbindet, und wenn in fernen Jahrhunderten weit über Land und Meer in ganz andern Eidgenossenschaften ein zweiter Zell den freien Muth an dem das unsrigen entzündet, und ein neuer Erlach oder Hallwyl die Feinde seines Vaterlandes nicht zählen, sondern schlagen lernt!

Des Landes erste Gestalt (I, 1)

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien, in Form eines großen halben Mondes, eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Sinnen, dritthalbtausend Klüften über dem Mittelmeere. Man weiß nur einzelne Menschen, die den weißen Berg, wenige oder keinen, welche das Schreckhorn oder Finsteraarhorn erstiegen hätten: man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekanntem Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Ihre Eislast trotz den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur: diese Gipfel werden von dem Eise wider die Lüfte geharnischt, welche im Lauf der Jahrtausende die fahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben. Wenn in verschlossenen Gewölbern der nie erforschte Kern des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Glätscher zu hoch. In der Erde schmilzt Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es überfriert, und seit Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft,

in Eines Lebens Lauf, die unergründliche Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es mögen verborgene Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, gesprengt, die Wasser aber sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben: das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen der Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll Seegewächse, Muscheln, Fische und faulender Baumstämme: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Nach diesem erfüllten hohe Bäume von ungeheuerm Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (in unbebautem Land gewöhnlich) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: Gewürme sog aus ihnen sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe: die Elemente kämpften um unbeständige Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in Felsenklüften, außer dem Gebrülle der Aurochsen und dem Gebrumme großer Bären, war viele hun-

dert Jahre in dem leblosen Lande gegen Mitternacht traurige Stille.

Herkunft seiner ersten Einwohner (I, 1)

Auf den hohen Ebenen des tatarischen Gebirges, wo Weizen, Gerste, Ochsen, Büffel, Schweine, Schafe, Ziegen und Hunde entsprossen, mochten die Menschen die erste Nahrung und Bedeckung finden: von da leitete sie der Frat, Indus, Ganges, Hoangho oder Trabatti hinab in die schönen Gefilde an den asiatischen Meeren. Wer weiß die Nöhre der Abenteuer, wodurch die Stämme der Menschen sich zerstreut und ausgebreitet! Lang und hart war der Kampf um Urbarmachung des Erdbodens zu Bewohnung und Nutzung: bald überschwemmten Fluthen ein großes gesittetes Land, dessen Grundfeste sie langsam unterfressen; bald brach ein See aus einem hohen Thal und vertilgte Nationen; bald wurde ein Bergvolk im Anfang seiner Bildung durch den Einbruch neuer Meere von allen Völkern gesondert; allem Guten widerstanden, übermächtig an Zahl und Gewalt, wilde Thiere, große Schlangen, feuchte ungesunde Luft, geschlossene Leidenschaften roher Gemüther. Nach und nach unterwarf der Mensch alle Creaturen; die meisten großen Sachen sind durch kleine Völker oder Männer von geringer Macht und großem Geist vollbracht worden.

Ein Volk, mit Namen Galen, Jäger mit Pfeilen, und Hirten mit gezähmtem Vieh, kam aus Morgenlande gezogen; von Wald in Wald; wo Gewild und Gras, da war das Vaterland. Der Wanderung setzte

das Weltmeer ein Ziel; es nöthigte die Galen, mit Feuer und Eisen (bewunderungswürdigen Werkzeugen des Guten und Bösen) den Wald urbar zu machen. Aber alle Stämme, deren Wanderung auf der Mitternachtseite des Ural, Caucasus, Hämus und Alpgebirges unternommen wurde, blieben unter diesem unfreundlichen Himmel weit länger ohne feste Sitze, gütige Sitten und schöne Künste, als ihre Brüder im Lande gegen Mittag. Diesen gab ein fruchtbares Erdreich Überfluß, und Muße zu Aufzeichnung der Sagen, zu Beobachtung und Benutzung des Himmels, der Erde und aller Kräfte der Natur. Aus dem Alterthum des Nordens weiß man einige Namen; wer nichts thut für die Ausbildung des Menschen, durch neue Anwendung der Natur und nöthige Verwahrung wider Mangel, Furcht und Vorurtheile, verdient und hat keinen Geschichtschreiber.

Die Entdeckung der Schweiz (I, 2)

Nach der bewunderungswürdigen Zusammenordnung der menschlichen Dinge, entstand aus dem Unglück der Jonier eine große Veränderung der westeuropäischen Sitten. Massalia war fast ohne Gebiet; an Handelsverbindungen und an Seemacht waren die Karthaginer im Süd und West ihr weit überlegen. Also trieben die Massalieten ihre Handelschaft auf unbefahrenen Küsten und im innern Lande; sie umgaben die ganze Meeresbucht von dem Felsen Monaco bis an den Strom Sucro wie mit einer Krone neuer

Kolonien. Viele spanische, gallische und italiänische Völker veranstalteten durch allgemeine Ubereinkunft eine Landstraße, auf welcher sie dem Kaufmann seine Waare gewährten: die Einwohner ersetzten, was in jedem Land geraubt wurde. Hiedurch wurden die Völker einander genähert und vervielfältigte sich der Genuß der Bequemlichkeiten des Lebens: der Betrieb darnach entwickelte viele Kräfte derjenigen Menschen, welche ihre Lebenszeit sonst in thierischer Unthätigkeit hinschlummerten. Von dem an lernten die Enkel bauen, was die Vorältern gewohnt waren zu rauben; Landbau gab Eigenthum; das Eigenthum veranlaßte Gesetze; viele große Städte erhoben sich, welche, wie Massalia, nach guten Gesetzen von den vornehmsten Bürgern verwaltet wurden; die Gemüther wurden durch die Lehre der Fortdauer nach dem Tode gezähmt und begeistert. Die Gallier lernten von den Massalioten griechische Buchstaben schreiben, weil durch den Handel Verträge nothwendig wurden: die Lehren und Beispiele des Lebens behielten sie in die Herzen geschrieben.

Der Fluß Rhodan, welcher unweit Massalia in die See gieng, mag in das Land an seiner Quelle geleitet haben. In die Gefilde bei Lugdunum floß er hervor aus dem Gebirge Jura, welcher Name vielen Waldbergen gemein war. Von des Jura Höhen entdeckte sich der große Lemman, einst der See der Wüste. Von seinem Ufer sahen sie weit höhere Gebirge als die von Titanen wider die olympischen Götter gethürmt; in den See strömte milchweiß der Fluß Rhodan durch einen engen Paß, aus einem langen

Thal von seiner hohen Quelle her: sie ist unter dem ewigen Eise des Gebirges, dessen Gipfel von dem Landvolke oder von den Griechen Sonnensäulen genannt worden sind, weil die Sonne zuerst und zuletzt sie erleuchtet. Aber die Schrecken der Natur dieses Landes blieben unerforscht, Griechen und Römer haben die Klüfte der großen Krystalle nicht gesehen: sie beschreiben diese Länder wie Gegenden, welche der Entfernung wegen vor dem Blick in einander fließen. Unweit von einander, melden sie, entspringen Donau und Rhone; diese ergieße sich theils in das Weltmeer, theils in das mittelländische, theils unter dem Namen Eridanus oder Po in das adriatische Meer: andere halten den Rhein, die Saone, die Loire, die Rhone, für Eines Flusses verschiedene Arme: Polybius, der sich der Kenntniß des Gebirges rühmt, kannte nur den Benacus, den Larius und Verbanus; die größten Seen kannte er nicht, er wußte zwischen Turin und Rhätien nur Einen Paß. Also wurde billig von den Dichtern gesungen, „aus dem allerger-
 „heimsten Winkel der Erde, von den Pforten, aus den
 „Wohnungen ewiger Nacht, wälze der Fluß Rhodan
 „seine Fluthen in stürmische Seen, längshin an dem
 „traurigen Lande der Celten.“

Diese Celten waren Helvetier, ein Stamm der Gallier. Ein unbekannter Zufall hatte sie bewogen, aus Gallien über den Rhein, von den Ufern des Mainstroms das Land hinauf, bis an den Lemnischen See zu ziehen. Da der schwere Bau dieser Gegenden wenige Muße ließ zu Kriegen, waren sie ein friedfertiges und, durch Luft und Lebensmanier abgehärtet,

nichts desto weniger ein tapferes Volk, welches reich hieß, weil die Alpenwasser einiges Gold führen. Sie lernten griechische Buchstabenschrift. In vier Gauen, durch eine Eidgenossenschaft verbunden, genossen sie stiller Freiheit, bis ein fremdes Volk dadurch die Eidgenossen trennte, daß es bei einigen die Begierde größern Reichthums erweckte.

Der Krieg Caesars (I, 4)

Als Cäsar vernahm, daß die Helvetier, denen Rom nur durch des Cassius Niederlage und obgedachte Beleidigung bekannt war, oben an der Provinz her ziehen, um sich nordwestwärts niederzulassen, hielt er für gut, ihre Unternehmungen mit genugsamer Macht zu beobachten, übergab das Heer bei Genf seinem Legaten Labienus, eilte nach Italien, hob zwei Legionen, führte drei aus den Winterlagern, war schnell wieder in Piemont, vertrieb durch Gewalt und Schrecken die Centronen, Garocelen und Sauriger aus den Pässen ihrer Alpen, durchzog mit mehr als dreißigtausend Mann Bofontien und Allobrogien, ging im Segusianischen über den Fluß Rhodan, und erschien im Rücken des helvetischen Heers. Da kamen die Gesandten der Heduer von Vibracte und Heduer Ambarren und von Landgütern viele Allobrogen, mit Klage, weil die Helvetier (durch Noth gedrungen) Lebensmittel wegnahmen, Städte eroberten, und Kinder in Geiselschaft mit sich führten; dieses thaten sie, wo die Vorsteher den Paß versagten, vieles aus Mangel an genugsamer

Mannszucht. Die Heduer wohnten von dem Doubs bis an die Saone und in dem südlichen Theile des Herzogthums Burgund, alte Freunde der Stadt Rom, weil im Westen die mächtigen Arverner und gegen Morgen die Sequaner ihre Feinde gewesen. Cäsar freute sich, auf die Einladung gallischer Völkerschaften zu thun, was zu unternehmen er selbst sehr wünschte. Also überfiel und schlug er durch Labienus, den er von Genf an sich gezogen, um die dritte Nachtwache, die Tiguriner, welche noch jenseit des Flusses geblieben. Den folgenden Tag führte er die Legionen über den Fluß.

Des Verlustes erschrakten die Helvetier nicht, aber sie bewunderten, wie Cäsar an Einem Tag über den Fluß gekommen. Hierauf sandten sie Diviko, den grauen Überwinder des Cassius, zu ihm. Diviko sprach: „Die Helvetier lassen dem Cäsar sagen, wenn sein Volk Friede halte, so wollen sie den Zug in diejenigen Länder nehmen, welche Cäsar selbst ihnen anweisen werde; er soll sie nicht bekriegen, ohne zu bedenken, was sich vor Zeiten zugetragen; seinen Vortheil über die Tiguriner soll er weder sich zu großem Ruhm noch ihnen zur Unehre rechnen; die Helvetier messen ihre Kräfte in offenbarem redlichen Kampf; Cäsar soll nicht machen, daß diese Gegend durch sein Unglück berühmt werde.“ Cäsar antwortete: „Auch er, wenn er betrachte, was die Helvetier den Freunden der Stadt Rom in Gallien thun, erinnere sich der vorigen Zeiten, als die Römer miten im Frieden ohne einige Ursache von den Helvetiern überfallen und hiedurch leicht beschimpft wor-

„den; er halte den bisherigen Flor ihrer Waffen für ein Glück, welches die Götter ihnen gestattet, auf daß das nahe Unglück desto empfindlicher sei; doch wolle er ihnen Friede geben, wenn sie den Heduern und Allobrogen Ersatz leisten, ihm aber Geißel ihrer Treu senden.“ Diviko erwiderte: „Die Helvetier geben keine Geißel; sie haben von ihren Vätern gelernt, Geißel empfangen; die Römer könnten es wissen.“

Er gieng hinweg. Das helvetische Lager brach auf. Cäsar folgte seinem Zug mit mehr als vierzigtausend Mann. Seine Reiterei, viertausend Mann stark, wurde von fünfhundert helvetischen Reitern in die Flucht geschlagen; den Anfang der Flucht machte Dumnorix, Führer des Zuzugs der Heduer. Dieser Mann verhinderte alle Anstalten, welche die Vorsteher seines Volks für das Heer Cäsars machten; er haßte und fürchtete den Fortgang der römischen Herrschaft. Mächtig war er in Gallien durch Verwandtschaften, Reichthum, die wohlberittene Menge seiner Anhänger, und besonders durch die Zuneigung seines Volks, für welches er sein Vermögen nie sparte: er wollte die Gallier frei erhalten, oder selbst beherrschen. Cäsar konnte seine Denkungsart nach seiner eigenen beurtheilen; also bediente er sich des Hasses und Mißtrauens der heduischen Regierung wider diesen Mann, um ihn unschädlich zu machen.

Vierzehn Tage lang zogen die Helvetier in schwerem langsamen Zug vor den Römern her; sie sprengten mehr als einmal an das Lager ihrer Feinde. Als Cäsar, wegen Verproviantirung, von ihnen ab, rechts

nach der Stadt Vibrete, zog, wandten sie sich gegen ihn, ihn zu verfolgen oder ihm vorzukommen. Da sammelte Cäsar das Fußvolk auf einen Hügel, und ordnete die Schlacht; indeß wurden die Feinde durch die Reiterei beschäftigt. Es wählte Cäsar den Standort an der Mitte eines Hügel; in das erste Treffen stellte er vier alte Legionen, höher in zwei Treffen zwei neugeworbene Legionen und alle Hülfsvölker. In dieser Schlacht verließ er sich weder auf die Tapferkeit noch auf die Treu der Gallier, sondern stellte die geübteste römische Kriegskunst den Helvetiern entgegen. Sie, nachdem sie den Troß in eine Wagenburg verschlossen, machten eine sehr enge und feste Schlachtordnung von großer Tiefe, warfen sich mächtig auf den Feind, schlugen die Reiter und waren an dem Heerhaufen. Als Cäsar dieses sah, erinnerte er mit kurzen Worten an Rom, an Pflicht, Ruhm und Rache, sprang vom Pferd, gebot allen das gleiche, rief aus: „die Pferde zum Nachjagen!“ und gab das Zeichen der Schlacht.

Erstlich warfen die Römer ihre Spieße: diese Waffe, sieben Schuh lang, fuhr mit großer Gewalt von der Höhe in des Feindes enge Linien durch mehr als Einen Schild; an diesen brach der hölzerne Hake unweit seiner scharfen Spitze, wodurch das gekrümmte Eisen sich an den Schild festklammerte, so daß der schwere Spieß herunterhing. Marius hatte dieses in der cimbrischen Schlacht eingeführt. Als viele Helvetier fielen, viele sich vergeblich bemühten den Spieß vom Schilde loszumachen, andere Schild und Spieß von sich warfen, fiel das Treffen Cäsars, ehe die Linien ersetzt waren,

die Schwerte in der Hand, in die gebrochene Ordnung herab. Die Helvetier konnten weder ihn überflügeln, da er den Hügel gänzlich besetzt, noch sein erstes Treffen umgeben, da die andern von oben her alles beobachten und herabstürzen konnten: daher suchten sie eine vortheilhaftere Stellung, dem Feind aber die seine zu nehmen. Sie zogen sich zurück an einen Berg, von dieser Wahlstatt tausend Schritte. Cäsar folgte mit aller Macht. Die Tulinger und Bojen, welche, funfzehntausend Mann stark, den helvetischen Zug bedeckten, fielen ihm in die entblößte Seite: auch wurde er vom Berge herab durch die Helvetier angefallen. Dem wuthvollen Stoß dieser Menge, welche kein Vaterland hatte, als diese Wahlstatt, auf der sie, vor den Augen der Ihrigen, für alles, was Menschen lieb ist, und für den alten Ruhm des Namens der Helvetier mit äußerstem Heldenmuth stritt, einem solchen Feind stellte Cäsar die beiden vordern Treffen entgegen; dem hintersten gebot er, durch eine schnelle Wendung wider die Bojer Fronte zu machen. Lang und hart war der Kampf: die Helvetier in dieser äußersten Gefahr blieben ihrer Voreltern würdig; den ganzen Tag hat kein Römer von einem aus ihnen den Rücken gesehen. Auf der andern Seite stritt Julius Cäsar mit jenem Gemüth, welchem die Eroberung des römischen Reichs nicht zu groß war, und mit jenem Blick, der ihn in keiner Noth über den Entschluß ungewiß ließ, als an dem ersten Tag, der ihn den großen Feldherren an die Seite setzen sollte. Seine beiden Treffen waren in einander gerückt; auch sonst hatte seit Marius durch die Verwandlung der Cen-

turien in Cohorten die Legion eine nachdrücklichere Drdonnanz: die Soldaten wurden durch den Widerstand, am allermeisten durch das Beispiel ihres Cäsars und durch ihre Liebe zu ihm begeistert. Spät am Abend wichen die Helvetier nach großem Verlust in guter Ordnung theils auf den Berg, theils, zum Schuß der Ihrigen, in die Wagenburg.

Cäsar wollte den Sieg nicht unvollendet lassen, sondern führte einen Theil seines Heers wider die Wagenburg; er erwartete, daß nach Gefangennehmung der Weiber und Kinder das helvetische Heer sich ergeben würde; und wegen der verwirrenden Menge schien der Feind hier schwach. Das helvetische Volk, ohne Unterschied Geschlechts und Alters, würdig der Väter und Gatten, welche auf dem Schlachtfelde umgekommen, stritt bis mitten in der Nacht von der Wagenburg herab, und schoß durch dieselbe hinaus; die meisten sind hier geblieben: denn als nach langem Kampf die römische Macht hereinbrach, verdroß die meisten Greise, Weiber und Kinder, den letzten Tag der Freiheit und ihres Ruhms zu überleben. Ein Sohn des Orgetorix und seine Schwester wurden gefangen. Viele tausend Mütter und unmündige Kinder, welchen das Unglück übermenschliche Kraft gab, eilten auf den Berg zu dem Heer. Da denn alle mit großem Wehklagen aufgebrochen, und die ganze Nacht hindurch und vier Tage und Nächte in größter Angst und Bestürzung durch viele gallische Landschaften bis zu den Lingonen gezogen. Die Römer heilten die Verwundeten und begruben die Todten; am dritten Tag brach Cäsar auf; den Lingonen ließ er sagen, wenn sie die

Helvetier aufnähmen, so sei er ihr Feind. Die Helvetier, welche ein einziger Tag um die Blüthe ihrer Krieger, um all ihr Gut, ihre Weiber und Kinder und um alles Ansehen gebracht, und welche, nach einem langen Zug in Betrübniß, Angst und Furcht, ohne Brot waren, schickten ihre Vornehmsten an den Überwinder. Er begegnete ihnen an der Spitze des Heers; die Gesandten fielen zur Erde, und baten weinend um Friede und Mitleiden. Cäsar sprach, die Helvetier sollen seine Ankunft erwarten. Als er zu ihnen kam, befahl er, die entlaufenen Knechte, ihre Geiseln und alle Waffen zu liefern. Sie erschrafen sehr; was ist ein Volk ohne Waffen! Bei anbrechender Nacht entflohen sechstausend Menschen aus dem Gau der Verbigerer nach dem Rheinstrom hin: die gallischen Völker brachten sie zurück; Cäsar drohete: hierauf wurden die Verbigerer niedergemacht; er konnte nicht leiden, daß er betrogen würde. Da erfüllten alle Helvetier, Tulingen und Latobrigen, hundert und zehntausend an Zahl, seine Forderungen; in großer Besorgniß, die entwaffnete Menge werde umringt und ausgerottet werden. In dieser Furcht erschienen sie vor dem Überwinder.

Da sprach Cäsar: „Sie sollen ruhig nach ihrem Vaterlande ziehen, und ihre Städte und Flecken wieder aufbauen; er wolle den Allobrogen befehlen, sie mit Lebensmitteln zu versehen; sie sollen sich vor niemand fürchten, das römische Volk mache die Helvetier zu Bundesgenossen, und wolle sie beschirmen; keiner soll römischer Bürger werden, sondern die Obrigkeiten sollen das Land nach ihren Gesetzen wohl regieren.“ Sie zogen heim. Die Pässe durch Genf

und in den Jura verwahrte Cäsar durch die julische Rittercolonie, welche er zu Noviodunum an dem lemanischen See stiftete. Gegen Teutschland schirmte die Helvetier der Name Roms; sie bewahrten für Italien den Zugang der Alpen. Cäsars Güte, als er noch nicht Herr der Welt, war die löblichste Klugheit, nachmals die schönste Eigenschaft seiner großen Seele.

Alemannische Gesetze (I, 9)

So lang im Reich der Franken mehr als Ein König war, wurde das alemannische Helvetien und Rhätienland von den Königen Austrasiens durch Herzoge und Grafen regiert; niemand richtete, als wen der Herzog in der Gemeinde des Volks gewählt. Den Richtern schwur das Volk bei den Waffen; die Waffen waren das Theuerste, ihrer Freiheit Zeichen und Pfand. Von den Gesetzen, deren das Volk in alten unbekanntem Zeiten eins ward, wurden die billigen und die nicht wider die Religion schienen, zusammengeschrieben, unter Childebert, alsdann zu Chlotars Zeit, endlich durch Sorgfalt Königs Dagobert. Der König beschloß mit seinen Fürsten und allem Volk, in Urtheilen darnach zu gehen. Je am Sonnabend oder jeden zweiten Sonnabend wurde jeder Cent von dem Grafen des Gaues, seinen Boten oder dem Centgrafen versammelt; wer muthwillig ausblieb, war zu zwölf Schillingen verurtheilt. Am ersten Tag des Märzmonden kam das Volk zum Landgerichte. Auch bei den Alemannen war vornehmer und mittler Stand; sie hatten freigelassene Leute, gemiethete Diener und

Leibeigene. Die letztern pflügten die Hälfte des Ackers für sich, die Hälfte ihrem Herrn; sonst arbeiteten sie ihm drei Tage, die übrige Zeit war ihr; dafür gaben sie ihm Eier, Hühner, Schweine, Brot und Bier in bestimmter Zahl und Maß. Die Mägde spinnen Wolle und machten Kleider. Viel später noch war in dem alemannischen Helvetien kein Wein. Daß mehr Bauern als Hirten leibeigen waren, kam daher, daß die teutschen Hirten die römischen Bauern unter das Joch gebracht. Es ist aber bis auf diesen Tag mehr Freiheit und Wohlstand in dem Hirtenlande der Schweizer als auf den Feldern dieses Volks; weil die Viehzucht wenig erfordert, weil ihr Gewinn fast nie fehlt, und weil der Hirt bei Heerde und Hütte bleibt, und nie in die Städte zieht. In dem burgundischen Gesetz ist Rücksicht auf zwei Nationen und mannichfaltige Landwirthschaft: das Gesetzbuch der Alemannen, welche das Land nicht mittelst einer Theilung, sondern durch Gewalt der Waffen eingenommen, redet nur von ihnen, von ihren Wieselaten, ihren Rühereien, ihren Rossen und Maren, ihren Bären, welche sie so begierig aßen, als andere Teutsche Pferdfleisch, ihren Hirschen, welche sie zur Jagd zähmten, ihren Leit- hunden, ihren Schäferhunden, Hunden zur Bärenjagd, Hunden wider den Wolf, und solchen, welche abgerichtet waren dem Geschrei zufolge auf den andern oder dritten Hof zu laufen. Daher hatten sie nicht, wie die Römer, künstliche Gesetze wider seine List, sondern kurze Verbote des Mißbrauchs der Stärke: daß keiner bewaffnet einem zu Hause komme; daß einem Weib, welches verlegt worden, gedoppelte Schadlos-

haltung werde (der Mann wehrt sich); daß wenn ein Hund einen Menschen tödte, des Hundes Herr die Hälfte des Geldes geben soll, wofür dessen Leben gesichert war; wenn er das nicht wolle, so werde der Hund an seine Hausthür gehangen, und alle andern Thüren verschlossen, bis das Nas herunterfalle; daß jedermann zu und von dem Richter sicher wandle; keiner sich zanke, wenn die Schar in Krieg zieht, keiner Feinde in das Land bringe, oder den Herzog beraube, oder wider denselben verschwöre, daß auch dessen Sohn keinen Krieg wider den Vater unternehme. Die Strafen waren fast nie blutig, weil die Richter die Blutgier nicht unterhalten wollten, und weil Barbaren Vermögen mehr als Leben ist; sie können ihr Weniges nicht missen, es ist ihnen schwer es wieder zu erwerben. Dieses hielt ihr öffentliches Leben in den Schranken bürgerlicher Gesellschaft; das Privatleben zähmte die Kirche. Wie Kinder beherrscht werden durch der Altern Wort, Männer durch Gründe, so mußten die Barbaren die Hölle fürchten, ehe sie Glück suchen lernten in Beobachtung der Ordnung Gottes. Ein Gesetz war bei den Alemannen, daß wer Sonntags die Kirche nicht besuche, die Freiheit verliere; unter sieben Tagen sollte einer dem Nachdenken über die andern geweiht sein. Die Kirchen waren Freistätte der Knechte. Vergabungen waren erlaubt, Veräußerung der Kirchengüter verboten; die Bischöfe weit über Grafen, in gleicher Ehre und fast gleicher Zahl wie Herzoge. Barbaren haben für innere Würde keinen Sinn, ihre Lehrer mußten groß wie Bischöfe, oder wunderbar wie Einsidler sein.

Karolingische Verfassung (I, 10)

Volk und Heer waren einerlei; die Kriegskunst blieb hiedurch unvollkommen, aber die Nation genoss einer sichern Freiheit, unter großen Königen, oder wie unter kleinen. Zwischen Fürsten, deren Macht auf einem Heer beruhet, und andern, welche durch das Volk stark sind, ist ein großer Unterschied: die Nation urtheilt nach Thaten; für den Soldat ist Geld hinreichend. Der allgemeine Ausbruch der Franken geschah für die Landwehre, zum Schirm des fränkischen Reichs wider ausländischen Übermuth; jährlich zogen Scharen herum; in jeder Mark wurden Wachten gesetzt, wider innern Aufruhr und fremde Gewalt. Mark hieß jeder zusammenaufbrechende Kreis; dieser Name blieb den Gränzen. Die Landeigenthümer führten den Krieg: die zogen aus, welche drei oder mehr Höfe besaßen, und also Knechte und Haushälter zurückließen; die übrigen steuerten, in Verhältniß ihrer Armuth zu ihrer Ausrüstung mehr oder weniger: es wurden Waffen und Kleider auf ein halbes Jahr und Speisen auf drei Monate erfordert. Reiter trugen Schild, Lanze, Spade, Bogen und Pfeile; zu Lagern und Belagerungen wurde der Zeug mitgefahren: wer den Zug versäumte, büßte mit sechszig Schillingen. Bei eben dieser Strafe durfte kein Herr seine Untergebenen beurlauben; wenn er einen seines gleichen dem Krieg entzog, so kostete es Amt und Gut. So geschah unter dem Grafen jeden Gaues der Auszug der Scharen von allen Landgütern zum Streit für deren Sicherheit in des Königs Krieg, welcher auch ihr eige-

ner Krieg war. Sie standen unter Karl, wie unter Alexander dem Großen, in dichtgeschlossenen Haufen, im Stoß unaufhaltbar, im Aushalten eine Mauer. Solche Milizen haben alle Staaten gegründet; ihr Ansehen ist gefallen durch eigene Vernachlässigung.

Dieses Heer bezahlte sich selbst. Die Grafen, Herzoge und Könige lebten von dem Ertrag ihrer Güter, dem Volk so viel näher, da die Landwirthschaft auch ihr Geschäft war. Als Karl das größte Reich beherrschte, welches nach den Zeiten des römischen unter den Christen aufgekommen, verordnete er, wie die Eier auf seinen Höfen zu verkaufen seien, und gab der Welt Gesetze in Kleidern, welche ihm sein Weib gemacht. Ueberwundene zinseten von dem ihnen gelassenen Gut, Leibeigene von dem ihnen gegebenen. Diese Pflichten blieben auf den Gütern. Auch Kopfgeld wurde bezahlt von denen, welche dem Überwinder das Leben zu danken hatten. Diese Abgaben wurden anfangs in Kirchen, nachmals von den Kammerboten gesammelt: außerdem wurde bei Brücken gezollt, die aber niemand nutzen mußte, dem sie entbehrlich waren. Die freien Männer, welche ihr Gut bei der Eroberung mit ihrem Blute erstritten und es mit ihrem Blute behaupteten, sie, die der Weisheit des Königs nicht mehr zu danken hatten, als der König ihrem treuen Muth, bauten ihre Ländereien ohne Auflage sich selbst und ihren Kindern. Hilperich hatte mehr gefordert und nicht erhalten; einem andern König hatte so ein Unternehmen das Leben gekostet: Geschenke brachten sie nach dem Vermögen des Landes und dem Bedürfniß der Geschäfte. Wo der Fürst keine eigenen Waffen

hat, wodurch er das Volk zwingt, und kein Geld, um Werkzeuge der Tyrannei zu miethen, darf der Landesherr nur Vater seyn. Darum wurden im fränkischen Reich die Gesetze dem Volk nicht vorgeschrieben; wenn der König im Rath seiner Getreuen darüber gerathschlaget, und sie durch den Canzlar den Erzbischöfen und Gaugrafen, durch diese den Bischöfen, Aebten, Centgrafen und Städten zugeschickt, so wurden sie vor dem Volk gelesen, und nie von dem König bekräftiget ohne desselben Einwilligung. Es wurde nicht viel allgemeines verordnet, weil für Provinzen, an Lage, Sitten und Erdreich verschieden, nicht leicht Eine Verordnung gleich gut ist. Es wurden Gerichte von dem Centgrafen gehalten, doch niemanden konnte er Ehre, Gut und Blut nehmen. Landgericht hielten die Grafen an der Spitze von zwölf Schöffen, die das Volk zu Richtern gewählt: es kamen auch die Schirmvögte der Klöster und Hochstifte. Geurtheilt wurde an solchen Tagen über Mord, Mordbrand, Raub, Entführungen und andere peinliche und bürgerliche Händel; in dem Peinlichen wurde das Urtheil nach dem Spruch der Schöffe gefaßt. Auch auf des Königs Höfen waren die freien und eigenen Leute ihnen gehorsam, zwischen dem Knecht und Herrn richteten sie. In der Mitte des Maimonds kam ein königlicher Botschafter; da versammelten sich alle Bischöfe, Aebte, Gaugrafen, Bizgrafen, Centgrafen, mit einem Ausschusse der Schöffen und allen Kastvögten und Biztumen der Aebtissinnen, wie auch den königlichen Dienstmannen, im Kreise seines Besuchs. Von allen diesen und dem Volk frug er, ob jeder nach Gebühr und ob

alle in Eintracht ihre Aemter verwalten; ungerechte Schöffen stieß er vom Amt; von der Jugend nahm er den Huldigungseid. Der Graf und Botschafter lagen im Hause ungehorsamer Dienstmannen auf Leistung. Es waren Freistätte zum Schirm wider Gewalt, nicht wider den Lauf der Gerichte. So war das Reich der Franken zur Zeit Karls des Großen, wo es am gewaltigsten und glücklichsten war: der König regierte nicht ohne Schranken, Kirche und Adel hielt er unter Aufsicht. Durch dieses Gleichgewicht wurde keine große That verhindert; ein großer König lenkt sein Volk. Aber die Verfassung fiel bald nach dieses Herrn Tod; wenige Länder haben seither je wieder so gute Gebräuche bekommen: viele hundert Jahre herrschten die Großen ohne genugsame Aufsicht; nachmals erhoben die Könige über den Trümmern der Mißbräuche und Gesetze die unerhörte Gewalt eines Einzigen.

Die Sitten (I, 10)

Karl (welcher der Große ist, weniger weil er den wankenden Thron der Langobarden gestürzt, und weil er die Sachsen zuletzt ermüdet, als weil bei so besonderer Geisteskraft er in den Schranken der Verfassung blieb) regierte fast funfzig Jahre ohne eigene Soldaten, ohne willkürliche Auflagen, in den Gesetzen seines Volks, und nie schämte er sich des Rathes der geistlichen und weltlichen Herren. Jeder baute auf seinem Hof, was er bedurfte, und hatte Leute zu jedem nothwendigen Handwerk. Der Fleiß des Hausvaters blieb

nicht ohne Freiheit und Glück; er wußte, wie viele Knechte, wie viel Gut er bedurfte, um seiner Vorfahren steuerbares Erbtheil seinen Kindern steuerfrei zu hinterlassen. Fleisch, Korn und Honig hatten sie viel; vier und zwanzig Pfund Brot wurden um einen Pfennig verkauft; noch sechshundert Jahre nach diesem war kaum jemand fähig, mehr als für drei Angster an einem Tage zu verzehren. Zwischen jenem Volk, welches im Feldbau, und andern, die in Geldgewinn ihren Reichthum suchen, ist für den Staat ein großer Unterschied; Landbau erhält gesunde Seelen und starke Körper in häuslichen vaterländischen Sitten, fast immer gleichen Wohlstand bei allen, die Besten werden durch Fleiß die Glücklichsten: Geldgewinn bringt schnellen und großen Reichthum den Verschlagensten; auf das Land kommt alles, was Ungleichheit und Ueberfluß hervorzubringen pflegen. Die Franken kamen mit Pferd, Pflug, Schwert und ihren Knechten in das erödete Land, besäeten die verlassenen Aecker, pflügten und stritten mit gleichem Arm, Glück und Eifer, den Aurochsen, den Wölfen und ihren Feinden furchtbar. Aus diesen Zeiten ist Graf Tsembart, Sohn Warins, von Thurgau; auf der Jagd vor den Gesandten des Fürsten der mohammedanischen Gläubigen, in dem großen Wald bei Aachen, kam Karl der Große durch einen wilden Ochsen in Lebensgefahr; er wurde in dem Augenblick verwundet, als Tsembart, welchem er ungnädig war, herbei eilte, und seinen Gegner erschlug; die Getreuen trugen den König auf seine Burg; sein Retter folgte und warf sich zu den Füßen der Königin Hildegarde, deren Bruder Gerold auch Graf dieser

obern Lande war: sie gab dem Hembart Geschenke, der König nahm ihn auf. Er zog mit streitbarer Mannschaft aus dem Thurgau in Karls Krieg wider die Heiden, vor Barcelona und in die Steinfelder von Crau. Die Luzerner pflegten sich zu rühmen, daß ihre Vorfahren unter ihm die Harsthörner verdient. Es war kein Abenteuer unglaublich von der Zeit Karls, weil Menschenalter vor und nach ihm kein Held wie er regierte. Als er wider das Land Ungarn, wider die Tschechen und Wilzen zog, war vor allen andern Kriegern der Kisher, von Thurgau, groß von Statur; er mähet Tschechen, Wilzen, Awaren, wie Gras; mit seiner Hallbarde stach er bis in die siebente Reihe, er zwang sein Pferd unaufhaltbar durch den Strom der angeschwollenen Thur. Die Hirten waren zumal stark, groß, haaricht; ihr Bart hieng auf die Brust; in Geberden, im Gesicht hatten sie freien, stolzen Sinn; vornehme Herren bückten sich ihnen und nahmen den Hut vom Kopf. Sie waren zu gleicher Zeit Jäger, auch Bauern, Krieger, zuweilen Herren.

Daß jedem eine Hanthierung zugeeignet würde, daß zu gemeinschaftlichen Fabriken täglich jeder das Gleiche beitrage, war damals nicht bekannt: Handel und Reichthum gewinnen hiedurch, weil in kurzem weit mehr und vollkommener geschieht. Aber in derselben Zeit war jeder sich genug, jedes Haus lebte für sich: keiner war in Einer Sache so geschickt wie wir, von uns ist keiner in so vielen Sachen geschickt wie sie, keiner vielleicht an Begriffen so reich, obwohl unser Jahrhundert im Ganzen mehr weiß. Wir kennen Ostindien besser, Westindien gehört uns zu; sie bedachten besser,

wie wenig die Natur bedarf. Nun werden durch Verbindung der Nationen oft um eines Einzigen willen so viele Welttheile verwirrt, als damals Gauen. Ihnen waren die Reisen beschwerlicher, jeder blieb in seinem Land, in seiner Väter Sitten, ganz für seinen Gau, ganz eigen seinem Freund: unsere Schriften lauten schön von Weltbürgerschaft und allgemeiner Menschenliebe; aber jeder Stand ist für sein Gewerbe und Jahrgeld und um gränzenlose Selbstbedürfnisse bekümmert. Wir häufen Reichthum; nicht für uns, weil, indeß der Gewerbmänn scharfsinnig rechnet, von dem Soldat alles unter Willkür gezwungen wird: natürlich, weil wir alle Gewalt über Leib und Gut einer besondern Classe anvertraut haben. Das vermieden unsere Väter, welche nur die Freiheit suchten; sie wußten, wozu der Wolf den Zahn, wozu der Ochs die Hörner, wozu der Mensch die Waffen braucht. Sie waren arm und frei, wir sind reich, für andere.

Salomo von Costanz (I, 12)

Damals war Salomo Bischof zu Costanz, in St. Gallen, Pfäfers und in zehn andern Klöstern Abt, groß bei den Kaisern, und weit über seine Zeitgenossen durch Geist, Gelehrsamkeit und edles Gefühl der ihm zukommenden Würde. Iso, ein Edelmann aus dem Rheinthal und Lehrer der Sanctgallischen Schule, der gelehrteste Mann derselben Zeit, hatte den Salomo, bestimmt Domherr zu sein, zu feinen Sitten auferzogen: durchdringender Verstand erwarb ihm als Jüng-

ling die Liebe Erzbischofs Hatto zu Mainz; den Königen war er im Rath und Umgang unentbehrlich. Er war weit erhaben über den Geiz und andere Leidenschaften, wodurch die Seelen der Hofleute gemeiniglich klein werden: doch Ehre und Reichthum suchte er ohne niedrige Kunst, weil er gern vielen wohlthat und weil der bezaubernde Schimmer ihm leichter machte, sich der Unverständigen zu großen Dingen zu bedienen. Bei seinen Predigten floß das Volk in Thränen; an der kaiserlichen Tafel war keiner, der geistreicher scherzte, noch mit so viel Anstand und gleichwohl so munter zechte. Salomo war von langer Statur, von Gestalt sehr schön: Als Jüngling hatte er von der Stieftochter eines Edelmanns, der ihn bewirthete, eine Tochter gezeuget, welche, stolz auf solchen Vater, die Buhlschaft König Arnulphs verschmähete und Gemahlin eines Verwandten der Grafen zu Riburg ward. Von den Mönchen wurde er beneidet, aber verehrt, als der den ganzen Kreis menschlichen Wissens, wie er damals war, umfaßte. Auch vergabte er den Klöstern von dem Reichthum seiner Väter kostbare Gefäße und einträglliche Höfe; jeden ersten Tag des Monats bewirthete er die Mönche; in Costanz hielt er Bürgern und Geistlichen offene Tafel; er übertraf an Pracht alle Prälaten von Schwaben: einen Becher hatte er, schwer von Gold und edlen Steinen, ein ehernes Waschbecken mit wunderwürdigen Figuren, große elfenbeinerne Tafeln. In seinen Klöstern trug er die Kutte; an dem Ort, wo er sie anzuziehen pflegte, wurde zu St. Gallen ein Denkmal gesetzt; bei den Dienstmannen erschien er als Domherr.

Muri. Bauern (I, 12)

Die ersten Brüder sandte in das Kloster Muri Abt Emberich von Einsiedlen; Reinbold, ein Mann von Solothurn, erster Propst, kaufte von Straßburg zwei Glocken um zehn Pfund Baseler Münze; und weil das Leben eines Geistlichen ohne Bücher nichts ist, setzte er Notker und Heinrich zu Schreibern heiliger Bücher, Gesänge, Homilien und Legenden. Das Kloster St. Gallen sandte ihm das Buch der Weisheit; von Reichenau bekam er ein Märtyrerbuch (von Thaten und Leiden der Christen in der Helldenzeit ihrer Gemeine). Von dem an blüheten zu Muri kunsterfahrne Männer; für Junkern war eine Schule offen. Sie hatten die Bücher Homers, was Aesopus mit lieblicher Weisheit in Fabeln gehüllet, Ovidius gelehrt besungen, oder mit Wollust gemalt oder zu untröstbar beklagt, jene Muster von Weisheit und Einfalt, wodurch Sallustius mit allen großen Geschichtschreibern ruhmvoll wetteifert, und vieles, was die abnehmende alte Welt mit mehr Gelehrsamkeit und Andacht als Verstand und Leben auf unsere Väter gesandt. Neben der geistlichen Arbeit hielten sie wirthschaftliche Aufsicht über des Landes Nutzung und Bau; durch Säumniß verloren sie mannichfaltige Rechte: sie hatten freie Zinsleute, Pflanzter neuer Feldmarken, Tagwansbauern, welche den Malern jährlich zwei Schalen Fleisch, zwei Brote und ein Viertelmaß Bier bringen mußten, und von denselben bewirthet wurden. Sie hatten Flecken der Habsburgischen Jäger, entfernte Alpenweiden, und beschwerlichen, aus Un-

wissenheit oft mit Schaden geführten, oft an betrügerische Bauern verpachteten Weinbau. Den Bauern, welche sich bei ihnen niederlassen wollten, gaben sie Haus, Holz, Pflug, einen Wagen mit vier Ochsen, eine Sau, zwei Ferkel, einen Hahn, zwei Hennen, Sichel, Art, Beil, Samen zu Spelt, Haber, Hanf und Hirs, Bohnen, Erbsen und Rüben. Es war unveränderlich bestimmt, was jeder jährlich an Leinwand, Vieh und Früchten des Ackers und der Heerde zinsen soll; wann und wie viele Dienste sie thun; daß im Brachmond, Herbst und Frühling jeder fünf Juchert Klosterland bauen müsse, zwischen der Aare und Neuß Botschaften zu thun habe, aus dem Breisgau und Elsaß Wein zuführen soll, jährlich drei Mal Gäste beherberge, und um ein Glas Bier und ein halbes Brot eine Nacht wache. So wurde Herr und Knecht mit beiderseitigem Vergnügen zu gleicher Zeit reich. Wer die meisten Kinder zeugte, war der beste Hausvater, weil ihre Hand mehr pflanzte und verarbeitete, als ihr Mund verzehrte. Wenn die Heerden vom Propst und Abt in die Alpen vertheilt waren, wenn im Frühling die Kräuter aufschießen und nun die Wolle der Schaffschur dem Propst übergeben war, so fuhr die Heerde zu Berg, freudenvoll wie sie pflegt; wem zwölf Eigenthümer ihr Vieh vertrauten, hieß der Meister Hirt: acht Käse und Molken zinseten sie um Gebrauch des Käsekeffels. Mitten im Sommer kam jedermann auf den Berg, die Milch zu messen und um zu bestimmen, wie viel der Meister Hirt jedem zu liefern habe. Um die Rükscheide im Herbst kam der Propst wieder zu den Hürden, und besichtigte die Win-

terung. Am Andreastag wurden Molken und Käse, Schlachtvieh, Leder, Filzen, Tuch, Leinwand, Nüsse und Obst an das Kloster geliefert. Wolle und Häute wurden im Land verarbeitet, Landtücher genügten Jedem. Dem Korn waren die Alpenthäler zu rauh, doch wurde bei dem ersten Urbarmachen auch Feldbau versucht. Aber jedem Land ertheilte die Natur sein eigenthümliches Geschick; eben darum sollen die Bürger des Erdbodens Gesellschaft und Verbindung halten. In der Gegend von Muri war damals die mächtige Frau Berklinde im größten Ansehen; ihr Ochse, ihr Eber und Widder giengen frei in Felder und Gärten; sie waren die einzigen in diesem Land; ihr großer Stallhof zu Bolliken hatte Freistattrecht gleich Kirchen. Es ist an dem Bauernreichthum etwas Häuslichgroßes, Patriarchalisches, was erschmeichelten oder erspeculirten Geldern bei aller Verschwendung immer fehlt.

Zürich. Bürgerstand (I, 12)

Für den Handel der Italiäner, Deutschen und Rhätier war Zürich Stapel; denn der Weg der Kaufleute gieng diesen See hinauf, über die Walenstadt, über den Septmer, durch Masox, über Monte Cenere. Dadurch wurde dieses Bürglein von Kaufleuten, Zolleinnehmern, Wirthen, Handwerkern, Schiffern, bevölkert; eine Reichskammer, ein Hauptplatz schwäbischer Lande, die Gerichtsstelle der Lombarden, ein oft beliebter Sammelplatz oberteutscher Tage. Auf der Höhe stand der kaiserliche Hof; die höchst glorreichen Münster waren

von Wiesen und Weinbergen freier Bauern und Herren umgeben.

Als die Ungarn das offene Reich zerrütteten, das waffenlose Volk auf einsamen Höfen unverwehrt plünderten und würgten, und mehrmals durch Bayern, Schwaben und Burgund heraus, rückwärts durch die Lombardei, beide Seiten des Gebirgs wüste legten, stiftete König Heinrich einen Mittelstand in Städten. Er setzte an versäumte Gränzen Markgrafen, befestigte für die Alten und Schwachen, und als Magazine der Feldfrüchte, Flecken, zur Sicherheit in unvorhergesehener Noth, machte sich auf an der Spitze teutscher Nation wider die Ausländer, und erhielt vollkommenen Sieg. Hiedurch wurde sein Volk gerächt, ganz Abendland gerettet, er mit ewigem Ruhm bekrönt. Ein großer Theil des Volks, der frei, aber schwach, und wie verloren war unter die Menge eigener Leute, dem das Landleben kümmerliche Nahrung und nicht genug Reichthum zum Ritterstand gab, trat aus der Erniedrigung hervor durch König Heinrich; er (welches kein teutscher König vor ihm) errichtete Bürgerschaften. Zuerst befahl Heinrich, daß der neunte Theil waffentragender Mannschaft aus jeder Bannmeile zu den alten Einwohnern der Städte ziehe, und ein Drittheil der Früchte in denselben verwahret werde. Hierauf machte er sie durch Freiheiten zu Mittelpunkten des Fleißes und Handels der zugegebenen Kreise. Bald übertraf die Arbeit in den Städten alle Handwerke vom Land an Menge und Güte. Auf den Höfen wurden von Eltern, Kindern, Knechten und Mägden alle Arbeiten verrichtet. Unter den Bürgern wählte jeder

nach seiner Neigung Eine Arbeit sich zum Geschäfte; um so behender und geschickter wurde sie getrieben. Endlich blieben die Landleute dem Acker getreu, die Stadtarbeiten tauschten sie ein durch den Ueberfluß der Feldfrüchte: zu diesem Tausch wurden Tage bestimmt; weil einzeln der mehrern Zahl folgen, so waren die Märkte in der Stadt. Besonders auf Jahrmärkte zog die Menge des Volks; Viehzucht, Käsehandel, Kornernte und Weinlese haben ihre Zeiten. Als Feldbau und Handwerksfleiß, durch Vertrieb angefrischt, bald mehr hervorbrachten als verbraucht werden konnte, wurden die Menschen zu Ausbreitung des Handels bewogen; zumal in Zürich, am Handelsweg. Diese Stadt wurde Hauptort von Thurgau, und lockte besonders viele Bürger durch die Reichsfreiheit oder die Gelindigkeit geistlicher Herrschaft, frühen Ueberfluß der Lebensbequemlichkeiten und eine gewisse anziehende Anmuth; Zürich liegt an schönen Höhen am Ausfluß eines hellen Sees, an zwei Flüssen, im Schooß aller Art von ländlicher Schönheit. So stieg eine lebhaftere Stadt empor, wo nun die alte größere genannt wird, und im obern und niedern Dorf und um den Weg, den die Ritter um Preis der Waffenübungen rannten; die Sil, ein Waldwasser, wurde von den Wohnungen abgeleitet. Wenn der Bischof zu Costanz geweiht worden, so kam er nach Zürich; die Könige liebten diesen Aufenthalt; der Graf des Zürichgau's richtete auf dem Hof. Jeder bekam Recht vor seinem Stuhl nach dem geschriebenen Buch der Alemannen und nach den Zusätzen der Weisen, gemäß beschwornem Urtheil des Volks, nach abgehörter Kund-

schaft oder vernommenem Eid und Urtheil Gottes, unter freiem Himmel, auf dem Hof oder an Hofstätten der Münster. Jeder gab Zeugniß und Spruch über seines gleichen. Geschrieben wurde wenig und in Einfachheit. Ein Eid auf die Gebeine der Heiligen entschied Alles; unbescholtenen Männern wurde (zum Lohn der Tugend) ohne Eid geglaubt. Nicht als hätten zur selbigen Zeit die Leidenschaften geruhet: aber da lange Händel erbittern und alles verwickeln, so daß ihr Ende oft größeres Glück ist als ihr Gewinn, so urtheilten die Grafen und Bögte, die Herzoge und ihre vollmächtigen Boten, am liebsten bald, und nach der schlichten Meinung des anwesenden Volks.

Sankt Gallen (I, 12)

Im Kloster zu St. Gallen wagten die Mönche im Kanon der heiligen Schriften das Ungöttliche zu unterscheiden; der Sittenlehre Sirachs ließen sie das verdiente Lob; auch zu zweifeln (vieler Weisheit Anfang und Probe) scheuten sie sich nicht. Kenntniß der griechischen Sprache war nicht unerhört, und obschon alte Dichter den grauen Mönchen unnütze Bücher schienen, lernten andere den Virgil auswendig; das Kloster nannten sie ihre Republik, den Convent ihren Senat. Von Männern, welche damals höher gehalten wurden als Griechen und Römer, urtheilte Bischof Salomo fast wie nun wir: von den Kirchenvätern begnügte er sich, bei Hof und im Feld, Auszüge zu

lesen: er selbst gelehrter als die meisten Väter. Später dichtete einer aus einem (angeblichen) Bericht Aristotel's über Indien die Mähr der Abenteuer Herzog Ernsts von Schwaben. Vielleicht ist noch in dem Thurm eines Klosters die politische Historie dieses großen Mannes, das merkwürdigste Werk des Alterthums.

Die Besuche und Mahlzeiten hoben mit Küssen an. Salomons Tafel war mit verbrämten Tapeten behangen, schwer von reichen Bechern. Es wurde ohne sehr ängstliche Ehrbarkeit vor den Großen getanzt. Aus ungemein vielfassenden Töpfen langte man klumpenweise zahmes und wildes Fleisch. Man aß viel Brot und Käse, es wurde mehr Bier als Wein getrunken. Denn es schien mühsam, den Weingarten jährlich zu düngen, die Weinstöcke zu schneiden, zu binden, umzuhacken, auch wohl umzugraben, alles zu umzäunen, die Neben zu reinigen, im Herbst einzusammeln, zu keltern, den Most sorgfältig in die Keller zu bringen. Darum waren im Kloster St. Gallen mehr nicht als zwei Fässer mit Wein, und als der heilige Bischof Ulrich zu Augsburg diesen Vorrath vermehren wollte, erschraf das ganze Stift bei der Zeitung, daß an der hohen Brücke das Faß in ein Tobel gefallen, und der Wein in Gefahr sei, verschüttet zu werden. Da bot jeder allen Witz auf über die Manier das Faß herauf zu langen, und da unmöglich schien, hiezu zu kommen, hielten sie rund um das Tobel eine Procession mit lautem Kyrie Eleison. Hierauf wurde mit größter Vorsicht ein glücklicher Versuch vorgenommen, und alle nach dem Erfolg stimmten zum Te Deum

(besser als wir nach blutigen Schlachten). An den schönen Hügeln des Rheinthal, wo der Fluß sich in den großen See verliert, wurde Weinbau veranstaltet. Nicht weit von da zu Roschach, auf des Reichs Hof, hielten die Aebte von St. Gallen Münzstätte und Markt; schon damals hielt man Roschach zur Niederlage teutscher und welscher Waaren geschickt. Curwalchen und Linzgau gränzen unweit von da zu dem Thurgau: diese alte Gränze Helvetiens gegen Rhätien wurde hergestellt von jenem Bischof Salomo von Costanz, mit Bischof Theudulfen zu Chur und mit Ulrich Grafen zu Linzgau; mitten durch den Rhein gieng die Mark. Durch eben diesen Salomo (der von des Kaisers Hand St. Gallen erhielt, als der vorige Abt unter Vorwand einer Untreu an dem kaiserlichen Hause verstoßen wurde) blieb das Kloster in seiner Unmittelbarkeit und bei dem Recht freier Wahl. Denn sobald er für sich selbst genugsam gesorgt, lebte er dem Orden: er ließ sich von den Brüdern regelmäßig wählen; was er durch den Hofdienst erwarb, gab er ihnen, und bekam von den Kaisern Bestätigung ihrer Freiheiten, zumal des Rechts, um ihre Ansprüche überall eidlich Kundschaft zu nehmen. Da schenkte Bischof Adalbero von Augsburg eine sehr große Glocke, einen Kelch vom Stein Onyx, gefiederte Tapeten, Purpur, übergoldete Kleider, Bilder auf Scharlach in Schweißtücher gestickt, weiße wollene Röcke, große elfenbeinerne Kämmen an ehernen Ketten, mit feinem glänzenden Leinwand bedeckte Tische, viele Edelgesteine und andere Kostbarkeiten, welche er und seine Väter seit manchen Geschlechtern auf Wallfahrten und Gesandt-

schaften gesammelt, und er zum Andenken im Schatz des Klosters verewigen wollte. Solche Pracht war die Ehre der großen Häuser; damit prangten sie, wenn die edle Hausfrau an dem Tag eines Gastmahls bei Geburt, Vermählung, Ritterschlag oder Begräbniß die goldenen Zierden aus den eisernen Kisten hervorbrachte, um durch den weiten Saal reich zu glänzen. Es kam auch eine große Gesandtschaft an St. Gallen und andere Klöster von Athelstan, König in England, einem würdigen Enkel des großen Alfred, einem Fürsten, der das Geheimniß der englischen Macht kannte, indem durch ihn die Schiffahrt und Künste des Friedens ermuntert wurden. Er schloß durch Bischof Renwold mit St. Gallen Brüderschaft. So that auch der Abt von Disentis in der Wüste des hohen Rhättiens; Peter, Bischof zu Verona; Landolaus, Bischof zu Trevigi, ein Fürst vom Hause der Grafen zu Habsburg; Gero, Markgraf an der Gränze gegen die Slawen, und Bischof Ulrich zu Lausanne vom Riburgischen Stamm. Dieser gab den Brüdern ein großes Gastmahl, und schenkte ihnen Landgüter und Fischenzen, er erinnerte sich der in ihrer Schule verlebten Kindheit. Ihre Schule wurde im Gesang, im Reim und in Kenntniß des Wohlklangs nicht übertroffen; die Welt bewunderte die schöne Handschrift ihrer Scholaster: diese Gabe war vor Erfindung der Druckerei so wichtig, daß unter größern Sachen von Salomo gerühmt wird, er habe schöne Anfangsbuchstaben gemalt. Konrad, König der Deutschen, bewunderte ihre Zucht, als er bei einem Umgang Äpfel unter die Knaben streuen ließ, und keiner seitwärts blickte; wie

wir von den Römern lesen, sie haben ohne Schaden des reifen Obsts in Baumgärten gelagert.

Aus dieser Schule ist Eckard am berühmtesten, welcher in einer Versammlung zu Mainz unter den Bischöfen sechs ehemalige Schüler fand. Hadewig, Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, Wittwe Herzog Burkards des Zweiten von Schwaben, wollte dem Kloster ein Gut vergeben, wenn Eckard auf ihrer Burg zu Hohentwiel wohnen dürfe. Von diesem Ort, auf einem Felsen, welcher sich mitten aus den schwäbischen Gefilden erhebt, verwaltete sie mit königlichem Ansehen durch ihre Grafen alle Sachen des Landes bis auf den Hochverrath. Es war der höchste Schwur in Schwaben: „beim Leben Hadewig!“ Diese große Frau liebte die Alten; sie empfahl ihrem Caplan den Virgil, den höchsten Stolz der lateinischen Musen. Sie liebte Horaz, den freundlichen Kenner der Menschen, welcher den Genuß des Lebens am weisesten lehret. Sie gab seine Gedichte mit einem Kuß dem schönen Jüngling Burkard, welcher zu ihr gekommen war, um Griechisch zu lernen. Oft fanden die Ritter und Herren den gelehrten Eckard bei der Herzogin. Er hatte eine angenehme Lebensart, gute Manieren, eine einnehmende Sprache, durchdringende redende Augen und eine schöne Größe. Oft war er allein bei der Hadewig; sie lasen mit einander die Alten!

Einsidlen (I, 12)

Um diese Zeit wurde Unser Lieben Frauen Stift in den Einsidlen aufgerichtet. Gregorius, der ein Sohn

eines Königs von England und Schwager Kaiser Otto des Großen gewesen sein soll, war aus dem Geräusch des Hofes zu den Gräbern der Apostel und von Rom in die Alpenwüste geflohen, an den Ort, welchen Meinrad und nach ihm Benno durch ihre Andacht geheiligt, in Gottesdienst und Enthaltung den Augenblick seiner Befreiung von den körperlichen Banden zu erwarten. Da verwandelte Kaiser Otto, vornehmlich zum Trost edler Herren, St. Meinrads Zelle in ein Kloster. Viele Jünglinge, ohne Land wegen der Erstgeburtrechte, reuig wegen Verirrungen ihrer jungen Jahre, der Welt überdrüssig, oder begierig nach Trost bei Unfällen des Lebens, traten in klösterliche Gesellschaft zusammen. Es vermochte weder die wilde Barbarei noch später Unglaube die unzähligen Wallfahrten bußfertiger Sünder, die milden Gaben gläubiger Menschen, oder die Menge der Wunder dieses Orts zu vermindern: so daß die umliegende Wüste (Einsidlen ist eine Waldstatt) bald volkreiches Land und mit Heerden zum Verbrauch dieser Pilgrime bedeckt wurde. Ein Graf zu Rapperschwyl übergab seine Burg an die heilige Jungfrau; viele freie Männer, an ihre Schutzkraft gläubig, wählten diesen Dienst; viele Höfe, gränzenlose Wildnisse ohne Namen, wurden von den Kaisern vergabet. Nichts desto weniger ist in den Geschichten der schweizerischen Eidgenossen das Kloster zu Einsidlen dem delphischen Tempel ungleich: Apollo unterstützte die Helden und weisen Männer zum Besten der Geseze und Freiheit; Einsidlen war den Fürsten wider die Völker geneigt. Jene mochten mehr geben; aber ein einziger unandächtiger Fürst oder ein gesez-

loses Volk kann auf ein Mal, weit und breit und unwiederbringlich, Macht und aufgehäufte Schätze wegnehmen.

Engelberg (I, 13)

In dem größten Krieg des Kaisers wider den Papst baute der Freiherr Konrad von Seldenbüren das Kloster zu Engelberg, mitten in einer großen Wüste, in einem engen Thalgrund, wo die Sonne nicht alltäglich gesehen werden kann, wo das hohe Joch, der Planfenkalm und Stozigberg, das Gemsenspiel, der Walenstock und Surenenalp in gewaltige Klumpen aufgethürmt bei einander stehen, und, wenn menschliche Wohnungen das Taglicht lange nicht mehr sehen, der Nollen des Titlisbergs seine Krone von ewigem Eis goldroth über die umliegenden Berge empor trägt. Aus Oberhasli und Uri leiten wilde Bergpfade dahin, aus Unterwalden ein einsamer einziger Weg an einem Waldwasser zwischen grausen Felsenwänden. In dieses Kloster begaben sich viele fromme Männer, für die Welt zu beten, wo nur Gott sie sah. Man hat noch den Stab Althelms, des ersten Abts, einen Stab aus Ahorn, mit einem Gemshörnchen geziert. Konrad von Seldenbüren gab dem Kloster Einkünfte auf seinen Gütern im Thurgau; die von Bonstetten und andere freundschaftliche Ritter halfen mit milden Gaben. Hierauf erwarb der Stifter dem Kloster einen Schirmbrief Kaiser Heinrichs des Fünften; Papst Callistus der Zweite unterwarf Engelberg unmittelbar dem heiligen Stuhl; auf St. Peters Altar wurde das

Kloster übergeben. In seinem Alter begab Konrad von Seldenbüren sich selbst in den Gehorsam des Abts und lebte wie der Brüder einer in Demuth und in Gottesdienst. Als der Abt ihn auf eine Reise gesandt, brachte ein Meuchelmörder ihn um sein verdienstvolles Leben.

Schafhausen (I, 13)

Der Hegau, in welchem Nellenburg lag, erstreckt sich von dem Rhein, wo er aus den Seen fließt, bis an den Donaustrom, neben ihm am Rhein der Kletgau: viele Hügel erheben sich von dem nördlichen Ufer bis zu der Höhe des Randen; dieser Berg umfängt wie mit einem halben Mond eine Anzahl der Hügel und sondert sie von dem übrigen Schwaben; durch ihre Thäler sendet er seine Wasser dem Rhein zu. Man findet viele Spuren der Gewässer, deren Bewegung in unbekanntem Jahrtausenden den Berg Randen und alle seine Hügel zusammengespißt und aufgehäuft haben mag. Diese Gegend war wie die übrigen urbargemachten Plätze des alten Hercynischen Waldes; nur waren Schifferwohnungen am Ausfluß der wilden Durach in einer Vertiefung zwischen vielen mit Wald bewachsenen Hügeln; denn von demselben Ort brechen sich mit großem Brausen die Wasser des Rheins zwischen vielen Felsen, wo sie sich in tiefen Wirbeln drehen, bis tausend Schritte weiter der ganze Strom, dem Auge wie ein Schaum, den Ohren wie ein ferner Donner, von Felsen in eine

Tiefe stürzt, welche durch des Wassers Macht mehr und mehr gehöhlet wird; von dem Lauffen (des Ortes Name) liegen die Klefgauischen Thäler in zahmer Gestalt bis an den Randen. Da sie breit und offen sind, entstanden im Anfang des Anbaus teutscher Länder daselbst bald viele Bauerhöfe, vermuthlich durch den Fleiß der Franken, welchen Feldbau nach den Waffen der liebste Betrieb war; die Alemannen suchten gute Wiesen, wozu der Klefgau zu thonartig und wasserarm scheint. Bis an die dürren Hügel der obersten Thäler am Randen drang der Fleiß, auf die Spitzen der Berge wurden Schlösser gebauet, von welchen die Herren ihre Edelknechte und eigenen Leute beobachteten, vor Ueberfall warnten und zu Führung der Fehden mahnten; besonders von der hohen Randenburg sahen sie eine große Menge der Klefgauischen Flecken, viele starke Thürme der Grafen, Herren und Ritter, eine sehr große Landschaft in mehrern Gauen, silberhell vom Rheinstrom durchronnen, in weiter Ferne von dem Schnee der Alpen begränzt. Es erhob sich durch den Fortgang des Wohlstandes benachbarter Länder ein Ort Schafhausen, Wohnung der Schiffer, wo wegen der Natur des Flusses alle Waaren ausgeladen wurden. Daselbst entstanden neun Bierhäuser, zwei Weinschenken, Mühlen, Fleischbänke, Weinberge und ein Markt; es mehrte sich die Zahl der edlen und freien Männer, sie wohnten in mehr als hundert Häusern und (wegen der Räuber des benachbarten Waldes) in zwölf Thürmen. Mit ihnen hielten im Namen der Kaiser die Grafen zu Nellenburg das Gericht, weil Schafhausen in dem Hegau entstand.

Interlachen (I, 13)

Viel näher dem ewigen Eis liegt Interlachen zwischen zwei Felsen einsam und wild, seitwärts der grünen Landenge, durch welche aus dem Brienzer die Aare in den Thuner See gewaltige Fluthen wälzt. Selinger von Oberhofen, ein wohlbegüterter Freiherr, gründete an diesem Ort für Augustiner Chorherren Unser Lieben Frauen Stift. Es wurde ihm von den Kaisern ihr Gut an den Glätschern des Grindelwalds und in der Iseltwalder Wüste gegeben. Höher nicht stritt wider die Natur der menschliche Fleiß; die Alpenwasser kann er dämmen; das aufgethürmte Eis bricht aus den hohen Thälern, wenn sie voll sind, mit grausem Geprassel unaufhaltbar herunter in das niedere Land.

Die Zäringischen Städte (I, 14)

Damals ließ Herzog Berchtold von Zäringen viele alte Flecken bemauern und baute freie Städte, auf daß die Landleute auf den Reichsgütern und andere freie Männer stark würden durch Vereinigung und Befestigung. Er, als erblicher Schirmvogt, hatte alsdann Zins von den Hofstetten, und von Waaren den Zoll, weil Straßen und Brücken überall des Herrn sind. In die Städte sammelten sich viele, die nach menschlicher Art aus mancherlei Ursachen ihres Zustandes überdrüssig waren, und andere, welche Nahrung und Gewinn vom Zusammenleben hofften, die meisten aus Liebe zu Freiheit, Ordnung und Ruhe. Gerichtet wurden die Bürger nach kurzen einfältigen

Rechten unter einem jährlich von ihnen gewählten Schultheiß, von zwölf oder vier und zwanzig Rätthen ihres gleichen, zufolge eigener Geständniß oder auf das Wort genugsamer Zeugen. Keiner durfte bei fremden Richtern seine Mitbürger anklagen, oder Fremde zu Zeugen wider sie aufstellen; kein Mann in des Herzogs Pflicht mochte vor fremden Gerichten wider die Bürger zeugen, kein Richter sie greifen, sie hätten sich denn durch Falschmünzen oder Diebstahl entehrt. Nie wurden zweispältige Urtheile nach der Willkür des Herrn entschieden, sondern durch Zweikampf oder durch den Rath von Cöln, dessen Gesetz das Muster der Zäringischen Stadtrechte war. Jeder war, so lange er lebte, unbevogtet, Verwalter seines Vermögens: hierin folgte ihm die Wittwe; die Sorge für die Waisen war der ganzen Stadt gemein. Wenn ein geiziger Vormund an ihnen übel that, so fiel sein Gut in des Herzogs Hand, körperliche Strafe wurde ihm von den Bürgern auferlegt. Gewichte und Maße, auf die in dem damaligen Handel das meiste ankam, waren unter ihrer Aufsicht. Sie waren im Lande zollfrei. Was beim Wein geschah, wurde beurtheilt wie Frevel, die bei Nacht geschehen. Die Preise für Wein, Brot und Fleisch, damals die vornehmsten Speisen, wurden von den Rätthen und Bürgern bestimmt. Fleischern war nicht erlaubt, vierzehn Tage vor oder nach St. Martinsfest Ochsen oder Schweine zu kaufen; alsdann bereiteten die Bürger zum Hausgebrauch Winternahrung. Das Haus eines Mörders wurde niedergerissen und lag ein Jahr wüste. Ueberhaupt redeten die Gesetze viel zu den Sinnen; diese Sprache weiß der Unge-

lehrteste. Nie wurde der Stadt von dem Herrn ein Bürger aufgedrungen und nie einer an freiem Abzug verhindert. Um desto lieber zogen freie vereinzelt wohnende Männer und leibeigne Leute in Städte. Die letztern, wenn der Herr in Jahresfrist sie nicht suchte und ihre Dienstbarkeit mit sieben Verwandten bewies, waren frei. Zu allgemeiner Nothdurft besteuerten sich die Bürger selbst. In den Krieg ihres Herrn zogen sie nicht weiter als daß jeder zu Hause schlafen konnte. Ihre Häuser waren das einzige Pfand ihrer Treu. In guten und bösen Sachen standen die Bürger alle für einen, einer für alle: die Liebe des Nächsten erstreckte sich nicht überhaupt auf die Menschheit, sondern auf die Sunächstwohnenden. Diese anfangenden Bürgerschaften waren zu entschuldigen, wenn sie zu gesellschaftlichem Emporstreben aus der Verwilberung die festesten Bande unter sich knüpften; die andern wollten ihren aufblühenden Stand mit gewaltigem Arm in Erniedrigung zurückhalten.

Bern (I, 14)

Ein kleiner Ort, Namens Bern, lag bei der Burg Nidel, auf einer Halbinsel, welche die Aare macht, die aus dem Thunersee Pfeilschnell das Land herabströmt. Alle benachbarten Ufer, zwischen welchen ihre Fluthen in hundert Krümmungen tief einher rauschen, sind hoch und abgebrochen steil. Es lag eine beträchtliche Viehweide um Bern, hinter derselben ein weit größerer Wald. Von dem nahen Hügel des Gurten wurden einzelne Meierhöfe, auch wohl ein Pfarrdorf

und in einsamen Wildnissen starke finstere Burgen unterschieden; gegen den Aargau hemmt eine Anhöhe den Blick; die Herrschaften des Hauses Welschneuenburg verloren sich jenseit des Walds bis an den Fuß des blauen Jura, dessen immer mittelmäßige, wellenförmige Kette Hochburgund und Helvetien trennt; hinter dem Gurten sind vieler hinter einander liegender Berge immer höhere Rücken, wie Stufen, bis über das Eis des großen Gebirges, in die Luftgegend, wohin zwei oder drei unbetretene Gipfel einsam sich emporheben. Einen Monat ungefähr nachdem die Freiherren in der höchsten Thäler einem von Herzog Berchtold geschlagen worden, ließ er durch Cuno von Bubenberg den Ort Bern mit Graben und Mauern umgeben; Cuno überschritt den vorgeschriebenen Umfang; auch nach ihm wurde die Gränze, welche er der Stadt gegeben, erweitert. Lang schien das Glück der neuen Stadt ungewiß, die Luft ist rauh, die Gegend war meist wild, aber die Liebe der Freiheit vereinigte den benachbarten Adel, weil diese Stadt nicht von einem Fürstenstamm beherrscht wurde, sondern als Reichsgut unter dem kaiserlichen Schirm war. Von des Kaisers Majestät war auf den reichsfreien Mann und Bürger kein viel größerer Abstand als auf den großen Baron; der Bürger unter seinem Schirm war in seinem Hause so sicher als der Freiherr auf der Burg; die großen Kaiser von Hohenstaufen hielten die ganze Reichsordnung zusammen durch den Glanz ihrer überlegenen Geisteskraft, sie erfüllten Europa durch den Ruhm großer Thaten, und gaben hundert Völkerschaften Schirm, wenn sie gehorchten, oder Gesetz. Bern wurde von den

edlen und freien Männern der umliegenden Landgerichte gebauet; eine Gasse baute der Herr von Egerdon; auf der Höhe gegen die Aare wohnte der Herr von Bubenberg, sein war mit Fischrecht und Mühlen das grüne Ufer; Rudolf von Erlach, Ritter, aus einem alten burgundischen Adel, dem Hause Welschneuenburg mit Lehen, wo nicht im Blut, verwandt; von Muhlern und viele andere edle Ritter, von deren Leben und Adel nichts übrig ist, als diese Stadt Bern, zogen hin, sie zu bauen. Alle überlebt der Name von Erlach; zweimal ist von diesem Hause das gemeine Wesen aus der Gefahr des Untergangs gerettet worden, sieben Erlache haben der Stadt in der Schultheißenwürde vorgestanden. Von Zürich und von Freiburg im Breisgau brachten gute Bürgergeschlechter den bürgerlichen Sinn nach Bern. Viele Handwerker sammelten sich, bewogen durch die Hoffnung bessern Gewinns. Durch die Vereinigung und Nacheiferung wurde das Leben mit ungewohnten Bequemlichkeiten erleichtert; so daß die wohlgemuthe und wohlgenährte Menge in Sicherheit aller Dinge mit Vergnügen sich fortpflanzte. Die Stadt wurde von Holz aufgerichtet; eine Kirche von dem Bischof zu Lausanne in der Ehre der Mutter Gottes geweiht; aber nachmals der standhafte Märtyrer Vincentius dieser Stadt Patron. Hierauf wurde ein Schultheiß mit einem Rath angeordnet. Gesetze wurden wie zu Cöln und in dem Breisgauischen Freiburg ertheilt. An Menge war die Bürgerschaft nicht groß, aber durch Sitten stark; sie waren gute Landmänner und Kriegsleute, welche unter den menschlichen Dingen die Freiheit für das höchste Gut und für die wahre

Würde hielten. So ist, unter Kaiser Heinrich dem Sechsten und unter Herzog Berchtold von Züringen dem Fünften, das gemeine Wesen der Berner entstanden.

Basel (I, 14)

Unter den Städten, deren in allen Ländern viele aufblüheten, wetteiferten mit Freiburg und Bern im romanischen Land Genf und Lausanne, in dem teutschen Helvetien Zürich und Basel. Die Bürgerschaft von Basel begehrte billige Gleichheit in Verwaltung des gemeinen Besten. Sie war nach den vornehmsten Handwerken in Zünfte abgetheilt, weil sie den Fortgang ihres Wohlstandes glücklichem Fleiß in Gewerben zu danken hatte. Dieser sehr allgemeine Umstand gab unsern Bürgerschaften zugleich billige, gewissermaßen jedoch beschränkte Gesinnungen. Der Heldensinn der Landbesitzer gab in den meisten und wichtigsten Zünften des alten Roms dem Plan großer Unternehmungen Uebergewicht; unsere Zünfte wurden denen des griechischen Volks ähnlicher, nur weniger außerordentlich zu Gutem und Bösem. Zu Basel rathschlagten über das gemeine Wesen unter den Bischöfen vier Herren vom Ritterstand, und aus den alten guten Geschlechtern zweimal so viel achtbare Bürger; dieser Senat wurde aus den Zünften verdoppelt, jährlich an einem feierlichen Tag von acht Wahlherren erwählt und vor das Volk gebracht. Der Bischof ernannte die Wahlherren, je zwei vom Domcapitel, vom Ritterstand, aus den achtbaren Bürgern und von den

Sünften; er selbst verordnete einen obersten Zunftmeister; den Bürgermeister bestätigte er. So wurde die Regierung von allen Ständen verwaltet, welche je durch Rath, Gut und Blut für Basel wohlthätig waren, damit aus dem Gleichgewicht einseitiger Gedanken in allen Verordnungen und Anstalten das allgemeine Wohl entstehe. Damals wurde Basel die größte Stadt in ganz Helvetien und Rhätien; sie war Sammelpfad der fränkischen Mannschaft, welche die Befreiung des heiligen Grabes durch die Einnahme Aegyptens bereiten sollte.

Arnold von Brescia in Zürich (I, 14)

Zürich hatte eine solche Lage, daß ihr Flor der Wunsch der Nationen, und jeder Fortgang der deutschen und italiänischen Länder Glück für Zürich wurde; sie war eine Handelshauptstadt, deren kaiserliche Bögte die Wasser und Wege der Kaufleute von Curmalchen bis in den Rhein in gutem Frieden, Lauf und Bau erhielten; dem nächsten Gau vertheilte sie Salz, deutsche Weine und Heringe des Nordmeers; nordisches Eisen wurde in Zürich gegen Früchte der südlichen Länder getauscht; von ihr bekamen viele Städte die ersten Muster des Fleißes italiänischer Weber. Ihr edelster Gewinn war das Gefühl der Würde des Volks, welches vor andern Europäern die Städte des lombardischen Bundes emporbrachten. Von Zürich und aus der Lombardei kamen Gedanken von Freiheit und Eidgenossenschaft in alle Städte des Rheinstroms, den schönsten Theil des Reichs der Deutschen; sie wurden

mit verschiedenem Erfolg ausgebildet, bis in die letzten Zeiten des Kaiserhauses Hohenstaufen.

Unter andern Fremden, welche aus dem Getümmel der Guelfen und Gibellinen, aus Fehden und vor Tyrannen, über das Gebirg flohen, war Arnold von Brescia der Vornehmsten einer, Schüler Peter Abälards, eines Mannes, welcher viele verborgene Wahrheiten durch neue Gedanken oder Ausdrücke zu erläutern suchte. Arnold hatte einen hohen Sinn, welcher seinen Körper dem Joch strenger Enthaltbarkeit unterwarf, die Verfassung der Hierarchie nach ihrer Absicht prüfte, die Religion aber in der Majestät ihrer ursprünglichen geheimnißvollen Erhabenheit betrachtete. Denn er war des alten, größtentheils wahren und erhabenen, etwa oft mißverstandenen Glaubens deren, welche dafür halten, „Gott sei Alles; das All der „Schöpfung einer seiner Gedanken; der Allvater, Jesus, unsere Seele Eines; in der Trennung die Sünde; „der irdische Körper eine Strafe der Sünde; wo Liebe „sei, sei keine Sünde; der heilige Geist, der Sinn der „Schrift; man müsse aus den Banden der Materie „zum Urquell des Lichts hinaufbringen; hiedurch ver- „göttliche sich der Mensch, und seine Seligkeit be- „stehe in der Beschauung; der, welcher dieses verkün- „dige und übe, der sei ein Geistlicher; der Teufel habe „die Clerisei mit vergänglichem Glanz und Reichthum „bezaubert; er pflege sich der (sonst gleichgültigen) „Materie zu Zerstörung des Reichs Gottes zu be- „dienen.“ Diese Vorstellungen der Mystik wurden auf zweierlei Manier von den Menschen verunstaltet: erstlich, durch den gewöhnlichen Fehler, den Plan Gottes,

den wir nicht wissen, ihren Einbildungen gemäß leiten zu wollen; viele verwarfen die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, welche in diesem Leben Gesetz der Natur ist; andere, um dem Versöhner vollkommen ähnlich zu werden, hielten eigene Erduldung eines gewaltsamen Todes für nothwendig: zweitens, durch unvorsichtige Anwendung dieser Lehren auf weltliche Verfassungen, deren Läuterungszeit nicht gekommen war. Hieraus erfolgten blutige Aufruhre, der Tod vieler guten Menschen, Lästereien des mißverstandenen Glaubens, und (wie menschlicher Schwachheit gewöhnlich) oft bei den Besten Ausartung des großen Gefühls in geistlichen Stolz. Die, welche diesen Glauben haben, dürfen entweder nicht in der Welt leben, oder sie müssen auch in Verwaltung des gemeinen Wesens durch Geistesgegenwart und edlen Muth allen andern vorleuchten.

Schwyz (I, 15)

In den Zeiten der Zäringischen Herrschaft wurde neben so vielen mächtigen Grafen und wachsenden Bürgerchaften der Name der freien Männer von Schwyz zum erstenmal genannt. Vorher war derselbe so gering, daß die Mönche von Einsidlen bei dem Kaiser ihn verhehlen konnten. Diese kleine Völkerschaft, als sie zuerst bemerkt wurde, zeigte sich in ihrer Gemüthsart eben wie sie nun ist. Mitten in schönen Wiesen, am Fuß des Berges Haken, der sich in doppelter Spitze hoch erhebt, unweit von dem Ufer des Waldstettensees (von hier an durch schreckliche Felsen in eine enge Kluft gedrängt) liegt Schwyz, von welchem alle

Eidgenossenschaft und die Unabhängigkeit Helvetiens ausgegangen ist. An dem Rücken der umliegenden Berge wechselt mit lachendem Grün das Dunkel der Wälder; viele Gipfel sind kahle Felsen; an deren Fuß auf sanftem Wäsen athmen Menschen und Herden reine Luft, und schauen den Fels vom Spiel der Sonnenstrahlen bald braun, bald roth, bald grau, schattirt. Von Städten weiß dieses Land nichts, es war in dem Gebirg als hinter ewigen Mauern ein gewisses freies Gefühl sichern Friedens. Die Männer von Schwyz haben, voraus vor den Städten und Ländern des nach ihnen genannten Volks, ein eigenthümliches Feuer für ihre uralte Freiheit und ihre Rechte; in allen Sachen, wo nicht ein Parteshaupt sie irre macht, einen geraden mannhaften Biedersinn.

Ueber ihre Abkunft ist von Vater auf Sohn aus alten Zeiten folgende Sage überliefert worden: „Es war ein altes Königreich im Lande gegen Mitternacht, im Lande der Schweden und Friesen; über dasselbe kam theure Zeit. In dieser Noth versammelte sich die Gemeine; durch die meisten Stimmen wurde beschlossen, daß der zehnte Mann das Land verlasse. Diesem Gesetz mußte jeder, den das Loos traf, gehorchen. So geschah der Auszug unserer Vorfahren von dem Land in Mitternacht mit großem Wehklagen von allen ihren Verwandten und Freunden; wehklagend führten die Mütter ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen unter drei Hauptleuten zogen unsere Väter, sechstausend streitbare Männer, große Leute gleich Riesen, mit Weib und Kindern, Haab und Gut; sie schwuren, einander ewig nie zu

„verlassen. Sie wurden reich an fahrendem Gut, reich
 „durch sieghaften Arm, da sie am Rheinstrom Gra-
 „fen Peter von Franken schlugen, welcher ihren Zug
 „wehren wollte. Sie baten zu Gott um ein Land
 „wie das Land ihrer Altvordern, wo sie möchten ihr
 „Vieh weiden im Frieden, ohne Kränkung von böser
 „Gewalt; da führte sie Gott in die Gegend Brochen-
 „burg, daselbst bauten sie Schwyz. Das Volk mehrte
 „sich; in dem Thal war nicht Raum genug; doch
 „sie scheuten keinen schweren Tag, um den Wald aus-
 „zuroden; ein Theil der Menge zog in das Land an
 „dem schwarzen Berg und bis in Weißland. Es ist
 „im Andenken der Greise in den Thälern des Ober-
 „landes, wie in alten Jahrhunderten das Volk von
 „Berg zu Berg, von Thal zu Thal, nach Frutigen,
 „Obersibenthal, Sanen, Afflentsch und Jaun gezo-
 „gen; jenseit Jaun wohnen andere Stämme.“ Wenn
 man diese Sagen dem vergleicht, was aus bekann-
 tern Historien zuverlässig scheint, wenn man abrechnet,
 was dem langen Lauf der Geschlechter und ungelehrter
 Einfalt vergeben wird, so bleibt, „daß von Schwyz
 „durch das Gebirg bis in die Grafschaft Greyerz der
 „ächte Stamm der Schwyzer erkannt werden mag.“
 Die Zeit ihres Anzugs, die Umstände der Wanderung
 sind unbekannt; erstlich, weil bei solchen Völkern die
 Zeitrechnung nicht ordentlich gehalten wird; hierauf,
 weil die Sage von der nordischen Hungersnoth in vie-
 len Ländern ist (vielleicht haben Stammväter meh-
 rerer Nationen davon gelitten; wo kein Feldbau und
 keine Magazinirung ist, bringt bald jedes unfruchtbare
 Jahr diese Noth); endlich als die Ursprache der alten

Schwyzler nach und nach erloschen, sind viele Namen, viele Umstände der Sagen, wie in den Geschichten der Gothen und Lombarden, zuletzt unkenntlich geworden; was der gemeine Mann in hohen Thälern aus der Nationalsprache noch haben mag, ist nicht genug untersucht.

Ursprünglicher Unabhängigkeit rühmen sie sich in den Sagen; es ist von Kaisern urkundlich bekräftiget worden, dieses Volk habe den Schirm des Reichs aus freiem Willen gesucht und erworben. Diese seltene Ehre war keineswegs allen Einwohnern der Waldstette gemein, sondern dem Stamm der Schwyzler eigenthümlich, wie vor Alters in den Ländern des merowingischen Reichs, wo die Gesetze der Alemannen, Franken und Burgundionen überall denjenigen zugehörten, welche von solchem Stamm waren. Bei den Schwyzlern wohnten viele eigene Leute, pflichtig mit Leib und Gut oder doch mit Güterzinsen an Fürsten und Könige, an die Grafen zu Rapperschwyl, die Stifter zu Lucern, in den Einsidlen, zu Beromünster, an das Frauenmünster von Zürich, andere geistliche und weltliche Herren, besonders an die Grafen zu Lenzburg. Das allgemeine Landrecht war das alemannische Gesetz: nach demselben richtete der Herzog von Schwaben über Geschäfte, welche der Kaiser ihm auftrug. Die Schwyzler pflegten die Schirmvogtei ihres Landes auf mehr oder weniger Jahre dem Grafen von Lenzburg anzuvertrauen; sie bedurften seines Ansehens wegen der Parteiungen im Lande und wegen der allgemeinen Unruhe der Zeiten, da der Kaiser oft weit entfernt und in großen Kriegen war. Doch geschah nichts

Großes ohne die Gemeine aller, sowohl freien als zinsbaren, Landeseinwohner; allgemeine Uebereinstimmung war unentbehrlich zu Behauptung eines Entschlusses; um diesen Antheil an den Geschäften wurden die eigenen Leute so wenig von den freien Männern beneidet, als von ihren Herren gehaßt; sintemal keine ehrgeizige Absicht in Unordnung der Verfassung dieser Waldstette gewirkt; die Gleichheit entstand von selbst, aus der Natur. Die Gemeine erwählte über alles Volk einen Landammann, von freier Geburt, ehrlichem Namen und gutem Wohlstand. Leib-eignen wurde diese Würde nicht gestattet, erstlich, wegen der Ehre der freien Männer, zweitens, weil der Vorsteher eines Volks keine Privatfurcht haben soll, endlich, damit nicht scheine, der, welcher einem eigenen Mann gehorche, müsse vielmehr noch dem Herrn desselben dienen. Die Armuth wurde durch kein Gesetz von der Landammannschaft ausgeschlossen; aber es würde einem armen Hirten, welcher sein Vieh von Berg zu Berg umhertrieb, unbequem gewesen seyn, an dem Hauptort im Thal die Gerichte zu halten. Zu Richtern erwählten sie überhaupt Männer, welche durch lange Sparsamkeit der Väter oder durch eigenen Fleiß Gut erworben; denn für Freiheit und Ordnung sorgt am besten wer etwas zu verlieren hat. Geringer Zwist wurde von sieben oder auch neun Mann gerichtet; was die Ehre betrifft, von einer gedoppelten Zahl; größere Händel von weit mehreren, welche die Richter zu sich nahmen, oder welche die Landesgegend eines jeden Richters demselben zuordnete. Es ist noch zu Schwyz um kleine Sachen ein Gassenrath, bestehend

aus den ersten sieben Landmännern, welche durch die Gasse kommen, wo die Parteien zu Entscheidung ihres Habers an der Gerichtsstätte sitzen. Das Blutgericht wurde in des Kaisers Namen von dem Reichsvogt, aber öffentlich und in dem Lande, gehalten; es war kein anderes Mittel wider die Blutrache als das höchste Ansehen kaiserlicher Majestät.

Anfangs wohnten die Schweizer in schwacher Anzahl weit aus einander in den Wüsten des Gebirges. Es war in dem ganzen Land eine einzige, endlich wurden zwei Kirchen, bis durch den Fleiß mehrerer Menschenalter die zunehmende Menge des Volks das baubare Land vermehrt, und neben den alten Orten Schwyz, Altorf und Stanz durch mancherlei Anlaß mehrere Dörfer entstanden. Da wurden die Thäler Schwyz, Uri und Unterwalden durch Vermehrung sowohl der Kirchen als der Gerichtsstätten jedes nach und nach von dem andern in seinen Sachen unabhängig; doch gegen Ausländer hielten sie so zusammen, daß die drei Völkerschaften wie nur Eine gehalten wurden. Ihre Thäler öffnen sich gegen den Waldstettensee; die Landleute von Oberhasli und ihre Nachbarn im Oberländer Gebirg wurden dieser alten Eidgenossenschaft endlich fremd, als die nicht dieselben Freunde und Feinde hatten.

Die Art, wie die älteste Schweiz vor Menschengedenken in drei Länder getheilt wurde, ist aus dem abzunehmen, was in Unterwalden geschah, nachdem die Gegend über dem Kernwald volkreicher geworden, als die untere Gegend bei Stanz. Die Landesgemeinde versammelte sich an dem Ort Wieserlen mitten im Land,

aber die Gerichtstätte war noch zu Stanz, von welchem Ort alle Unterwaldner vor Alters zum Anbau des Landes ausgegangen; doch wählte das zahlreichere Volk ob dem Kernwald an die Gerichte allemal zwei für einen; auch trug es an den Landkosten gedoppelten Theil. Dessen weigerte sich endlich das Volk ob dem Wald, weil die meisten wohlhabenden Männer nach Stanz zogen, um dem Gericht näher zu sein; darum wollten die Oberwaldner, daß die Landkosten aus einer Vermögensteuer, nicht aus dem Kopfgeld bezahlt würden, oder daß die Gerichtstätte zu ihnen verlegt werde; die von Stanz wollten die Würde ihres Ortes nicht mindern lassen. Zuletzt kam das Volk überein, „daß „ein Landammann und Gerichte zu Sarnen ob dem „Kernwald sein sollen für die Oberwaldner; daß die „von Stanz Landammann und Gerichte haben für das „Land unter dem Wald; beide halten besondere Landsgemeinden zu Stanz und Sarnen; wollen sie alle „zusammenkommen, so soll es nach der Väter Herkommen zu Wieserlen seyn; das größere Volk soll „das Landbanner verwahren, doch mögen die Unterwaldner von Stanz ein eigenes Banner haben.“ Diese beiden Landschaften am Kernwald sind so ganz unabhängig von einander, daß wohl eher die eine ohne die andere Krieg geführt: in der schweizerischen Eidgenossenschaft sind beide ein einiges Land, Unterwalden. Dieses Land hatte noch einige Uertenen weniger als nun; die von Schwyz hatten kaum die Hälfte ihres heutigen Gebietes, die Urner keine Schirmvogtei über Urseren, keine Gewalt in Livinen: die Freiheit war ursprünglich, aber nicht allgemein;

in ihrem Bund und andern Umständen waren die Schweizer den fünf Nationen hinter Canada zu vergleichen, aber menschlicher durch die christliche Religion.

Die Glaubensweise der Schwyzer hatte viel von uralter Einfalt und inniger Herzlichkeit, nicht ohne Nachdenken. Die Gothen, als Arianer, hatten sich von dem römischen Stuhle nicht beherrschen lassen. Um so leichtern Eingang fanden die geheimen Lehrer, welche aus den Morgenländern über Bulgarien, Bosnien, Ungarn, bis in das rhätische Gebirge und auch unter sie gekommen. Der Geist, welchem sie die Freiheit ließen, entwickelte sich nach den Anlagen der Nationen verschiedentlich. Das schwyzerische Alpenvolk stärkte er im Festhalten an Gottes authentischem Wort, wie die Apostel, ohne Bilder, ohne Heiligengebeine, ohne Papstthum und mannichfache Künstelei mit Geist und Kraft es ausgesprochen. Dieses lernten sie auswendig, legten in dasselbe den Sinn, den Gott in ihre Seelen gelegt, redeten viel davon auf den lombardischen, bayrischen und schwäbischen Märkten, und hielten wenig auf Zusätze der Menschen. Darüber wurden sie verkehrt, und (als die von Pflanzen und von dem was das Vieh giebt, mehr als von Fleisch zu leben pflegten) Manichäer genannt; weil vor Alters Manj, nach den Grundsätzen und Sitten südöstlicher Länder, die animalische Nahrung, wie den Wein, als vieler Leidenschaften Zunder verworfen: aber die Sitte dieser Männer war nicht auf die Einfälle der persischen Weisen gegründet, sondern auf Landesart.

Berner Oberland (I, 16)

Die Natur des Landes machte einen Unterschied. Wenn man von Bern Uechtland hinauf zieht, erheben sich auf beiden Seiten des Thals der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwischen welchen aus lieblichen Thälern viele befruchtende Wasser hervor fließen. Bei Thun steht ein See, bei hundert und zwanzig Klafter tief, und wie fast alle helvetischen Wasser stürmisch. Die Berge des östlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen; im Westen wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwasser unglaubliche Lasten von Sand und Steinen daher, wodurch sie längs dem Eingang der Thäler ein Feld aufhäufen. Voran am Gebirg stellt sich das Stockhorn dar, Markstein der Alpen gegen das niedrigere Uechtland; sechstausend siebenhundert sieben und sechzig Fuß über das Meer. An seinem Fuß fließt aus den Thälern ihres Namens die Sibne. Jenseits der Sibne sieht man das Niesenhorn aus einer finstern Waldung das zugespitzte Haupt bei achtzig Fuß über Stockhorn erheben, meist aus einem Wolkenkranz emporsteigend. An seinem Fuß führt die Kander aus Frutigenthal und Kandersteig die wilden Wasser hervor. Von dem Niesen steigt aus dem See und jenem Schuttfeld ein sanfter Berg, der Abendberg, anmuthig auf; die Wellen brechen an seinem Fuß, die Heerden grasen seinen Rücken, er endiget fast wo der See, in einem lebhaft grünen Thal. Durch dieses wallt in mächtigen Fluthen die Aare in den Thuner See aus dem von Brienz. Der Brienz-

zer See füllt einen sehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Je näher man den hohen Alpen kommt, um so mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur; der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts um unzählbare Jahrtausende übersteigenden Alters und ein gewisser Eindruck von unbeweglich fester Gründung bringt auf das melancholische Gefühl des Nichts unserer körperlichen Form; zugleich erhebt sich die Seele, als wollte sie höhern Adel todter Größe entgegensetzen. In diesen Gedanken kommt man in das Oberhasli Thal, und am schaudervollen Rand finsterner Tiefen, auf gebrochenen, zerrissenen Pfaden, steigend und staunend, aus dem Boden der Fruchtbäume den Lannwald hinauf, durch den gelben Enzian, zu Arfeln und Bergrosen, zum Sevenbaum, zu den würzhaften aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an steilen Wänden ungetreuer glatter Basen Gränze scheint für die Nahrung des Viehs und für die Neugier des Menschen; sintemal über demselben unermessliche Schneelasten die lebende Natur unterjochen, und jahrtausendaltes Eis Jungfrauhorn, Finsteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Bieschaarhorn, einsame Firne dieses Alpenstocks, verhüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt sich die lautere Aare; so weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis; tief in der Kluft blinken die größten Crystalle; kaum flieht hier eine Gemse und wohnt in dem Fels unzugänglich ein Lämmergeier; die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes; man wird leicht in Eisschründe verschlungen, und vom Stoß des wachsenden Glätschers

unter Eis und Felsenschutt nach mehrern Geschlechtern endlich starr hervorgesenkt. So liegt alles Erdreich bis an den Gemmi begraben; der Gemmi steht nackend, wie verwittert; Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubensees und von dem Engstelenalpglätscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eisthal und jenen Ufern des Thunersees, in den Bergen, welche dort am Niesenhorn und Stockhorn, westwärts in geringern Höhen gegen den Lemnischen See, enden, liegt das Oberland, eine unglaubliche Menge neben und in einander laufender Thäler, wo die Sane, die Simme, die Rander, der Engstelenbach und beide Lüttschinen, aus vielen Bächen groß, den wilden ungleichen Strom und Runs, jegliche aus ihrem Thal, in die Aare oder den Thuner See führen. So hoch in das Gebirg, als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Heerden, indeß Asien wüste liegt, weil das Glück des Oberlandes, Freiheit, ihm fehlt.

Rudolf von Habsburg König (I, 17)

In den Tagen eines kurzen Friedens, als das Kriegsvolk müde war, wider die Mauern solcher Männer zu streiten, brachte von Frankfurt am Main der Reichs-Erbmarschall Heinrich von Pappenheim, und alsobald Friedrich von Hohenzollern, Burggraf zu Nürnberg, die Nachricht, „daß, im Namen und in

„der Versammlung der Kurfürsten, Ludewig, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog zu Bayern, von allen ermächtigt, in Betrachtung seiner großen Tugend und Weisheit, Grafen Rudolf zu Habsburg über das römische Reich der Teutschen zum König ernannt habe.“

Dieser Botschaft erstaunte Rudolf mehr als alle die ihn kannten. Indeß in unbeschreiblicher Freude das ganze Land seiner Vorältern zu Aargau sich nach Bruf versammelte, seine Gemahlin zu grüßen, und aus allen Städten und Ländern, welche bei geringerm Glück ihn geehrt und geliebt, die vornehmsten Vorsteher eilten, ihn in seiner Erhöhung zu sehen, baten ihn die von Basel, mit allem Volk in die Stadt zu kommen. Worauf der neue König ihnen Versicherung der Vergessenheit aller vormaligen Feindschaft gab, alle Gefangene losließ, einen Landfrieden auszurufen gebot, und mit allen Großen von Hochdeutschland und vielen Gesandten der freien Landleute in der Schweiz, der Züricher und aller benachbarten Städte, über Breisach, wo mit seiner Gemahlin der ganze Adel von Aargau zu ihm kam, eilte, um in der Stadt Aachen durch den Kurfürsten zu Cöln die Krone Karls des Großen zu bekommen.

Dieses Glück erwarb der Graf zu Habsburg, nicht weil er seinen Stamm bis zu den Großen des alten Reichs der Franken und in Geschlechter von Heiligen hinaufzählen konnte, nicht weil er die lang erniedrigte Macht seiner Väter durch Riburg erhob, und nicht weil die Tochter Hartmann des jüngern, als er sie Eberhard von Lauffenburg gab, das hintangesetzte

Habsburgische Recht ehren und die Grafschaft Lenzburg ihm überlassen müssen, sondern weil er, wie Kurfürst Engelbrecht von Köln sagte, „gerecht und weise „und von Gott und Menschen geliebt war.“ Es geschah Rudolphen wie vielen; daß, nachdem der Ton seines ganzen Lebens die allgemeine Stimme für ihn eingenommen, die Erwähnung seines Namens durch einen einzigen Mann, den er etwa sich verbunden hatte, genug war zu seiner Erhöhung. Und er kam (welches öfter geschieht als man glaubt) weniger zu dem, wornach er sich vielleicht bemühet, als zu dem, was er verdiente. Denn daß sein Verdienst nicht unter seinem Glück war, bewies er; indem er sich selbst gleich blieb; nur erfuhr die Welt, was in ihm war. Den Thron, welchen in drei und zwanzig Jahren kein König behauptet hatte, besaß er achtzehn Jahre, und brachte den Landfrieden auf. Mit ernster Sanftmuth regierte er als Vater des Volks; an der Spitze des Heers bewies er die vorige Verachtung des Todes; im Umgang dieselbe Verachtung des Geprängs, als da er in einem Dorf bei Basel einen wohlhabenden Gerber besucht, um sich mit ihm des häuslichen Glücks zu freuen. Er sagte zu den wachthabenden Kriegsheuten, welche einen armen Mann verhinderten, vor den König zu kommen, „Bin ich denn König um verschlossen zu sein?“ Den Zöllnern schrieb er: „Das Geschrei der Armuth ist vor meine Ohren gekommen; „die Reisenden zwinget ihr zu Auflagen, die sie nicht „bezahlen sollen, zu Lasten, die sie nicht ertragen. „Haltet eure Hände zurück von dem unrechtlichen Gut „und nehmet was euch zukommt. Ihr sollt wissen,



„daß ich alle Sorgfalt und Macht anwenden werde für
„Frieden und Recht, unter allen die köstlichsten Gaben
„des Himmels.“

Albrecht von Habsburg (I, 18)

Albrecht von Habsburg, Herzog zu Oestreich, der mit Johann, dem zweijährigen Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolf, dem König von vier Söhnen allein übrig blieb, hatte sich sowohl durch neunjährige Verwaltung seiner eigenen Lehen, als durch jeden Antheil an den Sachen der väterlichen Erblande schon genugsam gezeigt, um wider den furchtbaren Fortgang der Habsburgischen Macht alle benachbarten Völker für ihre Verfassung wachsam zu machen. Was den meisten begegnet, welche in großen Geschäften ihr Leben hinbringen, ist vor vielen andern diesem so besonders thätigen Fürsten widerfahren; daß Eifersucht und Haß deren, die er beleidigte, und hingegen die Furchtsamkeit oder Schmeichelei anderer, die seinem Haus anhiengen, ihn der Nachwelt auf sehr verschiedene Manier beschrieben haben.

Es war eine unveränderliche Standhaftigkeit in ihm; auf Geld und Waffen, welche letztern er mit so viel Heldenmuth als Erfindungsgeist führte, eine desto größere Aufmerksamkeit, weil er (wie zu viele seines Gleichen) von edleren Grundfesten der Menschenbeherrschung weder Begriff noch Gefühl hatte; Ländergier; Haß der gesetzlichen Schranken seiner Gewalt, welcher so oft für Kraft hohen Fürstensinns gehalten wird; ein Ordnungsgeist, nach welchem er an Weibern

Zucht, Muth am Krieger und Gelehrsamkeit am Priesterstand liebte, und eine solche Selbstherrschaft, daß er bei sehr leidenschaftlichem Gemüth seine Zunge im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht bog, und nie der Wollust Gewalt über sich ließ.

Er wurde aber weder vor noch in seiner Verwaltung, oder nach seinem Tod, weder von seiner Verwandtschaft, noch von seines Vaters Freunden, weder bei seinem Volk noch im teutschen Reich, jemals einigermaßen geliebt. Vor und nach seiner Zeit wurde schnelle Erhöhung am Hause Ascanien, an Wittelsbach, an Lützelburg, viel weniger als unter ihm an seinem Stamm gehaßt und gefürchtet. Denn da in den östreichischen Ländern inwohnender Freiheitsgeist nach lang unstätter Herrschaft in vollem Leben war; da er die Klugheitspflicht hatte, zu machen, daß die Habsburgische Größe jedermann unverdächtig und in und außer Landes beliebt würde, gieng Albrecht ohne Schonung seinen Weg. Er war vor andern reich; hatte aus Ungarn leichte Reiterei mit langen Böpfen und Bärten, welche auch von ferne und fliehend lange Pfeile mit Gewißheit schoß; auf starken Hengsten Kürassiere, welche bis über die Knie wider die Hiebe des Fußvolkes bepanzert waren, indessen zu allen Bewegungen der Oberleib frei genug blieb; auserlesene Ritter in einförmigem Hofgewand; zu Fußknechten leib-eigene Buben, welche um Freilassung und Beute gänzlich ihm eigen waren; wider starke Mauern hundert Heerwagen voll Zeug, Widder, Raketen, und brennende Pechkugeln. Er bewies und behauptete, gegen das Land Oestreich, beleidigende Vorliebe zu sechs Herren

von Waldsee, zu Herrmann von Landenberg, Hugo von Lauffers, welcher ihn verrieth, und anderm Adel von Schwaben. Die Steyermark, welche Otto von Lichtenstein so verwaltete, daß Reiche und Arme ihn lobten, gab er dem Abt Heinrich von Admont, welcher niemanden lieb war als ihm. Als dieses Land, welchem er alte oder billige Freiheiten zu beschwören abschlug, durch den Bischof Leopold von Sekau ihm sagen ließ: „er soll wissen, daß all Leut wollen ledig sein ihr Eid und Treu, wann der Tenor also lautet „der Handfesten,“ gab er zur Antwort: „Recht also „mein Vater diese Land hat funden in der Gewalt „Ottokars, weder minder noch mehr, so will ich sie „lassen bleiben;“ und bedachte nicht, was Herr Friedrich von Stubenberg ihm erinnerte: „Wenn hätt in „dem Land nicht als viel Uebel gethan König Ottokar, er möcht noch heut sicherlich haben Land und „Leben.“ Er, als die Stadt Wien, der Adel, Böhheim, Ungarn, Bayern und Salzburg wider ihn waffneten, drängte die Wiener so, daß die Rathsherrn barfuß und barhaupt ihm die Schlüssel auf den Calenberg bringen mußten; da er denn unbequeme Freiheiten vor ihren Augen zerriß; hierauf überraschte, schlug und versagte er seine saumseligen unmeinigen Feinde.

Aber nicht allein suchte er die Krone Ungarn, die Krone Böhheim, die Landgraffschaft von Thüringen und andere meißnische Länder, auch Niederbayern und Halicz ohne Erfolg, sondern auch Teutschland ließ nach ihm bis in das vierte Geschlecht keinen König von seinem Hause aufkommen. Sein auf Landvergrößerung, Geld und Soldaten starr hingerichteter ernster

Sinn, den keine Fröhlichkeit aufheiterte, da er wegen seiner Augenkrankheit und überhaupt nicht lieblich anzusehen war, machte ihn so verhaßt bei allen, daß auch Tugend an ihm Selbstsucht schien. Es ist unmöglich, daß über alle herrsche, wen alle hassen. Ungefähr drei und vierzig Jahr alt war Albrecht, welcher der Erste von seinem Stamm über Oestreich herrschte, als er nach dem Tod seines Vaters in ungetheilte Verwaltung der Erblande kam.

Befreiung der Waldstätte. Der Tell (I, 18)

Alle andern Schweizer übertraf der Herr von Attinghausen, durch die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großen wohlhergebrachten Gutes und ungefälchter Liebe zu dem Land. Bei einem solchen Volk werden viele Geschlechter durch die alten Sitten lang und in der Verwaltung des gemeinen Wesens fortgepflanzt; so die Nachkommen Rudolf Redings von Bibereke, welcher damals lebte, die bis auf diesen Tag zu Schwyz den väterlichen Ruhm erhalten; die Beroldingen auf ihrem uralten Stammsitz, damals voll schweizerischen Freiheitssinns und noch der Voreltern würdig; die Zan; die Iberg; die Winkelried, im Geist jenes Ritters, ihres Ahnen, der den Lindwurm erschlug, der Freiheit Opfer, alten Biedersinns Muster. Zu Schwyz war Werner Stauffacher angesehen, weil Rudolf sein Vater ein ehrwürdiger Vorsteher des Volks, und er selbst ein wohlbegüterter und wohlgesinnter Landmann war. Solchen Männern glaubten die Landleute; sie kamm-

ten dieselben, sie hatten ihre Väter gekannt und ihre ungefärbte alte Treu. Das Volk lebt in vielen Dorfschaften, deren Häuser meist, wie bei den alten Teutschen, auf Wiesen, schönen Hügeln und an Quellen einzeln liegen. Es hat gewisse althergebrachte eingepflanzte Grundsätze; wenn Fremde dawider Einwürfe machen, so werden sie selbst verdächtig und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahrs gleich ist. Man spricht nicht viel, und bemerkt für immer; sie haben in den einsamen Hütten zum Nachdenken ruhige Muße; die Gedanken theilen sie einander mit, wenn an Festtagen das ganze Volk vom Gebirg bei der Kirche zusammenfließt. Wer den Landmann betrachtet, findet bis auf diesen Tag ein freihheitstolzes Volk zu Schwyz, ein frommes altgesittetes im Lande Unterwalden, auch zu Uri ein gar biedereres eidgenössisch gesinntes Volk.

Als die Reichsvögte um jeden Fehler in finstern Thürmen und außer Landes theure lange Verhaft gaben, und alles auf das allerstrengste bestrafte, und als die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten Erbland erhöht und oft die Ausfuhr verboten wurde, sandten die Landleute an den König, zu eben der Zeit, als auf der Steyermark ein solcher Bogt umgebracht worden. Der König führte damals auch wider seinen Schwager Wenceslaf Krieg um das Ruttenger Silber und die Erbschaft von Halicz; von denen, die mit Herrmann von Landenberg seine Diener waren, bekamen die Schweizer keinen Trost. Die Geistlichkeit in

den Waldstetten, aus Zorn, weil sie steuern mußte, war dem König zugethan. Als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden von der Gesinnung seiner nächsten Verwandten so abwich, daß er auf Roßberg des Königs Burgvogt wurde, fürchteten ehrbare Männer vom Leichtsinn ehrgeiziger Jugend noch mehr Untreu am Land. Alle Schweizer, in ordentlichen Zeiten eines gerechten stillen Gemüthes, gewohnt ohne Furcht noch Verdruß oder viele Mühe bei dem Vieh in ruhiger Fröhlichkeit ihre Tage durchzuleben, gewohnt aus alten Zeiten bei den Kaisern Gnade und Ehre zu finden, wurden betrübt.

Bei den Strafen war doch ein Schein strengen Rechts; bei den Zöllen, daß Noth oder Geiz den König treibe; selbst in der Ungnade, daß er die Schweizer doch schätze und gern haben möchte: allein (wie bei verdienstlosen Leuten im Besitz ungewohnten Ansehens gegen die, welche nicht weit unter ihnen sind, der Stolz am größten ist), es war in den Worten und Gebärden der Bögte täglicher Troß auf ihre Gewalt, und eine hochmüthige Verachtung des ganzen Volks. Die alten langverehrten Geschlechter nannten sie Bauernadel. Als Gefler durch den Ort Steinen bei Stauffachers Hause, wo die Capelle nun steht, vorbeiritt, und sah, wie es, wo nicht steinern, von wohlgezimmertem Holze nach eines reichen Landmanns Art mit vielen Fenstern, mit Namen oder Sinnsprüchen bemalt, weitläufig und glänzend, erbauet war, sagte er vor dem Stauffacher, „kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt!“ Als Landenberg einen Mann in dem Melchthal zu Unterwalden um ein paar schöne Ochsen

strafte, fügte sein Knecht bei, „die Bauern können „den Pflug wohl selbst ziehen.“ Auf der Schwanau, in dem Lomazer See, im Lande Schwyz, wohnte ein Burgvogt, welcher die Tochter eines Mannes von Art schändete. Es wird bei den Hirten im Schweizergebirg, wo der starke schlanke Wuchs, gesundes Blut und frische Schönheit von der Lebensmanier unterhalten werden, die Liebe bis auf den Ehestand (welcher unverbrüchlich gehalten wird), eben nicht als Fehler betrachtet; aber sie will gesucht und ohne Schimpf gebraucht werden. Der Burgvogt wurde von den Brüdern der Tochter von Art erschlagen. Eines Morgens da Wolfenschieß hervor aus Engelberg an die Alzellenhöhe kam, an deren lieblichem Abhang viele zerstreute Hütten sind, sah er auf einer blumichten Wiese ein schönes Weib. Als er von ihr die Abwesenheit Konrads vom Baumgarten ihres Mannes erfragt, befahl er, daß ihm ein Bad gerüstet würde, und versuchte manches, wodurch ihre schöne Zucht in äußerste Bekümmerniß gerieth; endlich nahm sie den Vorwand ihre Kleider abzulegen, und suchte ihren Mann; von diesem wurde Wolfenschieß erschlagen.

Ehe Baumgarten gefunden wurde, und ehe das Zusammenstehen der Männer von Art Geßlern erlaubte, den Todtschlag des Burgvogts zu rächen, als Frau Margaret Herlobig, die Stauffacherin, mit Unruhe bedachte, wie dieser gewaltthätige Mann ihr Haus beneidet, redete sie mit ihrem Mann (alte Sitten gaben den Hausfrauen männlichen Sinn), und bewog ihn, dem drohenden Unfall vorzukommen. Werner Stauffacher fuhr über den See in das Land Uri zu seinem

Freunde Walther Fürst von Attinghausen, einem reichen Landmann. Er fand einen jungen Mann von Muth und Verstand bei ihm verborgen; von diesem erzählte Walther seinem Freund: „er sei ein Unterwaldner aus dem Melchthal, in welches man von Kerns hereingehe; er heiße Erni an der Halden, und sei ihm verwandt; um eine geringe Sache, die Erni getan, habe ihn Landenberg um ein Gespann schöner Ochsen gebüßt; sein Vater Heinrich habe diesen Verlust sehr bejammert; auf dieses habe des Bogts Knecht gesagt, wenn die Bauern Brot essen wollen, so können sie selbst an dem Pflug ziehen; hierüber sei Erni das Blut aufgewallt; er habe mit seinem Stock dem Knecht einen Finger gebrochen; darum verberge er sich hier; indeß habe der Bogt seinem alten Vater die Augen ausstechen lassen.“ Hierauf klagten sie einander sehr, daß alle Billigkeit mehr und mehr unter die Füße getreten werde; und Walther bezeugte, auch der hocherfahrene Herr von Attinghausen sage, die Neuerungen werden unerträglich: wohl glaubten sie, daß der Widerstand grausame Rache über die Waldstette bringen könnte, doch kamen sie überein, Tod sei besser als ungerechtes Joch dulden. Ueber diese Gedanken beschlossen sie, daß jeder seine Vertrauten und Verwandten erforschen soll. Sie bestimmten, um sich ruhig zu sehen, das Rütli, eine Wiese auf einer Höhe in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstettensees, nicht weit von der Gränzmark zwischen Unterwalden und Uri (im See steht hier einsam der Mythenstein); daselbst rathschlagten sie oft bei stiller Nacht über die Befreiung des Volks, und gaben

einander Nachricht, mit wie viel Fortgang sie zu dieser That geworben; dahin kamen Fürst und Melchthal auf einsamen Pfaden, der Stauffacher in seinem Kahn, und aus Unterwalden der Sohn seiner Schwester, Edelknecht von Rudenz. Aus verschiedenen Orten brachten sie Freunde in das Rütli; da vertraute einer dem andern seine Gedanken ohne alle Furcht; je gefährvoller die That, um so viel fester verband sich ihr Herz.

In der Nacht Mittewochs vor Martinstag im Wintermonat brachte Fürst, Melchthal und Stauffacher, jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, an diesen Ort. Als diese drei und dreißig herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereiniget, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegten Herzen die Hände darauf, „daß in diesen Sachen keiner von ihnen „etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den „andern verlassen wolle; sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder soll das unschuldige „unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem „Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft „Genuß haben sollen; sie wollen den Grafen von „Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch nicht das Geringsste entfremden; die „Bögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen „keinen Tropfen Blut verlieren, aber die Freiheit,

„welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe „wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern.“ Als alle dessen fest entschlossen waren, und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand jeder, in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl all ihrer Nachkommen Schicksal abhänge, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold an der Halden aus Melchthal, ihre Hände auf gen Himmel, und schwuren in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die dreißig dieses hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals gieng jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Indeß trug sich zu, daß der Bogt Herrmann Gessler todtgeschossen wurde, durch Wilhelm Tell einen Urner aus dem Orte Bürglen, der Walther Fürsten Schwiegersohn und einer der Verschwornen war. Der Bogt, aus tyrannischem Argwohn oder auf erhaltene Warnung bevorstehender Unruhen, unternahm zu prüfen, wer seine Herrschaft am ungeduldigsten ertrug, und (wie sinnbildliche Art jenen Zeiten und solchen Völkern gewöhnlich ist) ein Hut sollte die Ehre des Herzogs vorstellen. Die Freunde der Freiheit wollte er dazu bringen, die Hauptzier des Fürsten zu ehren, dem sie nicht gehorchen wollten. Ein Jüngling, Tell, der Freiheit Freund, verschmähetete, ihr altes Sinnbild, den Hut, in solchem Sinne zu ehren; durch voreilige

Äußerung seiner Denkungsart bewog er den Bogt, sich seiner zu versichern. Dieser übte den Muthwillen der Tyrannei, so daß Wilhelm Tell seinem Sohn einen Apfel von dem Haupt schießen mußte. Nach der That übernahm den Mann das Gefühl, daß Gott mit ihm sei, so, daß er bekannte, er würde bei schlimmerem Glück den Sohn gerochen haben. Der Bogt, besorgt wegen seiner Verwandten und Freunde, getraute sich nicht, Wilhelm Tell im Land Uri hiefür gefangen zu halten, sondern führte ihn (mit Verletzung der Freiheit, welche die ausländischen Gefangenschaften verbot) über den Waldstettensee. Da sie nicht weit jenseit des Rütli gekommen, brach aus den Schlünden des Gotthard plötzlich der Föhn mit seiner eigenthümlichen Gewalt los: es warf der enge See die Wellen wüthend hoch und tief; mächtig rauschte der Abgrund, schauder- voll tönte durch die Felsen sein Hall. In dieser großen Todesnoth befahl Gefler voll billiger Furcht, Wilhelm Tellen, einem starken, mächtigen Mann, den er als vortrefflichen Schiffer kannte, die Fesseln abzunehmen. Sie ruderten, in Angst, vorbei die grausen Felsenufer; sie kamen bis an den Arenberg, rechts, wenn man aus Uri fährt. An diesem Ort ergriff Tell sein Schießzeug und nahm den Sprung auf einem platten Fels. Er kletterte den Berg hinauf, der Kahn prellte an und von dem Ufer; Tell floh durch das Land Schwyz; auch der Bogt entkam dem Sturm. Als er aber bei Rüßnach gelandet, fiel er durch Tells Pfeil in einer hohlen Gasse hinter einem Gebüsch hervor. Herrmann Gefler nahm diesen Ausgang vor der zu Befreiung des Landes verabredeten Stunde, ohne

Theilnehmung des unterdrückten Volks, durch den gerechten Zorn eines freien Mannes. Diesen wird niemand mißbilligen, als wer nicht bedenkt, wie unerträglich dem feurigen Gemüth eines tapfern Jünglings Troß, Hohn und Unterdrückung der uralten Freiheit des Vaterlandes, zumal in diesen Zeiten war. Seine That war nicht nach den eingeführten Gesezen, sondern wie die, welche in den alten Geschichten und in den heiligen Büchern an den Befreiern Athens und Roms und an vielen Helden der alten Hebräer darum gerühmt werden, auf daß für Zeiten, wo die uralte Freiheit eines fried samen Volks überlegener Macht nicht widerstehen könnte, zum Lohn der Unterdrücker solche Männer aufgenährt werden. Gesezmäßige Regenten sind heilig; daß Unterdrücker nichts zu fürchten haben, ist weder nöthig noch gut. Die That Wilhelm Tells gab dem gemeinen Mann höhern Muth; aber es war zu besorgen, die Gewalt Landenbergs und aller Burgvögte möchte durch Wachsamkeit befestiget werden. Die Verschwornen schwiegen still. Das dreizehn hundert und siebente Jahr wurde vollendet.

Verjagung der Vögte (II, 1)

In der ersten Stunde des Jahres dreizehn hundert und acht wurde ein Jüngling zu Unterwalden, aus der Zahl deren, welche die Befreiung der Waldstätte verschworen, von einer Magd auf der Burg Roßberg an einem Seil in ihre Kammer hinauf gezogen; sein warteten im Graben der Burg zwanzig Freunde des Landes, die er mit eben diesem Seil die Mauer hin-

auf zog. Die Jünglinge nahmen den Burgamtmann, sein Gesinde und vier Knechte gefangen, bemeisterten sich des Thors und waren still.

Früh am Tag, als zu Sarnen Bogt Landenberg von der Burg herab in die Messe gieng, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, zum Neujahrsgeſchenk, nach uralter Sitte im Gebirg und in den benachbarten Ländern. Der Bogt, ihrer Gabe vergnügt, ließ die Männer ſie in die Burg bringen. Als die zwanzig in dem Thor waren, ſtieß einer derſelben in das Horn; auf dieſes Zeichen langte jeder aus dem Buſen ein Eiſen und ſteckte es an ſeinen geſpizten Stock; aus dem Erlenholz rannten dreißig ihrer Geſellen durch das Waſſer auf die Burg, und nahmen mit ihnen die Einwohner gefangen. Da gaben ſie das Wahrzeichen, worauf das ganze Land Unterwalden ob und unter dem Kernwald in allgemeiner Bewegung für die Erhaltung der Freiheit aus allen Dorſſchaften zuſammenkam; von Alpe zu Alpe ergiengen die verabredeten Zeichen. Da wurde von den Männern zu Uri der Twinghof eingenommen; der Stauffacher zog mit allem Volk von Schwyz an den Lomzerſee; daſelbſt brachten ſie die Burg Schwanau alſobald in ihre Gewalt; auf dem Waldſtettensee begegneten ſich die eilenden Boten mit froher Nachricht.

An dieſem Tag, da in Melchthal der blinde Vater ſich des Lebens wieder freute, und in Alzellen das Weib des heimkommenden Mannes froh ward, als Walther Fürſt ſeinen Tochtermann öffentlich ehrte, und in Steinen Stauffachers Frau allen, welche mit

ihm in dem Rütli und bei Lowery waren, gastfrei das Haus öffnete, im ersten Augenblick des Gefühls der wiedererlangten Freiheit, als die Burgen gebrochen wurden, wurde kein Tropfen Blut vergossen und keinem Herrn ein Recht genommen. Als Landenberg, da er aus der Kirche durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach floh, ereilt wurde, mußte er, wie andere von den Burgen, Urfehde schwören, daß er nicht wieder in die schweizerischen Waldstätte kommen wolle. Er zog zu dem König; die Schweizer an dem folgenden Sonntag kamen zusammen und schwuren den uralten ewigen Bund.

Tod König Albrechts (II, 1)

Mittwoch Nachmittags, am ersten Mai, in dem zehnten Jahr seit König Adolf durch oder bei ihm erschlagen worden, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden, wo er mit seltener Frohheit eine Maienfahrt hielt, herunter. Mit ihm waren, außer dem von Landenberg und Eberhard von Waldsee, um welche er im Herzogthum gefaßt wurde, seine angesehensten Rätthe vom Land Oestreich, sein Better Graf Burkard von Hohenberg, Hugo von Werdenberg, der bei Winterthur siegte, der edle Griesenberg und viele andere Diener und Herren. Scherzend ritt der König durch die Thalgründe an die Ueberfahrt bei Windisch; hier wurde er unter dem Schein, daß der Kahn möglichst wenig beschwert werden dürfe, durch die Verschworenen von allen übrigen getrennt. Auf dem Stammgut in dem Eigen, durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg ist, in der Ebene wo die alte Bindonissa

lag, ritt König Albrecht zwischen dem von Eschenbach und Wart; Balm folgte; Johann säumte, das Schiff aufzuhalten, daß es nicht schnell mehrere herüber hole. Da er kam, raunte man ihm zu, der Augenblick sei da. Der König ritt, und redete mit Walther von Castelen, Ritter; auch einer von Finstingen war da. Man kam in Gebüsch: Johann hervor: „Es ist genug!“ Der von Eschenbach fiel dem König in den Saum; Albrecht erstaunt, hielt es noch für Scherz. Plötzlich Herzog Johann laut: „Hier der Lohn des Unrechts!“ und rannte den Speer ihm in die Gurgel. Da spaltete Balm ihm den Kopf; da schlug Eschenbach ihn durch das Antlitz. Betäubt stand Wart. Nach einem lauten Schrei sank der König ohnmächtig in sein Blut; ein armes Weib sah die That, eilte ihn aufzunehmen; der König starb in ihrem Schooß. In diesem Augenblick eilte sein alter Canzler, der Straßburgische Bischof, herbei, fand ihn sprachlos, küßte die blutübertonnenen Wangen, lud ihn auf einen Wagen. Ganz Brugl lief heraus; das Land bewegte sich, Castelen sprengte den Mördern nach, und kam zurück mit drei ihrer Knechte (die aber in der Pein des Schleifens und Räderns standhaft schwiegen). Zweimal war ihm nach dem Leben getrachtet worden, im dritten Mal nahm er diesen Tod: solchen Todes ist vor ihm und nach ihm kein König noch Kaiser der Deutschen gestorben.

Königin Agnes (II, 1)

Agnes, welche von Jugend auf kein Gefallen trug an Ritterspiel und Hofpracht, und ungern ihre Jung-

frauschaft verloren, wohnte bei dem Kloster. Wenn sie vor der Morgenmahlzeit Messe gehört und Nachmittag mit ihren Dirnen Kirchengeräthe gewirkt, pflegte sie eine teutsche Bibel und ein Buch von den Heiligen zu lesen. Sie fastete streng und bewies Demuth im Fußwaschen, Liebe in Almosen und solche Andacht im Leben, daß die berühmteste Schwester im Nargau, Hildegard von Wollhausen, durch die Königin übertroffen wurde. Doch wünschte sie vergeblich, daß Bruder Berchtold Strobel von Dfftringen, ein alter Kriegsmann weiland König Rudolfs, welcher unter Brugk in der Felsöhle eines Berges mit Bruder Niklaus von Bischofzell einsiedlerisch lebte, in die Kirche ihres Klosters käme. Er sprach zu ihr: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt, und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und an Erbarmung.“ Auch andere glaubten, „die Königin sei eine wunderbare, listige und geschwinde Frau, beherzt wie ein Mann, auf deren Schein geistlichen Wandels nicht viel zu halten sei,“ und leisteten saumselig die verheißenen Wohlthaten.

Schlacht bei Morgarten (II, 1)

Die Morgenröthe des funfzehnten Wintermonats in dem dreizehnhundert funfzehnten Jahr ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Kürasse der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sah, glimmerte. Speer

und Lanze und war das Heer; das erste Heer, so weit sich das Angedenken der Geschichten erstreckt, welches in die Waldstette zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es unter mancherlei Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Lettnang führte die Reiterei in den Paß; bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reiterei angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von den Funfzig unter lautem Geschrei viele aufgehäuften große Steine den Morgarten herabgewälzt, und andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren geschleudert. Als die dreizehnhundert Mann auf dem Berg Sattel die Schüchternheit und Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab und fielen in vollem Lauf dem Feinde in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und brachten mit langen Hallbarden Stichwunden oder Hiebe, nach Gelegenheit bei. Da fiel Graf Rudolf Habsburgischen Stamms zu Lauffenburg, es fielen drei Freiherren von Bonstetten, zwei von Hallwyl, drei von Urikon, und von Tokenburg vier; zwei Geflügel wurden erschlagen, und Landenberg nicht mehr verschont; von Uri fiel Walthar Fürsten Sohn oder Better, der Edle von Bezoldingen, und Hospital, der wider den Willen seines eigenen Sohns für die Landesfreiheit stritt. Es war in diesem engen Paß bei halb überfornen Straßen die Reiterei zu allem unbehülflich, indes des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten Schlacht erschrocken in den See sprangen; bis, als mehr und mehr die Blüthe

des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sich öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen zertreten, viele von den Schweizern erschlagen; bis da auch alle Züricher umgekommen an dem Ort wo sie gestanden, und kaum Leopold, von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegener Pfade todtblaß und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Oestreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde mußten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollkommenen Sieg erhielten.

Liviner Thal (II, 1)

Am höchsten Ort in Livinen (wo man von den Seen, die dem Weltmeer die Neuß und in das Mittelmeer den Ticino senden, durch steile krumme Pfade in drei über einander gelegene schmale lange Thäler herabkommt), bei Airolo fängt Italien an. Also gleich erquickt ein Duft sanftern Himmels: im ganzen Thalgrund und an beiden Bergen, welche der Fuß fürchterlicher Gebirge sind, herrscht lebhaftes Grün; in drei Reihen über einander stehen an dem östlichen Berg viele kleine Dörfer; von Baum zu Baum und über die Straße sind nach der alten Art Weinstöcke geflochten. Mitten in Livinen scheint Platifers nackter Fels den Paß zu sperren; der Ticino fällt schäu-

mend mit einem dumpflichten Rauschen in einen finstern Grund; Menschenleiß hat einen Pfad gebrochen. Der freundlichere Schauplatz erscheint bald wieder; verläßt aber eben so schnell. Unter solchen Abwechslungen leitet über Wiesen, durch Wald und wohlgebaute Flecken, der Ticino nach Poggio, das Ende Livinens.

Landbau und Handel (II, 1)

Mehr und mehr genoß das Land Helvetien der Handelsverbindung zwischen Italien, Deutschland, Frankreich und Flandern, stieg in den Bürgerschaften der Fleiß der Gewerbe, und wurde durch Klöster bis in die wildesten Berge der Feldbau verbreitet. Hiezu stiftete Gerhard von Corbiere zu höchst in einem Thal seiner Herrschaft ein hochgefreites Kloster, von welchem die umliegenden Waldberge urbar gemacht worden. Auch dazu wurde die Carthause im Gottestheil, unten am walddichten Molenson, die Stiftung seiner eigenen Mutter von Graf Peter zu Grenerz von allen Diensten und Reisen der Herrschaft freigesprochen. Zwar geschahen Stiftungen auch aus bloß einfältiger Andacht; und reiche Ritter wußten zu Erhaltung ihres Andenkens im Lande keinen bessern Weg, als daß an ihrem Todestag jährlich ein Kloster gespeiset und alle benachbarten armen Leute erquickt wurden; die ältesten Geschlechter sind Vergabungen das Gedächtniß vieler Vorältern schuldig: doch die Mönche baueten, wohl noch mit eigener Hand, unfruchtbare Felder, oder sie hielten Schulen, und, so gedrängt sie

waren vom Geiz der Obern und von der Gewalt ihrer Kastvögte, übten sie gern Gastfreiheit.

Die Häute, die Wolle der Heerden wurde zu Bern und Freiburg, nach gewissen Gesetzen, deren die vornehmsten Bürger eines wurden, zu Tuch verarbeitet; so daß zur Zeit, als Venedig und England ihre Wolle ausführten, in diesen Städten beträchtlicher Tuchhandel war; die Tuchfärberei war ihnen wie den Flamingen bekannt. Fast aller übrige Handel dieser westlichen Gegend war mit Eisen, Pferden, Vieh, Jagdvögeln, und aus Genf mit südlichen Früchten und Spezereiwaaren. In dem Hochstift Genf wurde neben der vormals allein gangbaren bischöflichen Münze der Münze, welche Ludwig von Savoyen zu Nion schlug, der Cours gegeben. Es war entweder die Münzpolizei oder die Handelsbilanz dermaßen wider den Bischof, daß er, um seinen Münzfuß ohne Schaden zu erhalten, geistliche Pfründen einziehen mußte. Im Hochstifte Costanz wurde wider solche Zufälle schon vormals für das beste Mittel angesehen, daß der Geldhandel gänzlich verboten, der Silberhandel so eingeschränkt würde, daß auch niemand eine Silberwage haben durfte. Wenn man die Seidenfabriken der Züricher, die Leinwand von St. Gallen, die Tücher der Berner und Freiburger und Expeditionen einiger andern Städte abrechnet, war dieses Land untreif zum Großhandel, betriebsamer als viele andere in allerlei Fleiß, doch der Freiheit und bürgerlichen Ordnung am bedürftigsten, wenn es je sein sollte, was zu werden unter größern und bessern Staaten ihm seine Lage erlaubt.

Züricher Gesetze und Sitten (II, 2)

Die meisten Städte und Völkerschaften des Alterthums wurden durch die Gesetzgebung und Sittenbildung irgend eines weisen Mannes geordnet und erhalten. Bei unsern Vätern wurden ohne Plan und Ehrgeiz die Statute und Verfassungen, wie die Zeit es mitbrachte, gemäß Treu und Ehre, nach weiser Leute Rath, nach und nach eingeführt. Bei zunehmenden Bedürfnissen und Reichthümern und größerer Völkermischung wurden in den Gemüthern ungewohnte Leidenschaften entzündet, und behielt keine Sache die vorige Gestalt. Nun ist vieles vielmehr alt als gut; aber es ist in republicanischen Städten und Ländern bei solcher Gährung der Begierden eine schnelle durchgängige Veränderung so bedenklich, daß die besten und verständigsten Bürger lieber die angewohnten Formen durch bessere Grundsätze neu begeistern wollen.

Das gemeine Wesen der alten Züricher wurde von dem Reichsvogt, von der Gemeinde der Bürger und von ihrem Rath, von dem Schultheiß und von den Pfaffenrichtern verwaltet. Jener Vogt, welchen der Kaiser gab, kam nie ungebeten in ihren Rath; er hielt Blutgericht, selten, weil die Gesetze der Bürger außerordentlich milde waren, sowohl nach dem Beispiel ihrer Vorältern als aus Eifersucht wider des Vogtes fremde Gewalt.

In das Bürgerrecht wurde von dem Rath mit Willen der Bürger derjenige aufgenommen, welcher der Stadt und allen Bürgern wenigstens zehn Jahre lang mit Rath, Steuer und Waffen beizustehen schwur,

ein Haus zu kaufen oder aufzubauen durch einen Ur-
satz oder Bürgschaft versicherte, und um den im ersten
halben Jahr Zürich keine Fehde zu führen haben
würde; von seiner Aufnahme an wurde er in der
Stadt von allen gegen alle beschirmt; es wurden zum
Besten seiner Geschäfte Botschaften geschickt; es wurde
(ihm zu Hülfe) alle Macht angewendet. So fand
einer in dem andern, jeder in dem gemeinen Wesen,
Sicherheit und Glück; so vieler beherzten Männer treu-
gesinntes Zusammenhalten gab den Bürgerschaften
Würde. Die Gemeinde wurde beim Klang der großen
Glocke auf dem Lindenhof, am höchsten Ort in der
Stadt, auf dem Platz des alten Palastes, unter freiem
Himmel versammelt, rathschlagte, mehrte und kam
überein, „was an den Kaiser oder König zu der Stadt
„Nutzen erworben werden soll; welcher König bei
„streitiger Wahl zu erkennen; ob ein Schirmherr an-
„zunehmen; ein Krieg zu führen; ob über die Preise
„der Lebensnothdürfte, über Maß und Gewicht, oder
„ein bürgerliches Recht neue Ordnung an den Richte-
„brief zu schreiben, oder durch Zuziehung der Pfaff-
„heit allgemeiner zu machen sei.“ Je zu vier Mo-
naten wurden alle Bürger, die es Alters wegen ver-
mochten, bei Verlust alles Rechtshirns zusammen-
berufen zur Wahl des Rathes.

Aus zwölf Rittern und vier und zwanzig Bürgern
bestand er, welche in drei Rotten, jede vier Monate
lang, die Gesetze der Gemeinde vollstreckten, und in
allen Zufällen auf ihren Eid nach der Stadt Ehre
und Nutzen ohne Furcht regierten. Alle Bürger schwu-
ren dem Rath, sammt und sonders, beizustehen. Es

war verboten, mit mehr als drei Beiständen vor den Richterstuhl zu kommen; die Beschützer eines Verbrechers wurden wie er selbst gestraft. Es war dem Rath Eintracht empfohlen, und wer sie brach, der wurde als ein Meineidiger vom Amt gestoßen. Verbannt wurde, wer durch Miethen und Gaben den Richterstuhl schändete. Es war ein Gesetz, kein fremdes oder mächtiges Fürwort für fehlbare Bürger anzunehmen. Außer daß, in wenigen und bestimmten Fällen, alle drei Rotten eine Geldbuße abmehren mochten, sonst war nicht erlaubt, solches zu thun ohne den Rath aller oder wenigstens hundert hiezu berufener Bürger. Sie wollten, daß das Gesetz unter keinem fremden Einfluß, und ihre Obrigkeit nur unter den Gesetzen sei: denn es ist nützlich und rühmlich, Gesetze nicht allein zu machen, sondern auch zu halten; gleichwie ein Staat nicht frei ist ohne eigene Waffen, so ist eine Regierung nicht gerecht, wo der Zorn oder Ehrgeiz eines Parteihauptes dem Richter sein Ansehen rauben kann.

So regierten die drei Rotten ohne eine andere Stütze als die allgemeine standhafte Liebe der Gesetze, Jahrhunderte lang ruhig, in größtem Ansehen. Die Schäfli, die Biber, Bilgeri, Hämmerli, Müller, Schwarz, Wyß, Brun; eine kleine Anzahl Geschlechter, deren die wenigsten aus altem Adel waren, die meisten aber ein ehrenhaftes Auskommen dem angestammten Fleiß zu danken hatten, und wohlverehrten Vätern die Kenntniß der Stadt schuldig waren, blieb bei dieser verständigen unschuldigen Bürgerschaft ohne Neid in fast erblichen Rathswürden. Auch waren sie weit ent-

fernt, ihre altväterischen Sitten zu ändern: sie behielten ihre bescheidenen Geschlechtsnamen, auch wenn sie Herrschaften kauften; wenn sie Herren und Ritter wurden, schämten sie sich des Kaufladens nicht; desto mehr wurden sie geliebt; eine Stadtregierung beruhet auf bürgerlichen Sitten. Landleute und Ausländer kamen vor diesen Rath, und nahmen von ihm nach seiner Einsicht und nach dem Gesetz der Züricher billige Urtheile.

In dem Rathhause an der Brücke hielt auch der Bogt seine Lage, und saß der Schultheiß, welchen die Aelttissin wählte, vom Morgen, wenn die Rathsglocke schlug, bis zu Mittagessenszeit, über sein Schuldengericht. Aber beide konnten ohne Beistand von dem Rath ihre Sprüche nicht vollziehen. Ueber die Rechtshändel zwischen Bürgern und Pfaffen waren von der Stadt und beiden Münstern drei Chorherren, solchem Geschäfte alt genug und von genugsamem Wiß, zu Pfaffenrichtern verordnet.

Alle Stärke suchten die Bürger in ihrem einstimmigen Bestreben auf einerlei Zweck. Darum wollten sie, wie ihre Vorältern, in Eine große Gemeine vereinigt bleiben. Obwohl sie gewissen Gewerben Innungen setzten (die auch nicht immer verwerflich sind), verordneten sie, „dem, der eine Zunft, Meisterschaft, oder Gesellschaft aufrichte, das Haus nieder zu reißen und eine Buße von zehn Mark Silber abzufordern.“ Denn sie besorgten, es würde bald jeder seine Zunft für sein Vaterland halten, und sich an seinem Ort von kühnen und listigen Männern zu allerlei Neuerungen verleiten lassen. Man sieht aus den Strafen derjenigen, welche mit Kriegsgeräthe die Münster,

Thore, Thürme und öffentlichen Plätze angriffen, wie viele Kühnheit bezähmt werden mußte. Bürger, welche einander befehdeten, mußten beide von der Stadt weichen. Die Bürger verwachten ihre wohl unterhaltenen Mauern und wohl versehenen Thürme; dem Graben gaben sie Tiefe und Weite; sie litten keine neue Vorstadt, noch am Thor ein festes Haus. Die Stadt war fest: nicht nur weil die Belagerungskunst noch nicht ausgebildet worden, sondern vornehmlich durch der Einwohner Muth; weil der Mensch durch Kunst aller unbeseelten Dinge Meister wird, niemand aber als der Tod herzhafte Männer bezwingt. Nachdem die ganze größere Stadt ostwärts dem See und Fluß durch die Unvorsichtigkeit eines Bäckers, wie in kurzen Jahren viele andere Städte, verbrannt, wurde verboten, die Backöfen mit hölzernen Thüren zu verschließen, und jährlich untersuchten die Vorsteher der Feuerpolizei, ob die Häuser mit Wäsen oder Ziegeldächern gut genug bedeckt seyen. Viele fingen an von Steinen zu bauen; es wurde nicht geboten sondern empfohlen. Doch steht wider die allgemeine Gefahr die Sorgfalt billig den Obrigkeiten zu. Privatmänner vergessen über gegenwärtigen gewissen Unkosten die ungewisse ferne Gefahr.

Deffentliche Gelder wurden schon damals in geringer Summe eingefordert, und mit äußerster Sparsamkeit ausgegeben. Von den Gewerfen zu Steuern an das Reich waren die Ritter und ihre Söhne, die Dienstmannen und Amtleute der Gotteshäuser, frei; die übrigen Bürger gaben dazu, was von dem Rath nach Schätzung des Vermögens jedem angeschrieben wurde.

Zu der Stadt Bau und Nutzen steuernten, wenn sie Bürger waren, auch die vornehmsten Prälaten. Vom Verbrauch in Weinschenken, vom Getreidhandel und vom Salz, aus den Mühlen, vom Durchgang, von der Einfuhr und Ausfuhr des Viehes, vieler Lebensmittel und Fabrikwaaren, vom Darwägen und Ausmünzen des Geldes und von dem Vermögen abziehender Bürger und Juden, wurden ordentliche Abgaben genommen. Es konnte aber vom Verbrauch nicht viel bezogen werden, weil wenig überflüssig verbraucht wurde, und weil unerträglich und unvernünftig wäre, das Unentbehrliche zu hoch zu beschweren. Bei Vermögensteuern, und Berechnung der Bußen (welches Zutrauen in freien Städten gut und weise ist) wurde dem Wort und Eid geglaubt. Auch die schwächsten Vorsteher sind wohl redliche und verständige Hausväter, und fürchten das Volk: darum sind in Republiken die Unvollkommenheiten des Finanzwesens nicht so verderblich wie in Königreichen; das Verderben letzterer fängt hiemit an; wenn in Städten die Tugend hierin verfällt, so sind sie dem Untergang nahe.

Die Mörder wurden durch Einziehung des Vermögens und Verbannung aus dem Vaterland um allen Flor und Schirm, den sie ihrem Bürgerstande schuldig waren, gebüßt, selbst wenn sie einen geächteten Mann im Burgfrieden umgebracht hatten. Fremde wurden dem Blutgericht übergeben. Unvorsätzliche Todtschläger bezahlten zwanzig Mark, oder halb so viel, wenn der Todte nicht nach Bürgerpflicht ein Haus hatte. Man gab dem Leben eines Bürgers doppelten Werth, weil er auch für andere lebt. Aus den Wohnungen der

Geistlichkeit wurden Todtschläger mit Gewalt abgeholt; in Bürgerhäuser wagte selbst kein Rathsherr zu gehen, bis die Auslieferung vom Eigenthümer versagt worden; ihnen war ein Bürgerhaus heiliger als das Haus eines Geistlichen. Das Waffentragen war bisweilen verboten, verborgenes bei gedoppelter Strafe; denn hastig entbrannte in damaligen Menschen Jähzorn über Beleidigungen oder die Rachsucht um Freunde. Wer einen Bürger mit Worten schimpfte, wurde, um Selbststrache vorzukommen, sogleich ehe er noch angeklagt wurde, gebüßt. Wenn der Zorn des Verurtheilten gegen Richter in Scheltworte ausbrach, so standen sie auf, und legten bis auf Genugthuung das Amt nieder. Durch Stärke des Gefühls, durch den Eifer seiner Freunde, und seiner Anhänger Zahl, war jeder schätzbar als Freund, furchtbar als Feind, in allem kühn, und frei durch Muth. Wie jeder für sich, so war im Ganzen das Volk.

Ueber Erb und Eigen beobachteten sie, daß jeder Mann und Vater bei Leibes Leben in seinem Gute Herr sei: die Lehengüter aber, wenn Söhne fehlen, auch Töchtern gegeben werden. Zu Erhaltung des Rufes der Güte ihrer Fabriken kam die Gemeine gewisser Satzungen überein; für eine volkreiche Stadt ohne Gebiet sind Fabriken das Brot. Zum Verkauf der Lebensmittel wurden in der Stadt gewisse Plätze mit vieler Vorsorge wider Vorkäufer verordnet. Sie machten auch das Gesetz wegen des Weinbaues, keinen Halber zu vertreiben, so lang er die Reben gut warte; ungefälschten Landwein zu trinken, und nie bis in die späte Nacht auf den Schenken zu sitzen. Sie verschloß-

sen endlich die Frauenhäuser. Auch geringere Sachen wurden an den Richtebrief geschrieben, weil der Bürger am liebsten hielt, was er selber sich verordnet.

Es war eine gutherzige Vertraulichkeit in den bürgerlichen Sitten; der Umgang war häufig, sie pflegten gern miteinander zu trinken und mit Würfeln oder im Brete zu spielen. Denn die Freundschaft hat für unabhängige Seelen unüberwindlichen Reiz, und sie waren (wie es in jeder Gemeinheit sein soll) in Sitten gleichförmig und einfach. Daher durfte auch der Vornehmste nicht über zwanzig Hausfrauen zu seiner Hochzeit laden und nicht mehr als zwei Hautboisten, zwei Geiger und so viele Sängere dabei haben.

Jährlich Mittwochs in den Pfingstfronfesten brachten die Herren und Frauen der Münster, die Prediger, Barfüßer und Augustiner die Ueberbleibsel der Heiligen auf den Hof unter der Bürger Gezelt, und wurde ein hohes Amt gehalten; hierauf gab man jedem Orden vier Brote und Fische und spendete ein Almosen. Vier Eimer weißen Wein bekam der Leutpriester, damit an dem Fest Johann des Täufers (der nie Wein trank) die Angehörigen des Münsters zu erfreuen. Aus dem Preise von drei Schäffel Weizen wurde an dem Fronleichnamsfeste bei den Augustinern der Convent bewirthe. Vier Knechte wurden bereit gehalten, auf die nächste Heerfahrt in das heilige Land. Vom Nachmittag vor dem grünen Donnerstage, bis man Sonnabends die Oestern einlütete, war allen Juden verboten, an Fenstern oder auf den Gassen zu erscheinen oder in ihren Häusern Geräusch zu machen. Auch sonst wurden sie von der Gemeine und von den Raths-

rotten zwar beschirmt, aber doch wurde Moses Fluch durch verachtungsvolle Darniederhaltung, und vom Volk durch mancherlei Schalkheit gern wahr gemacht. Heimlich waren viele Begharden, Beginen, Schüler und Laien dem (von uralter Zeit her, vielleicht öfters) zu hoch gepriesenen, und übertriebenen, äußerlichen Kirchendienst feind. Sie selber hatten von dem Unendlichen solche Begriffe, und sie hatten eine solche Meinung von den hohen Rechten des Wiedergeborenen, daß durch ihre Unvorsichtigkeit oder ihre Selbstüberhebung den Schwachen Anstoß gegeben wurde. Dazwider sorgte die Obrigkeit.

Alle neuen Geburten des Witzes, alle fremden Meinungen wurden bei den Zürichern zuerst bekannt, wegen des Zusammenflusses und Aufenthalts vieler Ausländer, wegen der Muße, die der Wohlstand gab, und wegen der Gewohnheit freundschaftlichen Umganges. Der Name Rüger Manesse, Ritters, vom Rath, des Freundes aller Geringen und Großen, welche das Gute und Schöne liebten, hat mit billigem Ruhm die Menge des Adels und alle Rotten der gewöhnlichen Vorsteher überlebt. Er war aus einem, vielleicht in Italien, durch Handelschaft groß gewordenen Hause. Wo er wohnte, zu Zürich, oder auf Manegk seiner Burg, hatten die Minnesinger in Vertraulichkeit manchen schönen glückseligen Tag unter einander. Er hinterließ eine Sammlung ausgewählter Verse von mehr als hundert und vierzig Verfassern, deren Gesang seit Heinrich von Veldeke, und Walthern von der Vogelweide mit hohen Ehren die Höfe erfreut, oder die Burghalden im ländlichen Thurgau und im Oberland

höhere Berge als der alte Parnassus zu anmuthigen Sihen der Musen umschuf, stolze Baronen (wie die Leier des Orpheus) zähmte oder in Hadloub's Munde zugleich Bürgern von Zürich und großen Prälaten und Freiherren lieb war.

In diesem Lande hatte Konrad von Mure die Mythologie und Boner Fabeln gesammelt, und lernte nachmals Lütold von Regensberg bei nächtlicher Stille in einsamem Burgthurme geheime Weisheit von einem freundschaftlichen Geist. Sang etwa auch hier Wolfram von Eschenbach wundervolle Abenteuer Wilhelms von Dranse? und Rudolf Dienstmann von Montfort Wilhelms von Orleans noch schönere Mähr? Der Nibelungen Lied könnte die Deutsche Ilias werden. Da mochten zerstreuende Lieder den edlen Schenk von Winterstetten erquickten, als er von großem Reichthum in die äußerste Dürftigkeit fiel; den Jakob von Wart, wenn er im unverschuldeten Unglück der Gefänge seines Vaters gedachte; auch den Hadloub, als die stolze Fräulein seiner Kunst, seiner Liebe und edler Freunde Fürwort allzu ungnädig war. Diese, Hanns der Kanzler Kraft und Friedrich, Grafen von Tokenburg, der ritterliche Werner von Honberg und Alt-Rapperschwyl, Hanns von Habsburg Rapperschwyl, von Welschneuenburg Ulrich und Rudolf, Albrecht Marschall von Rapperschwyl, Strättlingen, Singenberg, Landenberg, Tellikon, Klingen, Trostberg und viele andere Herren und Bürger, sangen die Liebe, und in strengern Liedern auch den Sittenverfall.

Es ist viele Anmuth und Kühnheit, oft Höhe in ihrem gefühlvollen Gesang; einfaltvoll, edel, oft wohl-

lautender als unsere, ihre veraltete Sprache. Nicht an Worten sind sie arm, sondern an besserer Kenntniß. In dem blühenden Zeitalter des hohenstaufischen Geschlechts keimten schöne Wissenschaften auf, sie ergossen unendlichen Reiz, die höchste Wollust, über das menschliche Leben. Eine neue Achtung für Bildung des Geistes, Eifer, sie selbst in entfernten Ländern zu suchen, Entschlüsse, das Nothwendige zu Hause zu veranlassen, drangen selbst in Stifte, der Unwissenheit Wohnung, wo man sonst nur auf das Aeußerliche sah: aber die Verwirrung des Kaiserthums und neuer Ehrgeiz des habsburgischen Fürsten sowohl als der Gewerbe, welche in den Städten den Handel störte, vertrieb den Geschmack des Schönen; hierauf kam die Scholastik, alsdann die theologische Polemik, bis endlich die Seuche der Nachahmung den teutschen Geist verfinsterte, und unter seinem natürlichen Schwung zurückhielt. So beharrten viele Gegenden der Schweiz in ungelehrter Einfalt, oder die Gelehrten schrieben ohne Rücksicht auf das Land, nur für ihres Gleichen.

Bis hieher die alte Zürich. In einer der anmuthigsten Gegenden, auf dem Platz des helvetischen Turicum, bei ihren zwei Münstern, war sie aus dem Holze in dem Silwald nach und nach erbauet worden, und lag zwischen Weide und Allmend, frei und sicher, wie des ganzen Landes Krone; an verständigem Fleiß, glücklichem Handel, Ueberfluß, ächtem Bürgerinn und in dem seltenern Ruhm der aufgeklärtesten Stadt, weit über ganz Thurgau und Aargau; den Herzogen von Oestreich, dem vornehmsten Landadel, und vom Gotthard bis an den Mainstrom, allen Städten und

Ländern durch ruhmvolle Bündnisse und Burgrechte verbunden; ein starkes, exemplarisches, glückliches gemeins Wesen.

Berner Gemeinwesen (II, 3)

Vor der Zeit als die Berner aus den Händen der Freiherren Otto von Granson und Johann von Weissenburg die Reichspfandschaften der Vogtei zu Laupen und Oberhasli an das gemeine Wesen kauften, waren sie ihrer eigenen Freiheit vergnügt, und stärkten durch Burgrechte ihr Ansehen in dem benachbarten Land. So hatten sie wenig zu vertheidigen und viele Vertheidiger, kein Land einzubüßen und viel zu gewinnen. Es ist besser, daß eine Stadt viele freie Angehörige, als eine große Menge erzwungener Unterthanen habe; dieses macht furchtsam, jenes beherzt. Für die Stadt, für die Ausbürger, wurden aus Noth und Pflicht mit Freude, Wachsamkeit, Eifer und im äußersten Fall mit höchster Anstrengung unaufhörliche Kriege geführt.

Es theilten zwei Sorgen das Leben des Adels, Landbau und Waffen. Vier Gewerbe beschäftigten die Hände des Volks, die Bäckerei, die Fleischbank, die Gerberei und Schmiede. Einen Handel hatten sie, Tuch.

An der Obrigkeit verehrten die Bürger nicht nur die ernste Gerechtigkeit, sondern auch den unerschrockenen befehlshaberischen Geist; von dem Schultheiß und Rath wurde nicht untersucht, ob sie, dem Gesetz nach, die Gemeinde der Bürger versammeln müssen, sondern

was für der Stadt Ehre, Nuze und Erhaltung in allen ihren Zeiten und Nöthen jedesmal das Beste sei; denn sie fürchteten von der Bürgerschaft nichts, auf die auswärtige Macht gieng ihr wachsamcs Aug, auf das Haus Oestreich, auf die großen Baronen. Wider die hielten sie ihren Rath; begierig wartete die kriegsfreudige Jugend, bis, auf den Schluß der Vorsteher des Volks, der Sturm ergieng und an der Kreuzgasse der Stadt Banner erschien. Da geschah unter dem Schultheiß oder den Bannern in großer Ordnung der Auszug; hoch stimmte die Mannschaft ihre Lieder der vorigen Siege, und betrachtete freudig ihre glücklichen Waffen; drohend wankte der hohe Federbusch von dem Helm der jungen Ritter. Alles was furchtlose Freiheit, getroster Muth, gutes Kriegsglück, des Vaterlandes Wohl, und blühende wallende Jugendkraft an hohem und frohem Bewußtsein gewähren, wurde in Munterkeit von ihnen genossen.

So war die Stadt Bern; fast so groß als nun, doch daß in ihrem Umfang viel Gartenland war und eine Gasse von der Judenschaft bewohnt wurde noch hölzern und ohne andere merkwürdige Zierde als des Münsterplatzes gewaltige Grundmauer; bewohnt und beherrscht von einer Menge adeliger oder dem Adel gleicher, zum Theil bis auf diesen Tag fortgeplanzter Geschlechter; den Kaisern werth, wenn sie sie nur erkannte: dem Landvolke lieb; standhaft in der Mitte ihrer Feinde; an Tugend, an Grundsätzen und im Glück ihrer Waffen gleich dem ersten freien Rom.

Schlacht bei Laupen (II, 3)

Bei Mondschein zogen sie, neunhundert aus den Waldstetten, dreihundert Mann von Hasli, dreihundert Mann von Sibenthal, viertausend Bürger und Ausbürger von Bern, unter dem Roßbanner achtzig Helme von Solothurn, voran der Priester Baselwind, in seinen Händen des Herrn Fronleichnam. Es folgte jedem von der Mauer der Blick seines Weibes und seiner Kinder, bis bald eine walddichte unebene Gegend alles verbarg; der Schultheiß von Bubenberg mit einigen der Alten vom Senat, in unruhiger Aufmerksamkeit auf jede Warnung der Wachten, jede Botschaft vom Heer, waren beisammen zu Rath, über jeden Zufall, zu Bewahrung der Stadt. Alle Weiber und Kinder lagen in Erwartung des Abends den ganzen Tag vor den Altären aller Kirchen und in den Capellen der großen Geschlechter.

In großer Ordnung zog unter Erlach der Schlachthaupte durch das wohlausgelundschaftete Land. Um die Mittagszeit nahm er seine Stellung unweit Laupen (doch daß er von dieser Stadt nicht gesehen wurde), auf der Höhe des Bromberges, von der er den Feind übersah, und im Rücken von einem Wald bedeckt wurde. Da viele Ritter unter mancherlei Vorwand aus den Schaaren ritten, um den Feind anzusprengen, erhob sich wie in den alten Kriegen der griechischen Helden erbitternder Wortwechsel mit Spott oder Trutz: Johann von Makenberg, Schultheiß von Freiburg, wollte behaupten, die Berner haben in ihrem Haufen verkleidete Weiber; da rief Euno von Rinken-

„Ihr werdet es heute erfahren.“ Mit lauter Stimme rief ein Mann von Schwyz: „Wir sind bereit; wer will, trete hervor.“ Hingegen sprach Graf Rudolf von Nidau zu den ungeduldig harrenden Fressherren und Grafen: „dieser Feind wird sich immer finden lassen.“ Er hatte bei dem Herzog Albrecht von Oestreich ein Heer Berner mit einem Wald von Stacheln verglichen; der Herzog sprach: „der Nidauer doch za- get vor keinem Feind;“ worauf er schwur: „heut Nidau und nimmer; Leib und Gut verliere ich, ich will es aber theuer verkaufen.“ So warnte der Berner Fülstorff, aus Freiburg; als ihm Furcht vorgeworfen wurde, sagte er: „Meiner Stadt Banner will ich aufrecht halten, bis ich selbst falle; eures Truges werdet ihr nicht froh werden.“

Erlach, da er viele ungeübte Mannschaft hatte, wollte der feindlichen Kriegsmanier keine schweren Wendungen entgegensetzen (die Miliz verwirret sich in solcher Kunst); er trachtete das Volk möglichst anzufeuern, um seine Stärke unendlich zu vermehren, und alle Künste des Feindes durch herzhafte Anfall irre zu machen. In allen Kriegen, deren Führer er war, pflegte er die Ordnung auf das genaueste zu beobachten, stracks aufzumarschiren, und nie dem Feind den Rücken zu zeigen. Dieses war seine Manier, und geziemt der schweizerischen Gemüthsart, unseres Landes Natur und unsern Kriegen.

Es ist ein großer, allzu verabsäumter Theil der Kriegskunst, ihre wenigen allgemeinen ewigen Grundsätze nicht nur (wie geschieht) auf die verschiedenen Waffen jedes Jahrhunderts einzurichten, sondern (wie

vielleicht von den Römern besser geschah) sie nach den Umständen jedes Landes und Volks zu Nationalsystemen zu bilden. Dadurch würden die Könige und Vorsteher derseligen Völker, welche nicht Preußen, nicht Oestreicher und nicht Franzosen sind, bewogen werden, ihr Kriegsvolk weder in die preussische, noch in die oestreichische, noch in die französische Kriegsform und Manier zu zwingen, sondern jedem die ihm eigene zu geben, die natürlichste, und also die wahre.

Erlach, sobald er an den Feind gekommen, ordnete, daß die aus den Waldstetten, von Oberhasli, von Sibenthal und Solothurn, wie sie es begehrt, die Reiterei aufhielten, welche hervorbrechen oder vorbeizuspringen und alsdann den Bernern in die Seite oder von der Höhe in den Rücken zu fallen gedachte; gegen das Fußvolk, welches in enger geschlossener Ordnung die Berner aufhalten sollte, stand er selbst. Er wählte zu seiner besondern Absicht eine auserlesene Zahl der muntersten Jünglinge aus den Zünften der Gerber und Fleischer. Diese entflammte er zur größten Tapferkeit, indem er ihnen zurief: „Wo sind die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern geschmückt mit Blumen und Federbüschen die ersten sind an jedem Tanz? Heute stehet bei euch die Ehre der Stadt. Hier Banner, hier Erlach!“ Da riefen sie mit lauter Stimme: „Herr, wir wollen bei euch stehen,“ traten hervor und umgaben das Banner.

Hierauf als das Zeichen geschah, rannten erstlich die Schleuderer hinab auf den Feind; sie thaten jeder drei Würfe, brachen die Reihen, traten zurück. Mit Gerassel fuhren schwere eiserne Heerwagen hinab in

die gebrochene Ordnung; wüthend stritten von denselben die Krieger, ihre Wagen konnten sie nicht wenden. Indes hielten die Hintersten als Unerfahrene die Wendung der Schleuderer für den Anfang einer Flucht, und flohen in den Wald; ihre That wurde bemerkt, veranlaßte Bewegung der Gemüther und wurde dem Feldhauptmann gesagt: In diesem Augenblick rief Erlach mit heiterem zuversichtsvollem Gesicht in die Schaaren: „Freunde wir siegen, die Furchtsamen sind von uns;“ sofort, indem auch die Heerwagen wirkten, drang er, der Stadt Bern Banner in seiner Hand, mit jenen Jünglingen, dem Kern seines Heers, unwiderstehlich mächtig unter das feindliche Fußvolk ein. Da fiel der Schultheiß von Makenberg; da sank der Stadt Freiburg Banner aus Fülistorffs sterbender Hand, er starb einen edlen Tod unter vierzehn Verwandten; viele andere wurden erschlagen, vornehmlich stritt Freiburg. Das Land erlaubte dem Feind keine volle Entwicklung der Schaaren. Alles Umständlichere von der Stellung und Leitung dieser merkwürdigen Waffenthat ist unbekannt, wie von den meisten Schlachten, welche nicht von den Feldherren selbst beschrieben, oder dem Geschichtschreiber erzählt worden sind. Als endlich aller Widerstand vergeblich schien, warf sich plötzlich das ganze Fußvolk, voran die aus Welschland ob und unter Laupen auf zwei Straßen in unordentliche Flucht mit Wegwerfung der Waffen. Um Besperzeit eilten die von Bern den Schweizern und Solothurnern wider die Reiterei zu Hülfe; sie gerieth eben damals in Flucht; sie hatte die Schweizer umgeben wollen, diese nach ihrer Ge-

wohnheit hatten in großer Noth unzertrennlich gehalten, bis durch die Schleuderer die Pferde verwundet, betäubt, und hierdurch der Feind verwirrt wurde. Unter den Vordersten lag Graf Rudolf zu Nidau, nach seinem Wort; unfern von ihm wurde Graf Gerhard gefunden; viele bedauerten Johann von Savoyen (vergeblich erwartete sein alter Vater, den einzigen Sohn als Friedensstifter gloriwürdig wiederkommen zu sehen; einen langen Wittwenstand bereitete er seiner Gemahlin, Margareta von Chalons); drei Grafen vom Hause Greyerz lagen auf der Wahlstatt, andere eilf Grafen unter den Todten. Die Niederlage der Gemeinen war, wie gewöhnlich, auf der Flucht am größten. Ein Freiherr von Blumenberg, als er hörte wer und welche Menge umgekommen, sagte zu seinem Knecht, „Gott sei vor, daß Blumenberg lebe nach dem „Tod solcher Männer,“ sprengte mit verhängtem Zügel unter die aus den Waldstetten, und fand seinen Tod. Es lag die ganze Feldmark von Oberwyl und Wyden mit Waffen, Pferden und Leichnamen bedeckt, mit achtzig gekrönten Helmen, sieben und zwanzig Bannern der Städte und Großen. Peter von Narberg floh mit allem Troß das Land hinab. Die Amtleute von Nargau und Graf Eberhard, welche zu dem feindlichen Heer zogen, da sie diesen Zufall vernahmen, eilten erschrocken theils in ihre Länder, theils zur Verstärkung der Stadt Freiburg.

Als das Volk vom Nachjagen der Feinde sich auf der Wahlstatt gesammelt, fiel das ganze Heer der Stadt Bern auf die Knie zum Dank an Gott, weil er Er-lachs Einsicht und ihren Muth gesegnet hatte, wie er

pfllegt. Erlach lobte ihren Gehorsam; „ich werde nie „vergessen,“ sagte er, „daß ich diesen Sieg dem Vertrauen meiner Mitbürger schuldig bin, und eurem „heldenmüthigen Sinn, strenge handfeste geliebte „Freunde und Nothhelfer aus den Waldstetten und von „Solothurn; wenn unsere Nachkommen die Geschichte „dieser Schlacht hören, so werden sie die gegenseitige „Freundschaft über alles achten, gleichwie an diesem „Tag; in ihren Gefahren und Kriegen werden sie be- „denken, welcher Vorältern Kinder sie sind.“ Indesß wurden von andern die Verwundeten besorgt; es wurde Geleit ausgerufen für die, welche die Leichname der Ihrigen in die Gruften ihrer Geschlechter führen wollen; die übrigen wurden an dem Ort, wo sie gefallen, in große Gruben gehäuft. Als die in Laupen die freundschaftlichen Banner sahen, weinten viele, wie man weint beim Lesen oder Hören großer Thaten, die man mit vollbracht haben möchte.

Die Pest 1349 (II, 3)

In den Zeiten des äußersten Schreckens aller Nationen in Europa und Asien, als, nach fürchterlichen Erschütterungen des Erdbodens, durch die unerhörte Pest, welche Johann Boccacio vortrefflichst beschrieben, zu Basel in kurzer Zeit über zwölftausend Menschen starben, und in dem ganzen Lande, nach der allgemeinen Schätzung, der dritte oder vierte Theil des menschlichen Geschlechtes unterging, im Jahr der Wanderung großer Bruderschaften deren, die sich selbst geißelten für die Sünden der Welt, als durch die erhitzte

Schwärmerei der Bürger in den meisten Städten und auf den benachbarten Schlössern unzählige unschuldige Juden den grausamsten Tod litten, in demselben Jahr geschah zu Bern unter alle Bürger und Ausbürger das Aufgebot eines abermaligen Ausschusses der muntersten Jugend. Nämlich, als in dem dreizehnhundert neun und vierzigsten Jahr der Tod mehr und mehr um sich griff, so daß nach und nach ganze Städte erödet wurden, viele Erbschaften ohne Anspruch blieben, und weder die Priester zu Herumtragung der heiligen Sacramente, noch die Todtengräber zum letzten Dienst und kaum die geweihte Erde der Göttesäcker zureichte, ergriffen die Menschen verschiedene Wege. Viele suchten durch Andacht und Kasteiungen Gottes Zorn zu mildern und ihr Leben zu retten; andere lebten als wenn sie in der Ungewißheit ihrer Stunde den Becher der Lebenswollust vorher noch ganz ausleeren wollten; andere, standhaft und sich selber gleich, übten, ohne betäubendes Uebermaß weder von Kummer noch von Genuß, die Geschäfte des Lebens munter und sorgenlos. Zu Bern wurde für weise gehalten, die Gemüther zu erheitern und sie zu beschäftigen. In solchen Fällen wurden bei den Römern Spiele gehalten; die Berner zogen das Land hinauf in Sibenthal gegen Laubek.

Rudolf Brun (II, 4)

Rudolf Brun möchte bedauernswürdig scheinen, daß, nachdem er seiner, um die Zerstörung von Rapperschwyll verhafteten, verlassenen und bedroheten Stadt

von den schweizerischen Eidgenossen einen Bund ewiger Bertheidigung erworben, er jene übelaufgenommene Unterschrift und jenen unzeitigen Bund mit Oestreich noch erlebt. Aber er selbst hat heimlich den Herzogen geschworen, „ihnen und ihren Amtleuten lebenslänglich zu dienen; mit Worten und Werken „ihren Schaden zu wenden und ihren Vortheil zu befördern; ihnen wider männiglich Wahrheit und gute „Treu zu leisten; zwar nicht wider den Kaiser oder „wider Zürich noch wider die Eidgenossen, doch mit „Vorbehalt, sich nicht abhalten zu lassen, durch die „Eidgenossenschaft, von Beförderung jenes kaiserlichen „Spruchs; dem Hause Oestreich nach seinem besten „Verstande zu rathen, und alles zu verschweigen.“ Dieses versprach der Bürgermeister um ein Leibge-
 ding von hundert Gulden und um tausend Gulden, die ihm inner zehn Jahren von der Martinisteuer des Landes Glaris bezahlt werden sollen, um einen Platz im geheimen Rath von Oestreich und um der Herzoge Schirm. Ungefähr ein Jahr, nachdem er von seiner Denkart auch diese Urkunde aufgerichtet, starb er; ein Mann, dem die Nachwelt, wegen vieler Geschicklichkeit und glücklichen Führung der Geschäfte seiner Stadt bei würdigern Männern eine Stelle eingeräumt haben würde, wenn er nicht aus niederträchtiger Ehrsucht Stadtkredit wahrem Ruhm vorgezogen hätte.

Man weiß, wohin er die vorige Regierung, die Geschlechter der alten Vorsteher, an welchen Tod er viele seiner Mitbürger gebracht, wie frech er zu Ravverschwyl war, wie feige bei Tätwyl, und wie er die Schweizer, nachdem er sie in gefährliche Kriege ver-

wickelt, um Geld verrathen; und man weiß nicht, ob er durch diese seine Thaten etwas mehr erworben, als derselben innern Vorwurf und Nachruf. So unbedeutend wurde er in seinen letzten Jahren, daß viele sein Todesjahr nicht finden können, und es um funfzehn Jahre weiter hinausgesetzt haben: in demselben Fall würde der Bürgermeister noch erlebt haben, wie seine Söhne und nächste Angehörige wegen abscheulicher Verbrechen von Zürich und aus der ganzen Eidgenossenschaft vertrieben wurden.

Neding in den Zeiten der Schlacht bei Morgarten, und Erlach bei Laupen, retteten in entscheidenden Stunden jeder sein Volk. Daß die allgemeine Freiheit sichern festen Fuß bekam, daß der schweizerische Heldenmuth allen Ständen des Reichs dargestellt wurde, besonders daß auf der vier Waldstette Bund eine Eidgenossenschaft von acht Orten und auf diese in spätern Zeiten die gegenwärtige Verfassung der Schweiz gegründet worden, das geschah durch die Unternehmungen Rudolf Bruns. Man findet so selten bei dem Ruhm des wichtigsten Mannes in der Historie den Ruhm des besten Mannes, und so oft entstehen die größten Dinge aus unvorhergesehenen Ursachen, auf daß die Nationen gewahr werden, die Wage ihres Glücks werde nicht gehalten von sterblicher Hand. Dieser Gedanke bringt frömmelnde Trägheit um Freiheit und Sieg, verblendet barbarische Völker über die Ursachen ihres Verfalls, und begeistert große Männer und verständige Nationen, mit alles erhellender Geistesgegenwart in ihren Rathschlägen und mit alles überwindender Zuversicht in Ausführung derselben.

Erdbeben zu Basel (II, 5)

Tausend Jahre ungefähr, nachdem die alte raurachische Augusta untergegangen; als der Senn von Münsigen in dem sechs und zwanzigsten Jahr Bischof zu Basel war; bald nach den Zeiten des großen Todes, von dem wir gesehen, daß er nach fürchterlichen Erdbeben sich in einem großen Theil der damals bekannten Welt geoffenbaret; in dem dreizehn hundert sechs und funfzigsten Jahr, an dem achtzehnten Weinmonat, um zehn Uhr in der Nacht, verfiel in wenigen Minuten durch zehn schnell folgende Erdstöße ganz Basel, die größte Stadt im Umfang Helvetiens, beinahe alle Münster und Kirchen, die Höfe der Großen, die oft behaupteten festen Ringmauern; dreihundert Menschen verdarben in den Trümmern des einstürzenden Vaterlandes; Feuer erhob sich bei St. Albans Schutt, fraß acht Tage lang unlöslich, bis, da es hinausfuhr zu St. Johannsthor, die Materie fehlte. Schwefelwasser quoll aus der Erde. Felsen des Blawens, Grundfeste der Schlösser, zersprangen; in dieser Nacht brachen vier und achtzig Burgen der Grafen und Herren in beiden Hochstiftern Costanz und Basel; weit und breit erzitterte das Juragebirg; Wälder sind in die Tiefe versunken.

Schlacht bei Sempach (II, 6)

Sie sahen den Feind Montags an dem neunten des Heumonades, eine zahlreiche, wohlberittene, schön ge-

rüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herrn zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamen Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oestreich Urheber des Kriegs, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Hanns von Hallwyl vor andern für das fürstliche Haus im Frieden und Krieg eifrig, die Gessler, welche zu der Schweiz angeborenen Haß trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Heinrich von Escheloh trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johann von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mumpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich selbst, seines Alters in dem sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Ernte Zeit; sein Volk mähetete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizer-Bauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er sonst es wußte), daß

eine Reiterrei vorthellhafter den Anfall thut Berg an als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterrei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühel gegen die bayerische Reiterrei mit Erfolg versuchte. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johann von Ochsenstein, Dompropst zu Straßburg, sein Landvogt zu Elsaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedens-Geschäften geschickt, und groß in der Herzoge Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was besser der geringern Zahl zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den

Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich; Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft hier als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann Ulrich von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trotzigem Adel warnte: „Hoffart sei zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, „Herrn Hanns von Bonstetten sagen zu lassen, daß er „eilends hinaufziehe,“ hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergesehener Zufälle seien; wie dem Fürsten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes, als einiger Glieder sein würde,“ sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig, „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen.“

Die Eidgenossen standen an der Höhe vom Wald bedeckt: so lang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuhalten. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als

der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld hinab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstetten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Lucern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilde ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei; welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da tritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgebrehte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derselbigen Stunde schien

der Stadt Banner von Lucern lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Rüfnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft, „Schlaget auf die Glene, „sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrongter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden: da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehüllich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struttzhan von Winkelried Ritter, er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „ich will euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue „liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts,“ war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinem Leichnam hin; da

drangen alle Harste der Eidgenossen Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preszten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Friedrich der Bastard von Brandis, ein handfester hochtruziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Escheloh das Hauptbanner von Oestreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Narburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie, „retta Oestreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm für sein Leben an. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Eschenz zwöl-

schen seinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hoch-
 berg, Herr Otto der Pariser des Herzogs Rath, Graf
 Walleram von Thierstein, Graf Peter von Warberg,
 und mit fünf seines Namens der edle Ritter Albrecht
 von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach
 Leopold, „es ist so mancher Graf und Herr mit mir
 „in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich ster-
 ben,“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und
 Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feind-
 lichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten
 war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten
 kaum die Schultheißen der Nargauer Städte ihre Ban-
 ner aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Her-
 zog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der
 schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkom-
 men wollte), sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher
 Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser
 Bemühung; da rief Leopold hülflos, „ich bin der
 „Fürst von Oestreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder
 er glaubte es nicht, oder es dächte ihm, die Schlacht
 hebe alles auf. Als der Herzog durch die Natur der
 Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn
 von ungefähr Martin Malterer, der das Banner der
 Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand
 er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf
 er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von
 Feinden und Freunden besleckt und gequetscht werde;
 er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An
 eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Har-
 raß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten;

vergeblich; da wandte sich auf einmal die Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen „die Hengste daher, die Hengste daher;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Otto Truchseß von Walzburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit; von Ysni, seiner Stadt, im Allgau, war er hieher gekommen, und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meier-Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tieselbach Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald: von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht). Indes verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Lucerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen: der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundol-

„dingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und „Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorsehen zu haben; fiel mit ihm Johann von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben wider die Freiheit glücklich zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Gessner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels Monsterol, neben dem Herzog Franz von Kastelnau, fünf und dreißig vom Winstgau, Hanns von Baurmarcus, Richard von Mumpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese gloriöse Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod, nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhspitzen abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da gieng der Stadt Banner von Schaffhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hanns von Randegg der Herzoge Vogt, von dem edlen Im Thurn, zwei von Stokar, Hanns von Fulach (seiner zehn Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt

Narau, unter sieben Herr Werner von Lo, Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand ihnen aufzuhelfen gesucht; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Destrreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zosingern fiel ihr Schultheiß Nicolaus Thut, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zosingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören „der Stadt „Banner von Zosingen so zu hüten wie der Schultheiß Nicolaus Thut.“ Sechshundert sechs und funfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre untergieng und im Lande gesprochen wurde, „Gott sei zu Gericht gefessen über „den muthwilligen Troß der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Destrreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkel-

ried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehüllichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindesverachtung und ihre stürmischen Mittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden^e sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie sein, mögen übermeistert werden durch hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortreflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

Denselbigen Tag ergieng an Zürich, Bern, Zug und Glaris die Botschaft von der Landesrettung. Am Tag nach der Schlacht, als eine fliehende Partei in Sursee noch ereilt und erschlagen worden war, gaben die

Schweizer einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Der Fürst von Oestreich wurde mit sechszig erschlagenen Herren und Rittern in das Kloster Königfelden geführt; er wurde bestattet in der marmornen Gruft, wo die Königin Agnes mit andern ihres Hauses ruhete; zwanzig Herren von Aargau wurden in die Gräber ihrer Vorältern gelegt, alle übrigen auf der Wahlstatt in großen Gruben; zweihundert erschlagene Eidgenossen zu Lucern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterschied ob sie Freunde oder Feinde gewesen, wurde eine ewige Jahreszeit verordnet. Winkelried ist billig bis auf diesen Tag in hohem Ruhm bei seinem Volk; es liegt allen Völkern und ihren Geschichtschreibern ob, zu zeigen, daß ein solcher Held in einem Nun unsterblich wird, alle gute Bürger Väter und Brüder seiner Enkel, und alle rechtschaffene Geschichtschreiber die Verkündiger seiner Tugend werden. Nachdem die Sieger, ihrer Sitte gemäß, drei Tage lang auf der Wahlstatt verharret, machten sie sich auf, mit funfzehn eroberten Bannern: sie zogen in ihre Städte und Länder, singend ihre That.

Judenschaft (II, 7)

Diese Könige lösten, zu Gunsten der Obrigkeit von Zürich und von Solothurn, die Bande, wodurch die Judenschaft mehr an die Reichskammer als an sie verbunden schien. Die Obrigkeit hielt ihnen gleiches Recht sowohl unter einander, als gegen ansehnliche Bürger, das Volk aber fest an dem Wahn, daß die

Juden bisweilen Christenkinder kreuzigen. Es mag einer auch aus dieser Nation einst Kinderblut gebraucht haben um Geister zu beschwören; oft mag der Pöbel durch listige Schuldner aufgebracht worden sein. Im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts that ein Reitknecht, welcher zu Diessenhofen, einer östreichischen Landstadt am Rhein, wegen eines Kindermordes gefangen lag, vielleicht um sich zu retten, auf den Juden Michel die Aussage, er habe ihm drei Gulden geboten auf das Blut eines Kindes. Beide wurden, der Jude verbrannt, und sein Angeber gerädert. Als dieses Gerücht nach Schaffhausen und Winterthur kam, wurden acht und dreißig Juden in diesen beiden Städten lebendig verbrannt, und alle übrigen gezwungen, den Glauben ihrer Vorfahren zu verläugnen. Zu Zürich forderten die Zünfte ihr Blut; sie wurden wider Willen der Obrigkeit gefangen gelegt. Ueber diese Verletzung der Schirmbriefe kamen von der fremden Judenschaft gerechte Klagen. Das Volk, voll Wuth, schrie wie die Väter der Juden von Pontius Pilatus. Der Bürgermeister und beide Rätthe waren standhaster, so daß die Juden zuletzt nur vertrieben wurden und funfzehnhundert Gulden bezahlten.

Mystiker (II, 7)

Damals erhob sich aufs neue (vielleicht bewogen durch das Aergerniß der großen Spaltung des päpstlichen Stuhls) der Glaube einer Partei, welche die meisten Gebräuche des katholischen Gottesdiensts für

nichts achtete, weil sie nicht auf Worten der heiligen Schrift beruhen; letztere nahmen sie nicht sowohl buchstäblich als nach mystischen Deutungen. Daher hielten sie allen unfruchtbaren Ehestand für unrechtmäßig, weil diese Verbindung nur zu Fortpflanzung des Geschlechtes den gefallen Menschen erlaubt worden, und sonst sündlich sei; sie waren der Meinung, die Priesterweihe dürfe nicht genommen werden vor dem vier und dreißigsten Jahr, in welchem der Herr seine Laufbahn auf Erden vollendet. Als diese und andere Neuerungen in ganz Uechtland, besonders unter Weibern, ausgebreitet und angenommen wurden, versicherten sich die von Bern des Meisters der Partei und seiner wärmsten Anhänger; vielleicht fürchteten sie die Folgen der Erschütterung des herrschenden Glaubens; vielleicht bedachten sie, daß in dem Gottesdienst manches, obwohl nicht biblisch, doch von den Alten löblich und nach Bedürfnissen der Menschheit verordnet war, das in seiner symbolischen Gestalt eher durch gehörige Erläuterung wie lebendig dargestellt, als abgeschafft werden sollte. Nicolaus von Landau, Predigermönch, war zu selbiger Zeit bei weitem der gelehrteste Mann in der Stadt Bern, belesen in den großen Büchern, welche auf der Bibliothek des Predigerklosters an Ketten geschlossen aufbewahrt wurden. Dieser trat auf, mit gewaltiger Predigt nach dem Wort Gottes und nach den Schriften der Väter. Die Widerpart, überzeugt oder geschreckt, schwur die neuen Meinungen ab. Da bat Nicolaus von Landau und erwarb von Räthen und Bürgern, daß keiner um diese Sachen am Leib gestraft wurde; um die Kosten und

zur Strafe der Unruhe nahm die Obrigkeit Geld von ihnen. Da gab Bern den Freiburgern Warnung, den Samen dieses Unglaubens in ihrer Stadt nicht aufkommen zu lassen. Hierauf sandte Wilhelm von Menthonay, Bischof zu Lausanne, einen Official des Hochstifts nach Freiburg; nachdem die Neuernden am Rathhause gehört, widerlegt und hart bedrohet worden, schwuren sie zu dem katholischen Glauben.

Da trug sich zu, daß die „Brüder und Schwestern „von der evangelischen Armuth und Vollkommenheit,“ welche die Begharden und Beginen genannt werden, eine Bewegung verursachten, die schwerer zu stillen war, weil sie in der Kirche selbst entstand. Obwohl diese Gesellschaft von Laien sich einen dritten Orden der mindern Brüder Barfüßer nannte, war doch ihre Armuth und Keuschheit ohne Gelübde. Sie wurden durch ihre Kleidung, und ihre Häuser, wo sie beisammen lebten, durch Kreuze unterschieden; den Lebensunterhalt bettelten sie; dafür warteten sie ihrer Gönner in Krankheiten und mit andern Werken christlicher Liebe. Aber als durch einige Gunst Papst Gregorius des Elften, und wohl durch Liebe des Müßiggangs, diese Verbindung in wenigen Jahren so zahlreich wurde, daß zu Basel in zwanzig Häusern fünfhundert Begharden und Beginen wohnten; viele Weiber hierum ihre Männer verließen, und bald jede Heirath und andere Sachen der vornehmen Häuser durch Beginen getrieben wurden, da geschah durch die Eifersucht über das Glück ihres Bettels oder aus löblichem Unwillen, daß zu Basel Johann Mühlberg, ein Predigermönch, geringer Herkunft, groß durch

Wohlredenheit und Religion, mächtig wider sie zu predigen anfleng. Hierin wurde er von dem Leutpriester Johannes Pastoris unterstützt, so daß zugleich ihre Observanz einer selbstgemachten Regel und ihr Müßiggang als unkatholisch und unziemlich verworfen wurde. Da behauptete Rudolf Buchsmann, Professor bei den Barfüßern, ihre freiwillige Armuth als eine Tugend, und ihre Arbeit an den Seelen als einen unendlichen Ersatz des unterlassenen Weltfleißes. Als die Brüderschaft sah, daß weder Bischof noch Obrigkeit für sie war, begaben sich viele in die Häuser, welche sie zu Bern hatten; sie hofften durch die Verminderung ihrer übertriebenen Zahl den Eifer ihrer Feinde zu besänftigen. Zu Bern fanden sie bei den Reichen große Almosen. Als aber die Regierung vernahm, daß zwischen Predigern und Barfüßern um die Beginen Spaltung war, bat sie den Bischof zu Lausanne um unparteiische Untersuchung durch einen Official. Nach Verhör der Barfüßer Bullen, sprachen die berufenen Pfaffen bei ihrem Amt und ihrer Würde, „der Begarden und Beginen Almosen und Art möge nicht mit ihrem Orden bestehen;“ da beschloß die Obrigkeit, sie in Bern nicht zu leiden. Es vermochte aber wider die Brüderschaft weder dieses Urtheil noch der Bann des Bischofs von Basel, noch der zweideutige Wille des römischen Hofes. War der Papst ihnen entgegen, so schirmten sie ihren Ungehorsam nach den Grundsätzen der Brüder des freien Geistes; war er ihnen günstig, so bedienten sie sich wider die Regierungen der Furcht seines Namens. Nach langem fielen sie zu Basel, bei Anlaß der Liebesverständniß eines

Barfüßers mit einer Bürgersfrau; es ist nichts, wodurch die Würde angenommener Heiligkeit so sehr fällt, wie durch Entdeckung des Geheimnisses, daß der hochverehrte Mann, der unsere ganze Seele fordert, seiner selbst nicht Meister ist. Ihre Feinde bedienten sich dieser Gelegenheit, wahrscheinlich zu machen, daß unter der Larve jener Vollkommenheit, wodurch der Geist so ganz in Gott sei, daß er nichts mehr von dem weiß was der Leib thut, sowohl von den Barfüßermönchen als von ihrem dritten Orden viele mannigfaltige Unzucht getrieben worden. Zugleich schien gefährlich, da ein Krieg wider den Herzog war, die Barfüßer, die dem Rath feind waren, zu Basel zu dulden. Den öffentlichen Unwillen (der so groß war, daß Pöbel und Kinder in den Gassen den Beginen ihre Schleier vom Kopf rissen und sie aushöhnten) entzündete der Leutpriester Pastoris durch eine Predigt über das Unkraut im Acker des Herrn, so daß die Begarden und Beginen, gleichwie die Barfüßer, aus der Stadt weichen mußten, und auf Befehl des Bischofs die Beginenhäuser verkauft wurden. Doch beharrte und mehrte sich unter ihrem Namen in allen Gegenden Hochdeutschlands eine überaus große Anzahl starker Bettler; denn keine obrigkeitliche Macht vermag das vollkommen zu tilgen, wozu den Menschen bei religiösem Schein sinnliche Neigung hinreißt. In dem allem handelten die Stadtobrigkeiten mit bewunderungswürdiger Mäßigkeit und Klugheit.

Hofrechte (II, 7)

Es waren doch nicht sowohl Zeiten der Stiftung neuer Freiheiten als Zeiten der Erneuerung: denn wie viel Natur und Vernunft ohne alle Gewaltübung von Alters her dafür gethan, sieht man aus den Dorf-rechten, wie sie an den Gerichten im Frühling und Herbst nach den Kundschaften alter Männer geöffnet wurden. Da ist noch viel von der Einrichtung alter germanischer Höfe, durch die Religion und Oekonomie späterer Zeiten von dem gereinigt, wodurch gewalt-thätige Baronen sie etwa verdorben. Der Meister des Hofes hat für alle den Stier, den Widder, den Eber; bei ihm ist Pflug und Wagen für alle Mängel der armen Huber. Ihre Sachen richten sie unter sich, des Landesherrn Meier kommt auf den Hof; denn es genüget ihm der Mahlzeit seines Bauers; nichts als Reinlichkeit begehrt er; der Landesherr selbst ver-schmähet seines Hubers Bette nicht. Wo mehr als Einer Herr, ist jeder wider den andern im Gericht und Krieg der Schutz des armen Mannes. Jeder Hu-ber ist auf seinem Eigenthum sicher und Herr des-selben; auch weiß der leibeigene Mann, was des Herrn und was der natürlichen Erben ist. Keiner darf ge-fangen werden, so lang er Pfand hat seiner Treu. Wenn sie ausziehen, die Landwehr zu thun, sieht man ihren Schöffen voran, mit einem neuen Spieß, in weißem Wambs, mit einem Hut voll Pfennige, den der Landesherr ihm gab, auf daß er den Hubern Geld leihen könne. Oft lebten einige Höfe wie in gemeinem Wesen zusammen; entweder weil sie zu einander an

das Landgericht giengen, oder weil einer das Urtheil seines Gerichts vor die andern ziehen durfte, oder weil verschiedene Herrschaften Eins geworden „auf einander „zu rauben;“ so nannten sie es, wenn einem Herrn glückte, durch das Geschick oder die Schönheit seiner eignen Männer Weiber von den andern Höfen auf den seinigen zu bringen. Was anderes fehlte so einem Freihof als der Bestand seines Glücks? denn da die Leidenschaften der Großen ihren Sinn wider fremdes Eigenthum täglich schärften, blieb dem unschuldigen Huber kein Mittel, als daß er sich befestigte mit Gräben und Mauern, oder durch Bundgenossen sich stärkte. Die Städte waren hierdurch entstanden, und so der Schweizerbund, eine Verbindung für die heiligsten Rechte der Menschheit.

Appenzell (II, 7)

Wenn man von St. Gallen im Thurgau bei Bögelinsegk den Bergpfad hinauf steigt, erblickt man bald eine große Menge durch tiefe Thäler abgesonderte, schön grüne Berge voll fetter Weiden; in denselben liegen zu unserer Zeit unzählige Hütten und Häuser, an einigen Orten beisammen, meistens in die Wiesen hin wie gesäet. Hinter diesen Gegenden stehen Felsenwände und Alpenfirste, deren Maß nur von den höchsten Gebirgen der alten Welt übertroffen wird: hier von den Felsen Gamor, dort von der Silberblatten steigen sie empor, noch über des Alten-Mannes nie entblößtes Haupt, hinauf zu des Hohen-Sentis unter

mancher Klasten Schnee begrabenem Horn. Alle Berge und Gefilde, in die der Alpenstock sich nordwärts herabläßt, alles Land von dem Tirol, Schwaben hinunter in Wirtemberg, und hinauf nach den Herrschaften der Berner, liegt vor ihm ausgebreitet: südwärts blickt man zu wenigen einsamen Spitzen empor. Das Gebirg der Appenzeller steht allein; viele niedrigere Berge, wo die Quellen der Thur liegen, wo Sargans ist und Montfort in mehrern Herrschaften war, trennen es von dem Adula und von Hohenrhätens Thälern.

Schlacht am Speicher (II, 7)

Die Morgenröthe gieng auf; die Reifigen zogen aus der Stadt, ihr Fußvolk nach, fünftausend Mann, in langer Ordnung, der Gegend gemäß; über den Einsenbühel kamen sie die Hohl-gasse hinauf nach Bögelinsegk. Der Wald war von zweihundert Glarnern und von dreihundert Männern von Schwyz besetzt; sie aber ahndeten keine List. Sie kamen ohne Widerstand bis an den obern Eingang der hohlen Gasse. Doch ließ ein Haufe von achtzig Appenzellern, die sie für eine Bergwacht hielten (die übrigen, von den Höhen bedekt, lauerten des Augenblicks), diese achtzig ließen sie nicht ebenen Pfads hinauf gelangen, schleuderten schnell, und fielen zu behend in die Reihen, als daß die Reifigen sie hätten umringen und niederschließen können. In demselben Augenblick geschah das Gleiche den hintern Reihen und einigem Fußvolk durch die von Schwyz und Glaris, welche dieses mit Vortheil von

beiden Seiten der Hohl-gasse thaten. Jene, welchen die Gegend schädlicher als der Feind furchtbar schien, strebten mit größter Anstrengung aus der Gasse empor. Da trat plötzlich ganz Appenzell hinter den obersten Höhen hervor, ein sehr schöner Schlachthause (die Gegend verhinderte seine ganze Zahl zu messen), freudiger Troß in allen Gesichtern, stark beleibte oder hochgewachsene Hirten, in behendem Schleudern und in kräftigem Daniederschlagen von Jugend auf durch Spiele und gegen wilde Thiere alltäglich geübt. Als die Reissigen auf einmal wider ihr Vermuthen die Appenzeller vollzählig im Besitz der Höhen und viel zu muthvoll erblickten, als daß möglich schien, sie herab zu werfen, zumal der Ort sie ganz verhinderte, ihre Macht, selbst in ein ungleiches Gefechte zu bringen; erkannten sie die schweizerischen Künste, und ließen sich die Feindesverachtung zu spät gereuen. Doch beschloßen sie, den Krieg in das Feld herab zu ziehen vor dem Eingang der Hohl-gasse; denn sie hofften gewiß, wenn die Appenzeller mit Auflösung ihrer festen Ordnung ihnen durch die enge Gegend nachjagen, so werden sie die Waffenthat, ehe diese ungeübten Krieger sich gehörig stellen, vortheilhaft entscheiden an einem Ort, wo die Menge streiten könne: darum riefen sie unter die Ihrigen mit lauter Stimme: „zurück, zurück!“ Als die nächsten wichen, die Reissigen von oben herab gewaltig nachdrangen, zugleich die Mannschaft von Appenzell nebst Glaris und Schwyz mit großem Feldgeschrei von den Höhen und von beiden Seiten fürchterlich einbrach, geschah, daß der Befehl unrecht verstanden wurde. Die Augen wurden bei den hintersten

Schaaren die Ausleger des betäubten Gehörs; da sie weichen sahen, hielten sie dafür, der ganze Kopf der Säule sei gefallen, durch den Tod der Vornehmsten sei der Streit verloren, und verstanden anstatt „zurück,“ eine Warnung in Flucht, wandten sich, und stürzten ohne Ordnung, ohne Aufenthalt, schreckenvoll herab nach der Stadt St. Gallen. Schwyz und Glaris eilten, den Ort, wo dieser Zufall die Säule brach, ohne allen Verzug einzunehmen: die obere Hälfte würde von ihnen und von den Appenzellern gänzlich niedergemacht worden sein, wenn ihre weit geringere Zahl ihnen den Gebrauch verstattet hätte, welchen sie von der Gegend machen wollten, um den Feind einzuschließen. Als die Reifigen das unten geschehene Unglück sahen, gaben sie den Streit (wohl nicht unbillig) auf, besorgt um eigene Rettung, damit sich der Verlust nicht vergrößere. In dieser Bemühung wurden beide Bürgermeister von St. Gallen, Konrad von Watt und Walthar Schürpf, da sie die Ehre des Tags allbereit verloren sahen, durch diejenigen erschlagen, mit welchen sie gesiegt haben würden, wenn sie den Bund gehalten hätten. Da half weder dem von Blankenheim die lange Reihe wohlhabender Väter, noch dem starken Blaarer, daß er einen dreifachen Panzer trug. Die ganze Gegend herab, auf den Höhen und in Gründen, bis auf Notkersegel, ja wohl bis an Jauchstalden herunter, floh mit Wegwerfung der Waffen in schreckenvoller Zerstreung, und fiel in großer Anzahl das feindliche Heer. Bei diesem Anblick (denn er mochte den Unfall sehen) erschrak der Abt Cuno; es bewegte sich die ganze Stadt, reuig des Kriegs.

Vier Banner giengen unter, und es wurden bei sechs-
hundert eiserne Panzer erbeutet.

Als die geschlagene Mannschaft in die Thore drang,
und aus allen Häusern Weiber und Kinder mit un-
ruhigem Blick die Ihrigen suchten, dankte mehr als
ein Bürger, daß die Erinnerung der vorigen Freunds-
chaft bei den Appenzellern ihm das Leben gerettet.
Einer zweitägigen Wöchnerin aber kam folgende Bot-
schaft: „Hartmann Ringgli, ihr Mann, sei an der
„Hohlgasse, tödtlich verwundet, von dem Feind ange-
„troffen worden, den Appenzeller, der ihn umbringen
„wollte, habe er mit bittern Thränen um die kurze
„Frist gebeten, ihn seine Frau zum letzten Male se-
„hen zu lassen; dem Appenzeller sei eine Thräne ent-
„fallen, er habe seine Kriegsgesellen gerufen, sie ha-
„ben ihren Mann bis nahe an die Stadt getragen,
„er warte sehnlichst sie noch zu sehen.“ Sie eilte,
gieng heraus, und küßte das Blut von den Wunden,
er drückte ihre Hand auf die sterbende Brust; am fol-
genden Tag starb er; sie pflegte von dem an, so oft
jene Appenzeller in die Stadt kamen, sie zu bewirthen.

Von der Hierarchie (III, 1)

In dem Jahr nach der gemeinen Zeitrechnung tau-
send vierhundert und vierzehn, beim Anfang des Win-
ters, versammelten sich in der Stadt Costanz am Bo-
densee, unweit von den Gränzmarken der Schweizer,
die vollmächtigen Boten der Gewalthaber aller geist-
lichen und weltlichen Herrschaft unter den abendlän-
dischen Völkern, bei Sigmund von Luxemburg, zu

Rom, Teutschland und Ungarn König, über die größten Angelegenheiten der christlichen Kirche. Deswegen und um folgender Zeiten willen scheint nützlich, an diesem Ort über die Hierarchie, ihren Ursprung und Einfluß einiges vorläufig zu erinnern.

In den ersten Zeiten des menschlichen Geschlechtes, von welchen durch den Fleiß der Geschichtschreiber einige Erinnerung übrig ist, wurden die Religionsgebräuche nach der damaligen Einfalt, gemäß den Ueberlieferungen der Vorwelt, von Hausvätern und Vorstehern der Stämme verwaltet. Als bei Vermehrung der Geschlechter die Lebensarten vervielfältiget und alle Geschäfte des Lebens mehr und mehr gesondert und vertheilt wurden, als jeder für die ganze Zeit seines Lebens alle Kräfte auf ein bestimmtes Gewerbe richtete, und zu eben derselben Beschäftigung seine Söhne und Enkel bildete, wurden die Familien jeder Nation wie durch die Bande einer großen Haushaltung verflochten, keine vermochte die andere zu entbehren; zum großen Zwecke des allgemeinen Wohls that jeder nach seinem Geschick den mehr oder weniger wichtigen Beitrag. Der priesterliche Orden wurde in vielen Ländern gleichwie die Krieger, Bauern, Hirten, Kaufleute und alle andern Lebensarten damals gesondert, und vierfach desselben Beschäftigung. Die erste war die Betrachtung; weil die Natur Gott kennen lehrt, wenn man durch Vergleichung und Ueberlegung von den sinnlichen Wirkungen zum unsichtbaren Urheber empor zu steigen sich gewöhnt. Zweitens war der Priester Pflicht, unverfälschtes Aufbewahren gewisser väterlicher Sagen, deren Spur auf dem ganzen Erdboden

bei allen nicht ganz verwilderten Völkern übrig ist. Zum dritten, das Opfern, oder die heilige Beobachtung der symbolischen Gebräuche, welche von den Stammältern zu Befestigung des Andenkens eben derselben Ueberlieferungen verordnet worden. Zum vierten, Arzneikunst und Rechtsgelahrtheit, oder die wohlthätige Anwendung der besondern Kenntniß Gottes, der Natur und der Menschen, welche die anhaltende Betrachtung, das Gedächtniß der Väter und vielfältige Erfahrung ihnen gab. Meist war das obrigkeitliche Ansehen zwischen Priestern und Kriegern getheilt; nur jene bedurfte der friedsame Rechtschaffene; kühnes Lafter und fremde Gewalt erforderten andere Waffen. Als bei ungehinderter Fortpflanzung bald jeder Stamm in wenigen Jahrhunderten zum großen Volk ward, so daß die Menschen aus einander zogen; und hin und wieder durch Wüsten, hohe Gebirge, große Ströme und Meere getrennt wurden, verschlimmerte sich ihr sittlicher Zustand auf mancherlei Weise durch zwei Ursachen.

Die erste Ursache lag in dem Herzen des Menschen. Obwohl jene Einrichtung der Gesellschaft, worin jedes Bedürfniß von gewissen Geschlechtern besorgt wurde, durch die Umstände neuer Niederlassungen meist überall aufgelöset worden, war unumgänglich, daß jeder Stand (aus was für Personen er zusammengesetzt sein mochte) einen eigenthümlichen Geist hatte: die Natur und Art unserer täglichen Beschäftigung stempelt ihr Zeichen tief in unsere Seele. Daher kam es, daß die Priester (gewohnt, Gottesgebote, Vorweltssprüche und hohen Weisheitsinn zu reden) überall herrschen woll-

ten, und, weil sie selbst unkriegerisch waren, sich mit den Obrigkeiten darüber verstanden. In vielen Orten wurde die priesterliche Würde von den regierenden Geschlechtern mit verwaltet. Es trug sich aber zu, daß die Religion, auf welche im Anfang alles gegründet worden, Dienerin der Politik wurde: alles Hohe, Allgemeine, der Geist, wurde versäumt, und vielfältig die Bedürfnisse der Menschheit vergessen, so daß nur die Absichten der verwaltenden Macht erwogen, und Sittenlehre und Religion so in die Landesverfassung eingewoben wurde, daß beide mit einander stehen und fallen mußten. Daher selbst weise Männer sie nur für politische Erfindung hielten; die Leidenschaften der Großen und ihres Anhangs waren ohne Zaum.

Zum andern wurde die Religion durch den Lauf der Zeiten verdunkelt, welcher bei so vielen und großen Zerrüttungen unmöglich machte, daß die Ueberlieferungen im Gedächtniß der zerstreuten Völker ohne Verwirrung, die symbolische Sprache der gottesdienstlichen Gebräuche spätem Jahrhunderten verständlich blieb. Also war endlich von jenen kaum ein, wie aus der Vorwelt hinüberhallender Laut übrig; diese schienen dem Weisen Vorurtheile und Betrug; der gemeine Mann that sie den Alten sinnlos nach. Aberglaube und Unglaube theilten die Welt; es war die Summe der besten Weisheit, über die größten Anliegen menschlicher Natur sich unwissend zu bekennen.

Als die gelehrtesten und vortreflichsten Männer dieses gethan, kam die Zeit als nach der ganzen übrigen gesitteten Welt Rom selbst, ihre Königin, dienstbar wurde, und alle alte Tugend in erzwungener Unterthä-

nigkeit oder im Taumel der Lust oder in stolzer Gefühllosigkeit mehr und mehr erstarb. Noch war dieses Unglück nicht vollbracht, und noch nicht mochte der Untergang des Reichs, dieses Verfalls Wirkung, von den barbarischen Völkerschaften mit Erfolg unternommen werden, als eine Begebenheit begegnete, welche seit vielen Jahrhunderten vorbereitet und erwartet wurde, nun bald zweitausend Jahre fortwirkt, und von den Zeitgenossen kaum bemerkt worden. Die Juden (ein Volk, dessen Schicksal gewesen, das nie zu sein, was es hätte sein sollen) gaben wider ihren Willen Anlaß dazu. Durch zwei Dinge waren die Juden von allen andern Völkern unterschieden. Die Ueberlieferungen gemeinschaftlicher Stammväter, nirgends anderswo in so alten Zeiten schriftlich aufgezeichnet, hatten allein sie in ursprünglicher Gestalt. Alle Nationen waren gegenwärtigen Glücks vergnügt, und lange Unfälle beugten sie endlich. Bei den Juden schlingt sich durch alle Zeiten, vor und nachdem sie Nation waren, wenn dem Volk nichts zu wünschen und wenn ihm nichts mehr zu hoffen übrig schien, bald unter der, bald unter dieser Vorstellung, die Erwartung einer außerordentlichen Veränderung. Nie war sie so lebhaft, als da sie alle Staatsverhältnisse wider sich zu haben schien. Zur selbigen Zeit ist unter den Juden Jesus von Nazareth, Christus, entstanden. Die heilige Schrift alten und neuen Testaments ist von ihnen ausgegangen. Was von dem Ursprung der Welt, von unserm Wesen, von unserer Bestimmung, von dem Verhältniß zwischen Gott und uns, und vielen andern großen Dingen die Väter geglaubt, Länge

der Zeit verdunkelt, und nun theils niemand wissen, theils kaum der Weise zu vermuthen wagen würde, ist auf alle kommenden Jahrhunderte hinaus für alle Nationen, welche sind und sein werden, wider alle Gefahr unheilbarer Verdunklung befestiget. Es ist eine von allen Veränderungen der Form politischer Gesetze unabhängige Religion aufgekommen, welche für gerechte Verfassungen Heldenfeuer gibt, unter den andern tröstet, alle befestiget, verbessert und überlebt. Ohne alle Bezauberung, der Augen durch den Glanz neuer Gottesdienste, der Ohren durch hohe Dichtkunst und gelehrte Beredsamkeit; ohne Schmeichlung der Sinnenlust, welche vielmehr bestritten wurde, oder der Ehrbegierde durch Ausbreitung der Geschichte eines Gekreuzigten, oder der Gewinnsucht, wo die Urheber verarmten; unansehnlich, im Aeußerlichen wenig auffallend, nur für den Geist, nur auf die Zukunft, wurde das Evangelium geprediget, an die Veranstaltung einer Hierarchie nicht gedacht. Es galt in den Gemeinden das Ansehen der Aeltesten, deren griechischer Name im Teutschen ausgesprochen wird Priester. Jünglinge rechneten sich zu Tugend und Ehre, Armen, Kranken und Alten, der ganzen Gemeinde in öffentlichen Angelegenheiten, zu dienen; sie wurden Helfer geheißten. Der Ordnung wegen war ein Aufseher, aus dessen griechischem Namen das Wort Bischof entstanden. Ueber diese Dinge hatte Jesus Christus nichts verordnet, weil er seine Religion allen Zeiten gab, dergleichen Formen aber nach Umständen bald so, bald anders eingerichtet werden müssen; das hatte er versprochen, „Er wolle alles leiten!“

Der Wirkung des Laufs der Zeiten, von welchem wir selbst hingerissen werden, war durch die Schrift vorgebeugt worden: die menschlichen Leidenschaften wirkten fort; ohne Kampf könnte keine Tugend sein. Zwischen der ganzen Kirche und in jeder Gemeinde war die Liebe ein Band. Sie unterstützten sich mit Almosen und Rath; sie trösteten, sie erfreuten einander durch Briefe. In solchen Sachen wandten sich die Aufseher an den Bischof der vornehmsten Stadt in der Provinz, wo der Vereinigungspunkt aller andern Geschäfte auch sonst war: das Ansehen der Erzbischöfe ist hiedurch entstanden. Eben diese Würde zu Jerusalem (gleichsam in der Mutterstadt), oder zu Antiochia, Alexandria und Rom gab noch weiter ausgebreiteten Einfluß, auf Männer vieler Nationen, welche durch mannigfaltige Gründe in die Hauptstädte des alten Gottesdienstes, der Handelsverbindungen und großen Weltgeschäfte zu kommen bewogen wurden. Es trug sich zu (durch unvermeidliche Folge der menschlichen Schwächen), daß bald bei vielen Bischöfen, Erzbischöfen und Patriarchen Stolz und Ehrgeiz entstand. Sie wollten bei den Christen einführen, was Moses für das Haus Levi über die Juden verordnet; sie vervielfältigten, schärften und übertrieben die Vorschriften gewisser Gebräuche und Manieren, da das Aeußerliche keinen Werth hat vor Gott, als wenn es freiwilliger Entschluß des Herzens ist; besonders mengten sie sich in viele Welthändel, welche der Stifter ihrem ordentlichen Gang überließ. Da zeigten sich Neid und Haß, Folgen der Herrschsucht, und wurden gemeinlich vor der Welt und vor dem Gewissen beschö-

nigt als heiliger Eifer wider unrichtige Vorstellung solcher Geheimnisse, deren Ergründung und Bestimmung Jesus zwar selbst für unmöglich erklärt. Wenn man dieses, die bald erfolgte erneuerte Verbindung des politischen und priesterlichen Ansehens, und bürgerliche Gesetze für oder wider den oder diesen Glauben sowohl bei dem Lichte des Evangeliums als in dem Einfluß dieser Dinge auf die Welt betrachtet, so erhellet klar genug, daß die Formen der Kirchenregierung so wenig nach Vorschriften, die den Aposteln persönlich waren, als nach den unveränderlichen Wahrheiten der christlichen Religion, die sich einzig mit Gottes Verhältniß zu unserm Herzen beschäftigt, sondern Staatsgrundsätzen gemäß beurtheilt werden müssen. Darüber hat Christus nichts entschieden, ausgenommen daß jeder bei seinem Recht bleiben soll. Ueber den Titel des Rechts, welchen allenthalben von Anfang der Welt her Weisheit und Muth bald Einem, bald Vielen, bald Allen gegeben, darüber bestimmt Er sonst nichts, als daß Er die Entwicklung der in uns liegenden Kräfte und göttlichguten Gebrauch derselben anbefiehlt.

Als die nordischen Völker die bürgerliche Verfassung der schönsten europäischen Länder theils mit Ungestüm zertrümmerten, theils verwirrten und entkräfteten, war das ganze Abendland in Gefahr solch einer Barbarei, wie die, worin unter dem türkischen Zepter alles Große, Gute und Schöne des alten Griechenlands und Asiens verschwunden ist und mehr und mehr untergeht. Aber die Bischöfe und andere Vorsteher der Kirche, durch ihre Würde sicher, wußten den Riesen aus Nor-

den, welche an Einsicht Kinder waren, durch Vorstellungen, die ihnen paßten, einen Zaum anzulegen. Dieses würde ihnen so wenig als den griechischen Prälaten gelungen sein, wenn sie unter vier Patriarchen getrennt und von dem Islam in ihrem Wirkungskreis eingeschränkt worden wären. Der Papst von Rom (dessen älteste Geschichte so dunkel und mangelhaft ist, als der Anfang der Jahrbücher der alten römischen Republik; wie denn wenig mehr von den ersten Päpsten bekannt ist, als daß dieselben ihr Blut für den Glauben hingaben, wie Decius für das Vaterland) bediente sich mit gleicher Geistesgegenwart, wie der ehemalige Senat, jeder Gelegenheit, um seinen Stuhl unabhängig, seine Macht in der abendländischen Hierarchie allgemein wirksam zu machen, und seinen Gebietskreis jenseit der Gränzmarken des alten Kaiserthums über die Trümmer der nordischen Religion auszubreiten. So geschah, daß wer Christum nicht hätte ehren wollen, doch den Papst scheuen mußte, und bei Zersplitterung der neuerrichteten Königreiche in unzählige Herrschaften dem ganzen Welttheil immer Eine Religion und Ein Oberbischof blieb. Alles heutige Licht, welches nicht (wie wenn wir den Shinesern gleich wären) allein uns wohlthätig, sondern durch den europäischen Unternehmungsgeist für alle Welttheile von unendlichen Folgen ist, kommt von dem, daß beim Fall des Kaiserthums eine leitende Hierarchie war. Diese gab dem in einen Kreis weniger Begriffe ärmlich eingeschränkten nordeuropäischen Geist, so zu reden, durch die christliche Religion den electrischen Stoß; wodurch derselbe bewegt und belebt, nach langem wun-

derbarem Spiel mannigfaltiger Hindernisse und Beförderungsmittel, endlich ward was wir sehen. Ein Buch, die Bibel, war den Menschen gegeben, welches durch den unendlichen Reichthum seines großen Inhalts allein hinreicht, um den letzten Funken der Kenntniß des Wahren und Guten vor dem Ersterben zu bewahren, und nach Jahrhunderten zu einer weiterleuchtenden Flamme zu entzünden: der Clerisei lag an Erhaltung dieses Buchs; durch sie kam es unter unsere Väter: keine Classe von Menschen hat auf alle andern je so viel gewirkt als die Priester; wenn auch nur hiedurch.

Bis auf den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts blüdete die Hierarchie in fast unangetasteter Macht. Indeß war Italien und Rom den Kaisern von Constantinopel und langobardischen Königen und Fürsten durch die Waffen der Franken und Normannen entrisen worden; beide Nationen hatte der Papst im Ansehen des Glaubens als Werkzeuge seiner Wünsche gebraucht. Hierauf in Verbindung mit Reichsfürsten hatte er Kaiser, die mit allgemeiner Gefahr für die europäische Freiheit alle teutsche Macht gewaltig regierten, gestürzt, und in Italien gegen sie den Großen, den Bürgern wider den Adel, beigestanden. Bonifacius der Achte führte mit außerordentlichem Ansehen das geistliche und weltliche Schwert. Kein König noch Kaiser war so mächtig, so heldenmüthig und geistreich, wie vor Zeiten die Kaiser Heinrich und Friedrich, welche die noch unbefestigte päpstliche Gewalt ohne Erfolg bestritten. Das Alter, der allgemeine Glaube, die Inquisition, viele neue Orden, hatten die

selbe gestärkt. Aber unter Bonifacius wurde der Thron erschüttert; von dem an wankte er und sank sehr. Der Papst hat, wie meist alle unglücklichen Monarchen, weniger die Zeit anzuklagen, als daß er sie nicht gekannt.

Seitdem der alte Adel durch die Kreuzfahrten, Zunahme der Bürgerschaften und unaufhörliche Fehden mehr und mehr an Zahl, Macht und Reichthum abgenommen, war (besonders in Frankreich und seit Eroberung der Normandie) das königliche Ansehen gestiegen. Haben doch auch wir gesehen, daß Albrecht, König der Deutschen, seine Söhne und Nachkommen, vermittelst ungewöhnlicher Auflagen, Soldaten hoben, und nach andern Grundsätzen als ihre Vorfahren regierten! Hiedurch wurden die Könige zugleich über das Volk mächtiger, aufmerksam auf die nach Rom fließenden Summen, eifersüchtig auf die Rechte, und ungeduldig über die Eingriffe der hierarchischen Macht. In diesen Grundsätzen wurden sie durch die aufblühende Literatur unterstützt. Der Keim von Kenntnissen, welchen Kaiser Friedrich der Zweite aus dem griechischen und römischen Alterthum und aus den Schulen der Araber in die Gemüther seiner Zeitgenossen zu verpflanzen gesucht, trug Früchte von zweierlei Art. Auf den Universitäten wurde eine unverständliche Metaphysik vorgetragen, welche aber den Geist im Nachdenken übte. Andere, den Alten vertrauter, verbreiteten in lebenden Sprachen, zu deren Bervollkommnung sie das meiste beitrugen, unter Adel und Mittelstand viele neue Begriffe von allen Arten Freiheit und weisem Lebensgenuß. Der witzige

Spott und Losfagung von gewissen beschwerlichen Pflichten reizte die Bornehmen; dem Volke gefielen die Strafreden der Bettelorden wider die Sittenhintanzetzung am römischen Hofe. Denn die Päpste vernachlässigten den Anstand ihrer übernommenen Stellvertretung des Einzigheiligen unter allen Gebornen; die Grundfeste des bisherigen Ansehens der Geistlichkeit wurde vergessen: Ueberlegenheit an Einsicht hatte ihnen die rohen Eroberer zu Schülern gegeben; aber sie ließen sich von der herrschenden Barbarei so anstecken, daß die Fortschritte des Geistes ihrem Blick entgingen, und ihren Arm zu unkräftigen Versuchen waffneten, um den Gang der Natur (Gottes Ordnung) zu hemmen. Wenn die Päpste die Manier des Religionsvortrages nach den Zeiten vervollkommnet; wenn sie die Männer, welche durch besondere Geisteskraft auf die allgemeine Denkungsart wirkten, unterstützt und gewonnen, und bei allen Völkern zu Behauptung der damaligen Freiheit geholfen hätten, ihr altes Ansehen wäre geblieben, oder zurückgewünscht worden. Aber als die abendländischen Europäer aus der Kindheit ihres Geistes ins Jünglingsalter übergingen, blieben ihre Lehrmeister zurück, und wollten die Ruthe noch brauchen.

Sitten beim Costanzer Conzil (III, 1)

Nach dem Vergnügen, im Umfang der Stadt Costanz die auszeichnenden Sittenzüge aller europäischen Völker beides in großen Verhandlungen und im gesellschaftlichen Umgang neben einander zu sehen, war

damals kein anderes so lehrreich und unterhaltend, als die Vergleichung der Sitten der Schweizer mit Lebensmanieren der Italiäner, bei welchen schon alles bekannt war, was weiland an Augustus Hof Geist und Sinnlichkeit reizte. Bei unsern Vätern und bei den benachbarten Deutschen lebten sowohl Hirten und Bauern als Bürger, der Landadel sowohl als die Rathsherren und Helben, haushälterisch und vaterländisch in ihren Geschäften; aber nicht finster noch freudenhässig. Sie liebten Tanz und Gesang; sie sangen Gott und ihre Waffen; Liedern der Liebe waren sie nicht feind. Ihre Spiele waren zu Leibesübung und Scherz; daß einer viel Geld hierein setzte, mochte die Obrigkeit hindern, es war nicht in den Sitten. Obwohl Bastarde nicht selten waren, ist fast unglaublich, wie unargwöhnig die Väter und Männer zu sein fortfuhren. Denn es war jedem schwer, von den Seinigen etwas Ungleiches zu vermuthen; vielleicht nicht unbillig, weil bei beschäftigten Männern, die doch mehr den Körper als den Geist übten, und bei einem Volke von häuslichen Sitten die Leidenschaften der Wollust weniger wütheten. Hierbei half ihr natürlicher Hang zur Fröhlichkeit, welcher schwarzen Sorgen und Anschlägen in dem heitern Gemüth keine Statt läßt; um so leichter, da wenig ihnen genug war, und selbst Unglück von den meisten als Gottes Fügung erduldet, ihnen von andern erleichtert und möglichst bald vergessen wurde. Aus Zeiten solcher Unschuld sind jene Schilderungen der alten Griechen von den Spielen der Göttin zu Paphos, welchen Francesco Poggio die Lebensart vergleicht, welche ihn in den Bädern zu Ba-

den entzückte. Poggio, unter den verfeinerten Völkern zur selbigen Zeit einer der ersten Menschen, würde um diese Ruhe und Freude vielen Prunk seiner Florentiner hingegeben haben. Wenn er aber sein Kunstgefühl, seine Kenntniß der Alten, seine mannigfaltige Lebensweisheit nicht mit hätte aufopfern wollen, so hätte er die schweizerischen Sitten doch nicht erhalten. Es ist bei jedem Volke, in jeder Zeit, eine solche Mischung des Guten und Bösen, daß der Weise für sich immer gut sein mag, an seinen Mitbürgern aber das letztere erdulden muß wegen seiner Verbindung mit dem erstern. Wo sich der Geist entwickelt, werden auch die Leidenschaften scharfsinnig. Nicht durch Sittenänderung dieser Art wird ein Volk verächtlich, aber dadurch, wenn es die großen Tugenden versäumt, wodurch das Vaterland behauptet wird. Uebrigens ist nicht viele Spur, daß die Sitten der Costanzischen Versammlung auf die Schweizer sehr gewirkt; der Abstand war vermuthlich allzugroß.

Zigeuner (III, 1)

Die Menge herrenloser Knechte und verlassener Dirnen, und alles Gesindel, welches unter andächtlichem Schein, aus Neugier und Hoffnung leichten Gewinns, durch mancherlei Mittel, in die Gegend um Costanz gekommen, gesellte sich häufig zu den starken Bettlern, welche seit langem eine Art Verbrüderung hatten. Zu derselbigen Zeit, nach vollendeter Kirchenversammlung in dem fünften Monat, erschien vom Ge-

birge her in den Landmarken der Stadt Zürich eine große Schaar von unbekannter Nation, braun von Farbe, fremd von Gestalt, in Kleidern gering, mit Pässen von der obersten geistlichen und weltlichen Macht. Michael hieß ihr Anführer; sie wurden Zigeuner genannt. Von allen Ländern, wo fremde Sprachen geredet wurden, wußten die damaligen Menschen so wenig, daß die Zigeuner nicht verstanden werden mochten, oder ungeahndet logen. Aus ihrer Sprache vermuthet man endlich, in der großen Erschütterung des obern Ostindiens, als Pir Mohammed Jehan Ghir, Timurs Enkel, das Haus der Sultane von Ghaur gestürzt, seien sie, besonders aus dem Lande Multan, Asien hervor, nach Europa gekommen. Damals hielten sie christliche Sitte, und wurden geduldet als die (aus der Beute irgend eines Volks) eine Zeit lang noch Gold und Edelgesteine hatten. Aber von dem an zeigt sich fast in allen Ländern eine Zigeunergesellschaft, welche ihre Obern, ihre Gesetze, ganz oder zum Theil selbstgeschaffne Sprache und gewisse, freilich eher morgenländische Künste hat, äußerst sinnreich in allen Erfindungen wider die eingeführten Eigenthumsrechte. Bis auf diesen Tag sind, besonders längshin der Gränze vieler Staaten, dergleichen Verbindungen über alle Vorstellung zahlreich, weitläufig und eng verbunden, und üben ohne Furcht Krieg wider die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, von welchen (weil sie ihre Vortheile nicht genießen) sie sich frei glauben, eine Menschenclasse, welche, so wie die Bettler, unter den übrigen unbeobachtet lebt.

Die Mazze (III, 1)

Einer nahm einen großen Kolben, gieng aus des Abends mit mehreren, an einen Ort, wo ein junger Birkenbaum stand: sie wunden die Nester zusammen, steckten den Kolben oben herein und rissen den Baum aus der Erde, wie das landfressende Uebel ausgerottet werden soll mit verbundener Macht. Hierauf schnitzten sie den Kolben grob in die Gestalt eines Menschenantlitzes, auf daß er unterdrückte Niedrigkeit abbilde, welche nicht schön zu sehen pflegt. Alsdann flochten sie durch die Nester so viel Gesträuch, daß die Figur aus den Dornen, womit Uebermacht rißt und zwingt, kaum hervorsah. Endlich schlug jeder, der sie retten wollte, unten einen Hufnagel in den Baum, zu Bezeichnung seines festen Entschlusses. Diese Mazze (so nannten sie den Popanz) banden sie Nachts an einen Baum, welcher am Wege stand. Früh waren sie auf, schwiegen, horchten die Reden der stillstehenden Menge, bis wenn das Volk sich gesammelt, ein kühner Mann als Mazzenmeister hervortrat, sie losband und sich mitten auf dem öffentlichen Platz neben sie stellte. Da erhoben viele die Frage: „Mazze, was leidest du? Mazze, warum bist du hier?“ Die Niedrigkeit, von ungerechter Gewalt geschreckt, öffnet ihren Mund nicht. Sie sahen dieses, und fuhren fort: „Ist ein herzhafter Mann, welcher wohl reden kann und dem das Land lieb ist, derselbe trete hervor und sei Fürsprech der Mazze.“ Der Fürsprech redete in folgendem Sinn: „sie wollen dir helfen, Mazze; sprich; nenne den Mann, welchen du fürchtest! . . . Ist's der

„Sillinen? . . . Ist's der Asperling? . . . Ist's der „Henngarten?“ Sie stand und schwieg; von jedem sagte er, welcher Unterdrückung er verdächtig sein mochte; endlich sprach er: „Sind es die von Raron?“ Die Mazze neigte sich sehr; ehrerbietig, wie hilfsbedürftig, stand auch der Meister. Der Fürsprech redete: „Sie hat euch geklagt; biderbe Männer, wer die „Mazze retten will, hebe die Hand auf.“ Als der mehrern Hand schien, die Geseze schweigen vor der Gewalt, Macht erfordere Gegenmacht, wurde der Tag auf baldmöglichst bestimmt. Es ergieng von Dorf zu Dorf durch alle Zehnten: „Die Mazze wolle zu dem „Landeshauptmann, zu dem Bischof und allem Anhang von Raron.“ Also in dem neun und dreißigsten Jahr nach dem Anfang des Unglücks Herrn Antonius von Thurn zu Gestelenburg, woru die von Raron geholfen, schirmte Herrn Wischard weder der Glanz uralten Adels, noch fremde Gunst, oder die Vereini-gung der obersten Würden, daß nicht am bestimmten Tag alle Landesgegenden mit großer Uebereinstim-mung vor alle unbefestigten Häuser seiner Partei die Mazze setzten. Hierauf drangen sie herein, truaen alles Geräthe fort und verzehrten alle Lebensmittel. Wäre er geblieben, so würde er sein Leben der Mazze zum Opfer haben hingeben müssen.

Religionszustand (III, 2)

Von den allermeisten Schweizern wurden alle Gebräuche und Artikel der eingeführten Religion, so gut sie dieselben wußten, regelmäßig beobachtet und von

Herzen geglaubt. Es war schon viel, wenn in einer Stadt ein Meister der sieben freien Künste als Lehrer Schule und Chor anführte. Wer nur fertig lesen, etwas dolmetschen, die ersten Regeln der Grammatik hersagen und erträglich singen, wohl auch (welches nicht von jedem gefordert wurde) eine Rechnung führen konnte, dem fehlte nichts zu einem Pfarrer. Von den alten Griechen und Römern, von deren Schriften viele im Kloster St. Gallen in einem alten Thurm durch einander lagen, wurde in den Städten auch der Name nicht gehört. Alle Dichtkunst, worin die Minnesinger hervorgeleuchtet, war verschwunden. Sie, und ihre Schwester die Tonkunst, welche bei den Alten auf das Volk so mächtig wirkten, war der Aufsicht Ulmanns Meyer von Bremgarten, des Pfeiferkönigs, aufgetragen. Seine Gesellschaft, von Alters her unter dem Druck der Verachtung seufzend, allezeit feil zu Trauer und Scherz, wurde endlich durch Vorschub der Züricher, die allein ihre Wichtigkeit fühlten, von der Kirchenversammlung zu Basel unter dem Schutze Unser Lieben Frau in eine Brüderschaft erhoben; zu spät, ihr Geist war zu sehr erstickt, sie wußte die öffentliche Verehrung nicht mehr zu gewinnen. Im Gebirg zog das Volk, wenn es an der Ernte zweifelte, in Harnisch und Waffen mit langen, dicken, unten beschlagenen Stöcken auf den Dörfern umher, und hielt für Gottesdienst, sich zu schlagen und seltsame Sprünge zu wagen. Felix Hämmerlin, aus einem guten Geschlecht von Zürich, Propst zu Solothurn, unter den Chorherren des Züricher großen Münsters von König Rudolfs Zeiten her der erste (und ein sehr fruchtbarer) Schrift-

steller, Besitzer von fünfhundert Büchern, so viele damals in dem Hochstift Costanz niemand hatte, ein rechtschaffener gelehrter und sehr sinnreicher Mann, war seit langem bei weitem das größte Licht in diesen obern Landen, und sowohl an dem römischen Hof als weit und breit unter den Großen deswegen beliebt; bei seinen Mitbrüdern, deren Ausgelassenheiten und angewohnten Regelabweichungen er oft unzeitig oder übertrieben zu strafen pflegte, war er um so mehr und bis zum Tod verhaßt. Eben dieser hielt für ganz gut, über krankes Vieh gewisse Segnungsformeln zu sprechen, ein durch satanische Kunst erregtes Ungewitter durch gleiche Kunst wieder zu stillen, und im Nothfall auch vom Teufel Hülfe zu suchen. Er billigte, daß der Bischof zu Lausanne wider die Blutsäuger in den Wassern zum Besten der Salmen gewisse Bibelsprüche lesen ließ, und auch, daß, als die Laubkäfer vor dem geistlichen Hof des Bischofs zu Thur um verübten Schaden belangt wurden, und ihr Fürsprech bewiesen, „daß die Creaturen Gottes doch wohl thun, ihre Lebensnahrung zu suchen,“ der Bischof die Laubkäfer in unbewohnbare Wälder gebannt. Solche Vorstellungen, welche sich noch zu unserer Zeit, ja wohl bei solchen erhalten, welche sonst nichts glauben, konnten damals in Ermanglung vieler nöthigen Kenntnisse unmöglich geläutert werden. Die damaligen Menschen schöpften viel mehr Aergerniß daraus, daß die Geistlichen an Mezen und fremden Weibern ihr Keuschheitgelübde so ungescheut brachen; denn freilich fühlten allzumehr, welche Würde es gibt, über den alles unterjochenden Trieb Sieger zu sein, oder es zu scheinen.

In dem Hochstift Lausanne wurden durch Bischof Wilhelm von Challant die Mezen abgethan. Der Bischof Heinrich von Hemen zu Costanz duldete an andern, was er selbst sich nicht verbot, und seine Sitte fand so viele Nachahmer, daß die Sünder, ihrer Stärke bewußt, endlich die Erinnerung an die Gelübde mit Lachen beantworteten.

Überblick (III, 3)

Wie Helvetien von einer freien tapfern Eidgenossenschaft ursprünglich bewohnt worden, diese durch die Römer um ihre Freiheit gekommen, und hierauf sich in die Menge unterthäniger Nationen verloren; wie die römische Herrschaft auch in diesem Lande von fremden Völkern zerstört, letztere ein Theil des Reichs der Franken geworden; wie sich dieses immer mehr aufgelöst; wie viele geistliche und weltliche Herren, immer unabhängiger, durch ihre eigenen Leute Landbau hergestellt und ausgebreitet; wie die wachsende Volksmenge alte Städte emporgebracht, in mehrere neue zu sicherem Leben sich vereiniget, und mit mannichfaltiger Gefahr und Noth derselben einige sich behauptet und immer freier geworden; wie in gewissen Waldstätten am Eingange der hohen Alpen die alten Schwyzler bei ihrem Hirtenleben in traulicher Eidgenossenschaft ohne Städte frei geblieben; wie diese gereizt worden, hervorgebrochen, gesiegt, aber nichts für sich begehrt, als Freunde, die, frei wie sie, brüderlich mit ihnen zusammenhalten; diese anderthalb tausendjährige Geschichte ist in dem ersten und zweiten Buch beschrieben worden.

Gleichwie die Schweiz in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung, durch die unglaubliche Mannichfaltigkeit ihrer Gegenden und Verfassungen, eine Art Musterkarte aller verschiedenen Lagen von Klima und politischer Einrichtung ist; so sind wenige Volksgeschichten, wo der erste, einfältigste Keim und die stufenweise Entwicklung einer, die Menschheit beglückenden Verfassung so unständig und urkundlich dargelegt werden könnte.

Nichts war dem ursprünglichen Zusammentreten patriarchalischer Familien in die natürliche Form einer stärkern Gesellschaft so ähnlich, wie jene ewigen Bünde der Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, die von unbekanntem Alterthum bis auf diesen Tag die nämlichen sind, wie ihre Mutter die Natur.

Darin besteht ihr Natürliches, der Hauptgrund ihrer Festigkeit: daß ihr Zweck und Inhalt so einfach als unschuldig ist; Vereinigung für Freiheit und Ruhe. Wenn die ewigen Bünde sich eingelassen hätten, für alle Cantons einerlei Verfassungsform zu bestimmen, sie wären längst, und um so schneller zerfallen, je genauer einförmig und künstlicher organisirt sie gewesen wäre. Die Regel der Natur ist unendliche Mannichfaltigkeit in den Formen, Einheit in dem allumfassenden Grundsatz.

Indeß die aufblühende schweizerische Eidgenossenschaft für die benachbarten, zur selbigen Zeit schlecht regierten Alleinherrschaften durch die geheime oder öffentliche Zuneigung des Volks und ihren eigenen Heldenmuth unüberwindlich wurde, entwickelte das Glück ihrer Waffen eine gefährliche Ursache vieler Zerrüttung in ihrem Innern.

In dem letzten Kapitel des zweiten und in den beiden ersten Kapiteln des dritten Buchs ist gezeigt worden, wie der löbliche Grundsatz der ersten Freiheitsstifter, keine Unterthanen, aber viele Freunde zu haben, mit der Zeit sich verlor. Dieses geschah unter scheinbaren Gründen, unmerklich. Bald war in einem Land, welches in Burgrecht oder Landrecht genommen wurde, zu viele Gefahr von Seite der Partei voriger Herren, oder von wegen seiner Lage, die feindlichen Einfällen ausgesetzt war, um demselben sofort volle Gleichheit und Unabhängigkeit angedeihen zu lassen. Oder die auswärtigen Herren, deren leidenschaftliche Unternehmungen das Maß ihrer Kräfte und Einkünfte überstiegen, sahen sich genöthiget, einem Canton Länder, die ihm wohl gelegen waren, pfandschaftsweise oder eigenthümlich um baares Geld zu überlassen. Diejenigen Cantons, deren Gebiet ganz oder zum Theil von fremden Ländern umgeben war, bedienten sich dieser Gelegenheiten lang, unaufsichtlich; andern blieb nichts übrig als Loskaufung von Lehnrechten fremder Herren in ihren eigenen Landmarken, welche die Gewissenhaftigkeit ihrer Vorfahren, des Mißbrauchs ungeachtet, unverletzt ließ, weil sie Eigenthum waren. Immer schwerer wurde der alten Unschuld, welche in der Macht eines jeden Cantons nur die allgemeine sah, das Emporkommen der Eifersucht aufzuhalten.

Als Kaiser Sigmund mit Hülfe der Eidgenossen, die mit Oestreich im dritten Jahr eines funfzigjährigen Friedens waren, die Macht von Habsburg an der Aare und an der Thur zu stürzen beschloß, er-

griff Bern freudig diese Gelegenheit einer wichtigen Vergrößerung; andere ließen sich nicht ungerne zwingen; am redlichsten waren die entferntesten Orte, weil sie den Reiz der Versuchung weniger fühlten. Die sonst muthigen Hirtenländer folgten, schüchtern wie ein Jüngling, der zum ersten Mal der Tugend untreu wird, weit erfahrnern Miteidgenossen.

Von dem an wurde der alte Brüdersinn durch ein getheiltes Interesse und viele böse Leidenschaften geschwächt. Diejenigen Orte, welche sich ansehnlich vergrößert, waren so aufmerksam für die Erhaltung und Ausröndung der erworbenen Herrschaften, wie vormals nur für Freiheit und Freunde. Diese Orte wurden von andern um die neue Macht so unruhig beneidet, daß der Gotthard nicht hoch genug war, sie von dem Versuch ähnlicher Eroberungen in Italien abzuhalten. Die Vertheidigung der letztern schien ihren Miteidgenossen so lästig, wie es ihnen vorkam, denselben am Jura ihre Herrschaften behaupten zu helfen. Die zusammenhaltende Furcht eines gemeinschaftlichen Feindes war verschwunden. Um so mehr verminderte sich das Gefühl eines, die gesammte Eidgenossenschaft in allen ihren Bundeskreisen umfassenden Vaterlandes. Dadurch geschah, daß auch Vorstehern, die der Habsucht oder selbst dem Ehrgeiz unzugänglich sein mochten, Vaterlandsliebe schien, wenn jeder nur seinen Canton, ohne viele Rücksicht auf andere, zu vergrößern suchte.

Diese durch die Umstände erzeugten Uebel, die um so ungehinderter zunahmen, als keine Erfahrung die Eidgenossen vor den Folgen warnte, entwickelten sich

in und nach dem tausend vierhundert sechs und dreißigsten Jahr auf einmal so fürchterlich, daß in einer vierzehnjährigen innerlichen Gährung alle Eidgenossen wider ihr Vortort, letzteres mit Oestreich gegen die Eidgenossen, eben diese wider den Dauphin von Frankreich, gestritten. Dieser Krieg, welcher mit äußerster Anstrengung und Wuth geführt wurde, offenbarte mehr als alle vorhergehenden eine, der größten und schrecklichsten Dinge fähige Kraft des Nationalcharakters. Der Sturm, worein die Gemüther damals geworfen wurden, legte sich erst nach einem Zeitraum achtzig thatenvoller Jahre.

Rudolf Stüssi und Jtel Reding (III, 5)

Damals waren Rudolf Stüssi, Ritter, Bürgermeister von Zürich, und Jtel Reding, Landammann zu Schwyz, durch ausgezeichnete Geistesgaben, Muth, Unternehmungslust und Erfahrung in den größten Geschäften des Kriegs und Friedens, jeder in seinem Lande der wichtigste Mann. Jeder war für sein Vaterland so thätig, und fühlte für dasselbe so warm, daß (der Fehler, durch welchen das größte Unglück entstand!) ihr Eifer durch die Betrachtung des gemeineidgenössischen Vaterlandes nicht gemäßiget wurde.

Des Bürgermeisters Vater war kein geborner Züricher. Im Glarnerlande in einem Wiesengrund, wo die Sernst in die Lint fällt, sind einige Häuser, Zusingen genannt; bei denselben stand eine starkbesuchte Capelle. In dieser Häuser einem wohnten ehemals

die Stüssi. Glaris zur selbigen Zeit war zwar eidgenössisch, noch aber in dem ungleichen Bund, und seine Freiheit unvollkommen, als Rudolf Stüssi, aus innerm Trieb nach größern Dingen, auf Zürich zog, und Bürger wurde. Große Verdienste erwarben ihm den Dank des angeborenen, das Vertrauen des erworbenen Vaterlandes. Dessen Sohn war oberwähnter Bürgermeister; ein Mann von herrlicher Gestalt, sehr groß, von einer Leibeskraft, welche auch unter damaligen Menschen ihn auszeichnete, und von einem Nachdruck des Charakters, der mit ihr in Verhältniß war. Seit vielen Jahren waren seine Mitbürger gewöhnt, in den wichtigsten Sachen der Stadt auf ihn zu sehen. Die Eidgenossen, der Kaiser, die benachbarten Fürsten und Herren ehrten ihn als den Mann, durch welchen in Zürich das Meiste auszurichten war. Mit Friedrich von Tokenburg, um den er sich verdient gemacht, stand er in so freundschaftlichen Verhältnissen, daß er seinen Sohn an desselben Hof schickte. Von diesem Jüngling, Hanns Stüssi, ist keine vorzügliche Eigenschaft bekannt, wohl aber wird er einer unerträglichen Eitelkeit beschuldigt; eben weil er selbst nichts war, habe er durch stolze Geberden und Aeußerungen immer jedem zu fühlen gegeben, daß der mächtige Bürgermeister sein Vater sei. An dem Hoflager Friedrichs war ein Zusammenfluß der Großen aus den Vorlanden, aus Rhätien und Helvetien, der Verwandten des Hauses, die im Testament erwähnt sein wollten, vieler Hauptleute und Bögte, vieler dienstsuchenden jungen Ritter, anderer, welche diesen Hof als eine Schule adelicher Sitten betrachteten; hier glänzten die von Naron, die

Werdenberg, die Narburg, die Sax, die Metsch von Kirchberg, die von Brandis, alle um den Preis der großen Kunst zu gefallen wetteifernd. In diesem Kreise der Edlen auf gutem Fuß zu stehen, dazu bedurften schweizerische Bürger und Landleute zwei Dinge: persönliches Verdienst, welches unwillkürliche Achtung einflöße, und (auf daß es vergeben werde) den Schein, es nicht selbst zu bemerken. Der junge Stüssi hatte von beiden das Gegentheil. Also begegnete, daß der Graf und andere Herren, die ihn für noch ungebildet hielten, ihn wenig auszeichneten; die jungen Edlen, die ihm näher waren, durch Spott über seine Aufgeblasenheit ihn in Verlegenheit setzten. Diese Lage stellte er dem Bürgermeister in seinen Briefen aufs gehässigste dar; das Vaterherz bemerkte die Ursache nicht. Der Bürgermeister sah in ihm sich selbst und Zürich verachtet, rief ihn zurück, bezeugte Empfindlichkeit. Der Graf, zu dessen Kenntniß jene Dinge nicht gekommen, und dessen Geist die Folgen vorsah, äußerte aufs stärkste, wie leid ihm die Sache sei. Nach diesem verlor er den Proceß gegen die Siegberg, wurde er um Winkeln gemahnt, forderte man seine Erklärung über die Erbfolge.

Der Landammann von Schwyz Jtel Reding von Wiberegg war von einem sehr alten Geschlecht; an dem Tag des Morgartener Sieges wurde ein nicht geringer Theil des Ruhms seinem Urgroßvater zugeschrieben: sein eigener Vater, Hector, war Landammann gewesen. Außer dem angestammten Erbgut, welches er auf eine glänzende Weise zu vermehren wußte, und nebst einer auszeichnenden Beredsamkeit muß er jene,

in der Demokratie besonders mächtigen Eigenschaften einer männlichen Herzlichkeit, eines mit Würde einschmeichelnden freundschaftlichen Wesens, geschwinder Erfindung, begeisternden Feuers und unerschütterlichen Muthes in hohem Grade besessen haben, da er in einem für Gleichheit und Freiheit sehr eifersüchtigen Lande viele Jahre hindurch, mit einem Ansehen, das vor ihm keiner so hatte, gleichsam geherrscht. Ein eben so vorherrschendes Ansehen wußte er seinem Canton unter den Eidgenossen zu geben. Er hatte einen tapfern Bruder, und Söhne, die er frühzeitig in die Geschäfte des Landes brachte. Sein Geist und Muth ruhte besonders auf seinem Sohn Itel.

Caspar Schlick (III, 6)

An dem kaiserlichen Hofe war damals Caspar Schlick bei weitem der mächtigste Mann. Geboren von einem edlen Geschlecht, war er, noch bei seines Vaters Leben, in jenen Zeiten der Costanzer Kirchensammlung König Sigmunds Schreiber geworden, und hatte sein Vertrauen in kurzem auf eine so vorzügliche Weise erworben, daß in den letzten zwanzig Jahren kein großes Geschäft ohne ihn geführt wurde. Er begleitete den König auf jener spanischen und französischen Reise, viermal stand er mit ihm wider die Türken; in dem Hussitenkrieg leistete er mit Leib und Gut ausgezeichnete Dienste; in Polen, Preußen, Rußland, führte er wichtige und glückliche Unterhandlungen; Sigmund erkannte, daß er die kaiserliche Krone

seiner Verwendung zu danken hatte. Daher machte er ihn zum kaiserlichen geheimden Rath, Reichsvicencanzlar und obersten Canzlar von Böhme, schlug auf der Liberbrücke vor allen andern ihn zum Ritter, erhob ihn und seine Brüder mit vermehrten Wapen zu des Reichs Freiherrn und Grafen, gab ihm eine Herzogin von Dels zur Gemahlin und viele beträchtliche Güter, selbst mit Münzgerechtigkeit. Es war dieser Graf Schlick nicht nur in den Rechten und Geschäften ein sehr geschickter, sondern in jedem Privatverhältniß vorzüglicher Mann. Er eröffnete die Bergwerke zu Joachimsthal. So wenig er Kosten schonte, wenn es darauf ankam, in des Kaisers Dienst groß zu erscheinen, so viele Ordnung war in seinem Hauswesen; so daß er seinem Herrn bald mit beträchtlichen Geldsummen, bald mit seinem Credit geholfen. Man hat auch eine Sammlung sehr wohl gefaßter Liebesbriefe, welche er in seiner eigenen Abenteuer, oder, welches wahrscheinlicher, für den Kaiser geschrieben. In der That war er Sigmunds Freund mehr als Diener; des Kaisers Offenheit, Leutseligkeit, und andere gute und lebenswürdige Eigenschaften, welche ihm in den schwersten Zeiten seines Lebens geholfen, verdienten, daß er seine Diener zu Freunden bekam.

Kaiser Sigmund (III, 7)

Der Kaiser Sigmund starb am neunten Christmonat. Das kaiserlichkönigliche Haus Luxemburg, an Fürsten von ausgezeichneter Tapferkeit und Weisheit

reich, welchem auch die schweizerischen Eidgenossen viel von ihrem Aufkommen an Freiheiten und Herrschaften zu danken haben, endigte mit ihm. Er starb in dem siebenzigsten Jahr seines Lebens, in dem ein und fünfzigsten seines Reichs zu Ungarn; sieben und zwanzig Jahr hatte er dem Römischen Reich der Deutschen vorgestanden. „Er war ein vieltkennender, weiser Herr“ (diesen Ruhm hinterließ er bei den Eidgenossen); „Bauern und Bürger hatte er lieb, gab ihnen auch „gerne Freiheiten; für die Behauptung ließ er sie selbst „sorgen. Wo er hinkam, waren ihm die meisten Leute „hold; denn es war ihm niemand zu arm, er bot „ihm freundlich die Hand. Unter ihm wurden viele „Bauern edel, und bekamen Wapen, wenn sie dem „Canzlar den Brief zu bezahlen vermochten. Ueberhaupt nahm der Kaiser Schatzungen und Geschenke; „das Geld hatte aber keine Ruhe bei ihm; er war „freigebig, oft solchen, welchen er nichts schuldig war; „viele von dem alten Adel wurden in seinem Dienst „arm (dagegen füllte er das Land mit neuen Rittern). „Er führte kein großes Gefolge; dennoch hatte er, „wenn er von der Herberge fuhr, nicht immer Geld „genug, die Wirthen zu bezahlen. Gleichwohl setzte er „seine meisten Sachen durch; mit Geduld, List und „guten Worten. Er hatte auch in seiner edlen Königs- „gestalt einnehmende Würde. Dabei war er von einer „gesunden Leibesbeschaffenheit; so daß, obwohl er sich „im Trinken und andern Sachen, die nicht natürlich „waren, unordentlich hielt, er dennoch alt wurde, und „bis an seinen Tod arbeiten mochte.“ An den bisher beschriebenen Tokenburgischen Händeln vermied er,

ernstlich Theil zu nehmen; weil er weder diese noch jene eidgenössischen Orte beleidigen mochte, vielleicht, weil er die Verwirrung dem Zweck des Grafen von Schlick vortheilhaft glaubte. Daher als die Züricher eine Gesandtschaft zu ihm schickten, er seine Verlegenheit hinter leichten Scherz verbarg, obwohl der muntere Vortrag seine Aufmerksamkeit fesselte. Die Kraft seines Geistes blieb ihm bis in den Tod. Als er zu Prag dessen Annäherung merkte, sorgte er für seine Tochter, ihren Gemahl Albrecht von Oestreich, und seine Großen von Ungarn und Mähren, gegen welche nach seinem Tod in einer großen, kaum zu Friede gebrachten Stadt Gewalt geübt werden könnte, berief sie zusammen, verkündigte ihnen das nahe Ende seiner Tage, und befahl, daß den folgenden Morgen, wenn sein graues Haar und sein langer Bart mit bestem Anstand in Locken gelegt, sein Haupt mit einem Lorbeer gekrönt, er mit seinem kaiserlichen Ornat bekleidet, und auf einen offenen Tragsessel gebracht worden, alle mit ihm, als zu einer Luständerung, aus der Stadt ziehen sollten. Er zog durch die Gassen, zwischen der Menge weinender Bürger, alle, nach seiner Sitte, liebevoll, doch diesmal ohne Worte, nur mit Kopfneigen, grüßend. Zu Bnanm in Mähren übernahm ihn die Schwäche; da er dann seine Tochter und seinen Eidam den versammelten Großen rührend empfahl; den folgenden Tag, ermattet von der Mühe und vom Genuß des Lebens, entschlief er sanft. Der Eindruck seiner Wohlthaten (er würzte sie mit Liebe und Geist) überlebte ihn in edlen Gemüthern mehr als ein halbes Jahrhundert.

Hungersnot 1438 (III, 8)

Zu derselben Zeit verdunkelten langwierige Regengüsse die Luft und verschlammten die Wege des Handels und Wandels; die wenigen Früchte der vorigen Ernte waren aufgezehrt; die Menschen sahen mit Angst Hungersnoth kommen; jeder speicherte zusammen, was er aufzubringen vermochte. Denn das Beispiel der Baseler schreckte, wo Concilium und Stadt in Brodmangel kamen, weil der vorrätthige Ueberfluß nicht gespart worden. Da wußten die Angehörigen der Stadt Zürich von keiner Noth, weil ihre Vorsteher in Zeiten für Einschränkung der Ausfuhr gesorgt. Noch klagte Schwyz und Glaris, daß jedem Hausvater (wenn er auch viele Kinder und Knechte habe) zu Zürich mehr nicht als zwei Mütze Korn verabfolget werden und keiner für Nachbarn, keiner für das Land Gaster etwas bekomme; als Zürich, nach dem Beispiel von Schaffhausen, Straßburg und vielen anderen Städten, alle Ausfuhr, ja den Transit, jedermann ohne Ausnahme abschlug. Die Hungersnoth erschien in ihrer ganzen Furchtbarkeit nach dem üblen Ausschlag der ziemlich versprechenden Ernte; die Menschen, im unaufhaltsamen Hunger, hatten die Aehren von den Halmen roh gegessen. Also wurde zwischen den freundschaftlichsten Städten alles Verkehr aufgelöst; keinem Landmann war erlaubt, mehr als für einen Plappert Brod aus den Städten zu tragen; mancher zog zwei Meilen weit, um so viel zu bekommen. Glücklich das Hirtenland, wo Molken und Käse halfen; im Ackerland war etwas Kraut in Milch gesotten, seltenes Wohlleben; Brod



kam in manches Haus ein halbes Jahr lang nicht; das Land war voll dienstloser Knechte und Mägde; mancher starke Jüngling bot jeden Rest der sinkenden Kräfte um ein wenig Brod. Dieses Elend lehrte die Baseler, auf dem Petersplatz ein Kornhaus errichten. Weit aus Niederland hinauf und von Franken kam ihnen Korn, wenn Städte und Herren es nicht unterwegs mit Gewalt hinwegnahmen. Vergeblich erhielt Schwyz von dem neuen Römischen König einen Gebotbrief an Zürich. Der Hunger ehrt kein Gesetz; und Beding wurde zu spät gewahrt, daß er es mit denen, welche den Brodkorb hatten, eher nicht hätte sollen verderben, als nachdem er sein Land mit hinreichenden Magazinen versehen.

Die Pest 1439 (III, 9)

Als die Theuerung noch schwer auf dem Lande lag, und selbst in Borderösterreich der Hubmeister nicht wußte, woher man bis zur Ernte Brod nehmen wolle, erhob sich um Ostern die große Pest; entweder durch einen unseligen Ausländer nach Basel, dem Sammelplatz vieler Nationen, gebracht; oder durch ungewöhnliche Nahrungsmittel in der Hungersnoth einheimisch entstanden. Die Macht des Todes stieg mit der Hitze der Jahreszeit; sie ergriff weit und breit die eidgenössischen Städte und Länder: so daß zu Bern oft Eines Tages vier und zwanzig, zu Basel hundert Menschen starben; zu Zürich wenigstens der vierte Theil der damaligen Einwohner; viertausend zu Costanz. So daß, wo die Krankheit hinkam, kein Haus ohne einen Todten blieb;

und mancher muntere Jüngling, der die Aeltern morgens gesund verließ, um Mittagszeit dem Sacrament begegnete, das ihnen den letzten Trost gebracht; auch wohl, selbst schnell ergriffen, todt vor seinem Gott hinfiel. Also reichten die Todtengräber nicht hin, jedem seine Stätte zu bereiten, und waren kaum Träger und Fuhren genug, die Leichname eilends in die vielfassenden Gruben zu bringen. Da flohen viele vom Concilium (der Tod wüthete außerordentlich unter den Großen und geistlichen Herren); das Uebel ereilte sie, sie brachten es mit. Ein Held war, der auf dem Posten blieb, wo die Vorsehung ihn hinberufen; wie der Cardinal von Arles, welcher sprach: „lieber will ich mit Gefahr meines Lebens die Kirchenversammlung zusammenhalten, als mit Gefahr der Kirchenversammlung mein Leben retten.“ So sah er mit gerührtem unerschüttertem Blick den jungen vortrefflichen Pontanus, und neben ihm den ehrwürdigen Greis, den letzten Herzog von Tef, Patriarch von Aquileja, den besondern Schmerz jeden Hauses durch den allgemeinen ihres Verlustes vergrößern. Da zogen vierhundert Menschen von Basel mit Kreuz und Fahnen und Priestern aller Kirchen und Klöster zum Todtenmoos auf dem Schwarzwald; fünfhundert suchten Unser Lieben Frauen in den Einsidlen hülfreiche Hand; das Concilium, um sie durch Verehrung zu rühren, verordnete, ihre unbefleckte Empfängniß zu feiern.

Unter den vielen tausend Unschuldigen starben die Urheber der Unruhen nicht, der Anblick des mannichfaltigen Jammers der Menschheit besserte sie nicht.

Filippo Maria Visconti (III, 11)

Wo die offenen und verschlossenen Wasserkammern der südlichen Seite des Gotthardgebirges zehn Bäche zu dem Fluß Ticino vereinigen, der in hundertfältigem Sturz den erstaunten Reisenden, Val Tremola hinunter, begleitet; bald sanft, bald wild Livinen durchströmt, und, vergrößert mit vierzehn geringern Wassern, endlich noch bei Biasco den mächtiger rauschenden Gränzstrom Livinens, den Bregno, empfängt; dann schrankenloser, durch das offenere Riviera, zu oft verwüstende Fluthen führt; und endlich, mit rhätischen Flüssen gestärkt, durch den Paß von Bellinzona und durch schöne Fluren dem hellen Lago-maggiore zueilt; dort herrschte damals überall Filippo Maria Anglo Visconti, Herzog zu Mailand, einer der mächtigsten italiänischen Fürsten, so lang er gute Feldherren hatte. Francesco Bussone Carmagnola, welcher bei Arbedo durch vorzügliche Kriegskunst die Eidgenossen besiegt, hatte diese Gegenden aufs neue für den Herzog erworben; aber dieser Feldherr war nicht mehr: Hofneid hatte ihn gestürzt, und endlich war er von denselben enthauptet worden, mit deren Macht er sich an seinem Herrn gerochen. Der im Krieg und Frieden vortreffliche Francesco Sforza hatte ihn dem Herzog ersetzt; aber diesen hatte gleiche Erfahrung von der Macht des Neides und von der Schwäche des Fürsten eben auch bewogen, zu den Venetianern überzutreten, um den Werth eines Mannes von Einsicht und Muth dem hiefür empfindungslosen Herrn fühlbar zu machen. In der That war Filippo nicht blöden Geistes; vielmehr, wenn es die

Noth erforderte, besonders in jüngern Jahren, thätig und klug; ja gegen größere Fürsten edel; eben derselbe, sobald er die Verdienste eines Mannes nicht für ganz unentbehrlich in dem Augenblick halten mußte, zog schöne Jünglinge den geschicktesten Feldherren vor. Jenen, sobald er sie seinen Sitten gemäß befunden, vertraute er sich gänzlich, und brauchte sie zu allen Staatsachen; sie allein waren immer um ihn (seine Gemahlin lebte in einem andern Palaste, verschlossen); der Senat stand vor ihnen auf; ganz Mailand verehrte sie: Männer von eigenthümlicher, zumal militärischer Größe (wenn gleich er selbst sie anfangs erhoben) suchte er aus Mißtrauen in Entfernung zu halten. Je älter und schwerer er wurde, desto mehr schränkte Filippo sich in seinen Palast ein; daher endlich im Land jeder that, was er wollte, und sein Ruhm in Italien fiel.

Die Armagnaken (III, 11)

Zur selben Zeit fiel eine seit mehr als sechszig Jahren unerhörte Plage von Frankreich her über die vordern Lande, und bewegte, nebst Basel, viele eidgenössische Orte. Gleichwie wir gesehen, daß nach jener ersten großen Erschütterung, worin die Könige von Frankreich bei Crech und Poitiers gegen die Engländer unglücklich gestritten, der Herr von Couch aus den zusammengelaufenen Banden nach dem Krieg mit leichter Mühe jene Schaaren von 40,000 Mann bilden mochte, womit er bis an den Fuß unserer Alpen ge-

kommen; so glückten ähnliche Unternehmungen unruhigen Edlen jetzt, als für Frankreich eine Periode noch schlimmerer Kriege durch Friede mit Burgund und Niederlagen der Engländer nach und nach zu Ende gieng. Schon im Anfang dieser unglücklichen Zeit, nach Ermordung des Herzogs von Orleans, bildete der nachmalige Connetable von Frankreich, damals einer der besten Feldherren, Graf Bernhard von Armagnac, zum Schutz des Hauses Orleans, die von ihm genannten Schaaren der Armagnacs. Er selbst fiel in die Hände seiner Feinde, der Burgunder; und als das Volk zu Paris die Gefängnisse erbrach, wurde nebst des Kanzlers, der vornehmsten Obrigkeiten, vieler Bischöfe und einiger tausend angesehenen Bürger auch sein Blut aufrührisch vergossen. Die Rotten der Armagnacs blieben unter Johann, seinem Sohn. So lang die Gräuel des bürgerlichen und das Unglück des auswärtigen Krieges mit einander fortwährten, trieben sie ihr Handwerk, als tapfere Männer, die von ihrem Schwerte lebten. Als nach dem Frieden mit Burgund die Unterhaltung so starker Banden für den König zwecklos und lästig wurde, suchten sie dieselbe durch die Stärke ihres Arms, wo immer sie zu finden sein mochte, ohne Rücksicht auf Gesetze noch Schonung der Menschheit. Sie wurden von dem Volk Schinder genannt; die Provinzen zitterten vor ihnen. Sie gehorchten jetzt nicht mehr dem Grafen von Armagnac, sondern trieben viele Jahre, ohne Rücksicht auf ihn, ihr Wesen in den Landen, wohin der Vorwand seiner Fehden sie ursprünglich geleitet, und in vielen andern Gegenden.

Kaiser Friedrich III. (III, 11)

Friedrich von Oestreich, Sohn Herzog Ernsts, Enkel des bei Sempach erschlagenen Leopolds, war noch keine fünf und zwanzig Jahre alt, als er, nach Albrechts unerwartet frühem Tode, zum Oberhaupte des Deutschen Reichs erwählt wurde. Dem verstorbenen König wurde im fünften Monat nach seinem Tode Ladislaw, sein Sohn, geboren. Friedrichs Bruder, Albrecht, war um drei Jahre jünger, als er selbst. Der Herzog in den Vorlanden, Sigmund, war in seinem vierzehnten Jahr. Daher auch die erbländische Macht, unter mehr als einem Titel, in demjenigen Herrn zusammen floß, welchem die Krone des Reichs aufgetragen wurde.

Man erzählt von seinem Vater, daß er in der Kindheit seiner beiden Prinzen, um ihre Neigungen zu prüfen, viel Gold und Silber habe vor sie hinwerfen lassen; welches der älteste emsig, Albrecht gleichgültiger gesammelt, und jener bestens verwahrt, letzterer sehr bald wieder verschwendet habe. So verschieden waren sie in ihrem ganzen Wesen, daß Albrecht aus der alten Ritterzeit zu sein schien, deren Tapferkeit, Offenheit, Liebe zu lustigem Leben und Sorglosigkeit er hatte, Friedrichs ruhiger, durch keine Leidenschaften getrübtet Blick in allem auf das Wesentliche und auf die Zukunft sah. Von Jugend an setzte er seine Hoffnung auf Gott, und als wenn er hätte voraussehen können, daß er länger als alle andere Deutsche Kaiser regieren und alle seine Feinde überleben würde, erwartete er, in den wildesten Stürmen unerschüttert,

alles von der Zeit. Mit seiner langen Königsgestalt vereinigte er Ernst und Freundlichkeit; man wollte etwas undurchdringliches an ihm bemerken. Früh war er auf, zu seinem Gebet, hörte kniend seine Messe, hielt hierauf Rath, und, wenn er die Staatsgeschäfte unverdrossen abgethan, suchte er im Garten bei seinen geliebten Pflanzen unschuldiges Vergnügen; brausende Freuden liebte er nicht; selbst in dem Glanz, womit er seine Majestät umgab, sah er auf das Dauernde. Sein Grundsatz war, die gegen einander wüthenden Parteien austoben und sich einander selbst schwächen zu lassen, für die Größe seines Hauses die Gelegenheiten zu benutzen, wobei am wenigsten gewagt würde. Fast unbemerkt brachte er über sechszig verpfändete Herrschaften zurück.

Schlacht im Silfeld 1443 (III, 12)

Die Sonne stand hoch als die Eidgenossen durch das Korn zogen; sie blißte ihnen so in die Augen, daß sie in Erwartung, der Feind möchte dieses benutzen, ihre Ordnung stärkten. Die Hitze des Tages wurde ungemein groß. Die Züricher, welche das Scharmuziren den Reifigen überlassen, für sich selbst aber zwischen der Sil und Vorstadt eine fast unbeswingbare Lage nehmen sollten, hielten für schmachlich, den Feind nicht in offenem Felde zu bestehen. Die lärmende Menge verwarf den militärischen Plan. Sie legten sich diesseit des Flusses in Wiesen, welche sich zwischen Wiedikon und einer uralten Capelle St. Jacobs bei dem Siechenhause erstreckten, und von

einem lebendigen Zaun eingefaßt waren. In die Stadt sandten sie, auf daß Wein, Brod und Käse gebracht würde. Sie aßen, sie tranken, sie troßten, sie jauchzten. Den am Berg hinziehenden Feind bemerkten sie, und hielten dafür, daß er den Kampf nicht wage, sondern über Wiedikon hinaus, entweder gegen Aargau herab ziehe, oder auf den Gemeinweiden beim Hard lagern wolle, wo nicht unmöglich sein würde, ihn zwischen Limmat und Sil zu schlagen, und in die Wasser zu sprengen.

Einige Aufmerksamkeit erregte der bei Friesenberg sich herunterlassende Haufe der zweihundert Schwyzer: doch betrogen den Bürgermeister die rothen Kreuze, so, daß er sie für die Besatzung der Uetliburg hielt.

Ehe die Eidgenossen bis Wiedikon kamen, erzürnten die Neckereien der Reissigen eine ungeduldigere Schaar ihrer Mannschaft, so daß diese hervorbrach, jene zurückgeworfen wurden; sie wichen, streitend. Schnell bildete sich eine Säule, die mit größtem Nachdruck einen Stoß auf sie that, welcher sie in die Flucht schlug. Die Reissigen erstaunten, die Züricher diesseit der Sil zu finden. Diese, aus der Stadt unaufhörlich gestärkt (unvermögende Greise eilten, einmal eine Schlacht zu sehen, oder die Ihrigen aufzufrischen), breiteten sich, in scheinbarer Ordnung, über die Wiesen im Silfelde aus. Bei Annäherung des Feindes beteten die Züricher kniend, standen auf, und schossen, sobald jener zu erreichen war, durch und über den Grünzaun heraus. Wenn das Gefühl des Muthes weniger Störungen unterworfen wäre, die ein verständiger Feind oder Zufall herbeiführt, das Glück des

Tages wäre zweifelhaft geblieben oder theuer erkauft worden.

Viele Reifige aber hielten weder vor, noch auf den Flügeln, auch nicht hinter der Linie, welche bereit war sie aufzunehmen. Die meisten ritten über die Brücke, hingerissen von Schrecken, oder, wie Hallwyl und Rechberg, an gutem Ausgang verzweifelnd, und besorgt, wo nicht für die Stadt, gewiß für ihre Partei. Wie denn der österreichische Statthalter in vordern Landen, Markgraf Wilhelm, inner den Mauern von der Höhe des Lindenhofes den Begebenheiten zusah. In der That war auf den Fall, daß die Eidgenossen siegten, plötzlicher Sturz der österreichischgesinnten Regenten, Gefängniß, wo nicht Ermordung vieler Herren und Ritter eine wohl zu verzeihende Besorgniß. Doch sprang mancher streitlustige Ritter vom Gaul, und gesellte sich den Zürichern bei.

Sie schossen. Die Eidgenossen, welche die fliehenden Reifigen an dem Grünzaune herunter verfolgten, trafen endlich auf die 200 rothbekreuzten Schwyzer, die sich eben auch bis ganz zu hinterst in die Wiese und nach der Brücke hingezogen. Als diese sahen, wie jene vom Verfolgen in diesem Augenblick abließen, und, verabredetermaßen, zu gleicher Zeit hier unten in die Wiese drangen, als die Hauptbanner oben den Grünzaun zerhieben und niedertraten, erhoben sie plötzlich ein fürchterliches Geschrei „fliehe, Zürich, fliehe wer kann!“ Dabei wandten sie sich gegen die Brücke. Zwar erschienen jetzt die hinten aufgehefteten weißen Kreuze; ihre That aber war vollbracht, indem sie nicht nur durch Fluchtgeschrei den Muth ge-

brochen, sondern auch jetzt die Furcht hervorbrachten, sie möchten den Bürgern die Brücke ablaufen. In dieser Stunde fiel Schrecken auf das Heer; fernern Widerstandes wurde vergessen; wer konnte, verstaht sich; man drängte sich der Brücke zu.

In dieser äußersten Gefahr unterließ Rudolf Stüssi nichts von dem, was einem Ritter und einem Bürgermeister der Stadt Zürich anständig war; folgte nicht Hallwyl und Rechberg; vergaß, daß Reding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da unten alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben herein drangen, das ganze Heer der Züricher unaufhaltbar die Wiesen herab eilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Mordart, stellte sich mitten auf die Silberbrücke, rief mit erschütternder Stimme durch die Schaaren hin: „haltet, Bürger, haltet.“ Sie, taub, geblendet, fortgerissen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen; auch nicht nach ihnen; stand, ernst und fest, wie sonst im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth; im Anfang war der alte Hegenauer, jetzt Peter Kilchmutter, von Jugend auf seine Freunde (wie oft im Rath seine Stützen!) gefallen. Bei vierzig Reisige hatten vorzüglichen Muth mit ihrem Leben bezahlt. Schon war an St. Jacobs Altar Freiherr Albrecht von Buznang (vergeblich bot er große Geldsummen) ein Opfer feindlicher Wuth geworden. Jetzt fiengen die Feinde an, sich der Brücke

zuzudrängen. Ulrich Lommis, in diesen Nöthen die erste Hoffnung der Züricher, fiel; geflohen war der Bannermeister, um die Rennfahne zu retten. Als Tod und Noth überall hereinbrachen, Rudolf Stüssi aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, den Feind aufhielt, beleidigte er mit einem Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. „Bei Gottes Wunden, du bist an allem Jammer schuld“ rief dieser, hob den Speiß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung rasselte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lütthard von Merischwanden im Lucernischen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit seiner Hallbarde ihm den Todesstreich beigebracht haben. Groß war Stüssi's Tod; er starb in seiner Pflicht.

Indeß der Bürgermeister, in seinem Blute liegend, lang und hart mit dem Tode rang, rannten einige hundert Feinde (über die Leichen vieler gefallenen Züricher, auch wehrloser Greise, die nicht schnell genug fliehen konnten) über die Silbrücke in die Vorstadt und an die Thore. Hier an dem wohlverschlossenen Thor, an der aufgezogenen Fallbrücke, verlor mancher Bürger sein Leben, bis das klägliche Geschrei die inneren bewog, aufzuschließen. Mit den Fliehenden kamen Feinde herein. In der Stadt entriß der Landschreiber von Glaris dem Bannermeister von Zürich die Rennfahne und tödtete ihn. Wie als vor tausend Jahren die wilden nordischen Völker mit Flammen und Schwert durch die Thore des althelvetischen Thu-

rifum stürzten, nicht geringer war der Schrecken dieser Stunde, da das Gerücht halb wahr, halb falsch, durch alle Gassen den Tod des Bürgermeisters, die Niederlage des Volks, die Eroberung der kleinen Seite verkündigte. Da sah ein Bauer von dem benachbarten Rüfnach den Stadtschreiber Michel Graf durch die Gassen rennen, rief „das hast du mit deinem nichtswürdigen Schreiben gemacht, du mußt hier auch „sterben“ durchstach ihn; er fiel, freilich zu spät.

Als die ausländischen Söldner über die Limmat nach den jenseitigen Thoren, viele aber aus der größern Stadt hinwiederum dem nothleidenden Volk in der kleinen zueilten; viele ihre Thüren sperrten, und vergaßen, der Stadt Thor vor dem einbrechenden Feinde zu schließen, ermannte sich ein Weib, des Namens Zieglerin. Sie ließ den Schoßgatter herab. Als der Landschreiber von Glaris mit anderen sich eingeschlossen und das Leben verloren sah, reichte er die gewonnene Kennfahne einem seiner Landsleute durch den Schoßgatter zu; starb hierauf.

Jetzt sahen die Züricher, daß die Noth von dem Gerücht übertrieben worden, schlugen die Thore zu, ließen die Fallbrücke fallen, eilten auf Thürme und Mauern, schossen aus Büchsen und Handgewehr in die nahen und entfernteren Feinde, nicht ohne Erfolg.

Diese waren in den Gassen der Vorstadt beschäftigt, Erschlagene auszuziehen; indeß Glarner, von des erschlagenen Bürgermeisters Verwandtschaft, ihn, gemeiner Eidgenossenschaft Feind (nur als den betrachteten sie ihn) von der Silbrücke hinter einen Zaun schleiften, entblößten (er soll noch geathmet haben),

mißhandelten, hierauf mit dem Fette seines Bauchs ihre Schuh, Stiefeln und Spieße schmierten, ihn endlich, nachdem sie sein Herz zerbissen, und einander lang schimpfweise zugeworfen, in unzählige Stücke zerhauen in die Sil zerstreuten. Diesen Ausgang nahm Rudolf Stüssi, der ein großer Mann hätte sein können, wenn er für das ganze Vaterland gedacht hätte, wie für seine Stadt. Sein Bild, wie er, noch verehrt und gefürchtet, an dem Morgen dieses Tages, zum Streit für Zürich, stolz auszog, mit Panzer, Schwert und Kolben, seiner Kriegshaube und seinem Bart, steht noch zu Zürich.

Hierauf wurde die Vorstadt geplündert, alle zwischen der Sil und der Stadt Graben stehenden Häuser, nebst St. Stephans Kirche, die Dörfer Wiedikon, Nieden, Altstetten, das ganze Silfeld vom Hard bis hinauf nach Kilchberg, verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen sitzend, den Rücken erschlagener Feinde zum Tisch, zechten die Helden, und sahen den Brand. Das ist Bürgerkrieg.

Kriegslied (IV, 1)

Zur selbigen Zeit bemühte sich der Jüngling von Isenhofen, dessen Vater in vorderösterreichischen Diensten gestanden, die teutschen Kurfürsten, Fürsten und Herren durch ein vaterländisches Lied wider den allzu unternehmenden, zu weit gehenden Stolz der schweizerischen Bauern, wider die durch sie verblendeten Berner, das bereicherte Basel, das ungetreue Aargau, für den König, den sie gewählt und welchen diese ver-

achten, für das Recht, welches sie geboten und welches die Schweizer einem Privatrecht nachsetzen, und für ihre eigene Sache zu einem heftigen Krieg anzuzufammen. Er ermunterte die Städte Zürich und Winterthur, lobte Rapperschwyl, hoffte nicht viel von den andern Städten, desto mehr von dem Erfolge. Dergleichen Mittel erregen die Leidenschaften einer Nation oder Glaubenspartei.

Schlacht bei St. Jacob an der Birs 1444 (IV, 1)

Als den Schweizern von Liestal Nachricht kam, der Feind liege auf dem Münchensteiner Felde, bewegten sich alle Gemüther und entbrannte unaufhaltsam die Begierde nach Waffenthat. Die Hauptleute trugen der Kriegsgemeinde vor, „ob man aufbrechen, „oder den Feind erwarten wolle? Beides, mit vereiner Kraft, könne gelingen. Ob nicht klug und „rühmlich sei, bei dem weitgebrachten Belagerungs- „werk, dessen Vereitelung der Zweck dieses mächtigen „Heerzuges sei, auszuharren, und, wenn nicht schon „dadurch der Feind von dem Entsatze abgeschreckt würde, „der überlegenen Macht in dieser engern Gegend von „mannichfaltigen Höhen mit Vortheil zu begegnen?“ Da erhob der gemeine Mann wildes, mißbilligendes Geschrei: „Der Schweizer lasse es nicht darauf an- „kommen, ob der Feind schlagen wolle. Wie wenn „dieser einen andern Weg nähme! Wie wenn er ab- „ziehen sollte! Welche Schmach die Schlacht vermie- „den zu haben!“ Das Getümmel stieg zur Wuth;

die Hoffnung die Menge zu leiten verschwand. Die Belagerer Farnsburgs waren der Thatenlosigkeit überdrüssig; die sechshundert wollten in das Lager vor Zürich zugleich den Tag ihrer Ankunft und einen Sieg melden; die Liestaler und Wallenburger den Feind von dem Eingang der Thäler entfernen. Also (wie gemeiniglich, wenn der Wille der Menge das Dafürhalten der Vorsteher überstimmt) wurde ein Mittelweg ergriffen, daß die neuangekommenen und neunhundert aus dem Lager, in der Nacht, hinab nach Prattelen ziehen, die Macht und Lage des Feindes erkundigen, ihn versuchen, ein förmliches Gefecht vermeiden, und wenn man sie lockte, in keinem Falle über die Birs gehen sollten. Sie, muthbrünstig, auf; zogen eilends; stießen bei Prattelen auf einen Vorposten von hundert Pferden.

Früh, des Morgens um acht, an dem sechs und zwanzigsten Tage des Augustmonates, in dem vierzehnhundert vier und vierzigsten Jahr, kamen in dem Felde vor Prattelen die Armagnaken und über andert- halbtausend Schweizer an einander. Noch nie hatten diese und die Franzosen in offenem Feldstreit wider einander ihre Art und Kunst geprüft. Die Schweizer kamen nicht unerwartet. Zeichen von Farnsburg und schnelle teutsche Reiter, die für den Marschall Graf Dammartin bis hinauf nach Selingen lagen, unterrichteten von ihrem Zug und ihrer Zahl. Er der Marschall, hervor nach Prattelen; entwickelte diese Division, ordnete hundert Pferde, die Feinde zu locken, andere um jene zu unterstützen, andere um dem Feind in die Seite zu fallen. So erwartete sie Dammartin

auf den Wiesen. Sie kamen; Anton Rüss, Heinrich Matter und Hemmann Seevogel ordneten. Allein der Geist des Streits ergriff das Volk. Nachdem die hundert leicht umgeworfen worden, rannten viele an den Zeug; er war bedeckt; sie sprengten die Bedeckung. Sie drangen mit einer so fürchterlichen Gewalt und Kraft ein, daß die Kunst zu schanden wurde, und der Marschall das einige Heil in der Uebermacht erkannte. Da er sich mit beträchtlichem Verlust in die Stellung bei Muttenz zurückzog, da er mit verdoppelter Macht und auf verschanztem Boden jetzt wieder stand, vermochte weder dieses, noch die Ermüdung des Marsches und der That, die Eidgenossen dem Befehl ihrer Hauptleute gelehrig zu machen; und (sintemal Wunder thut, wer die Kraft hat es zu wollen) sie warfen mehr tausende, als sie selbst hunderte hatten, in die Flucht, über die Birs. Sie sahen von der Höhe das weit umher mit Todten bedeckte Feld; das nahe Basel, wohlbesetzt; der Staub der Flucht verdunkelte, was jenseits vorging; sie noch vollzählig, prangend mit erbeuteten Bannern, Pferden, Cassen, Wagen voll Proviant, voll Munition, siegestrunken, außer sich, waren unaufhaltbar, wollten über die Birs, jenseit welcher sechshundert Mann sie zu reizen schienen.

Die Schaaren des Marschalls, den Feind bewundernd, doch getrost auf die weit überlegene Zahl und auf die Anstalt ihres Führers, hielten, in Vereinigung mit dem Gewalthaufen des Dauphins, nicht weit von dem Wasser. Der Feldherr sandte achttausend Mann auf die der Stadt nahe liegenden Höfe Gundoldingen und nach St. Margarethen, damit nicht die

Besatzung durch Ausfall oder Vereinigung die Kräfte des Feindes erneure oder ihn in die Stadt rette.

Als der Anfang dieser Bewegung von den Thürmen bemerkt wurde, sandte Basel Fritz den Straßburger, einen Söldner, den Rhein hinauf; bei dem Ausflusse des Birs schwamm er durch, stahl sich zwischen Rohr und Weiden unbemerkt hin, kam zu den Schweizern und warnte sie. Zugleich zogen dreitausend Mann, Bürger von Basel (alle wurden Bürger, welche in dieser Noth der Stadt ihr Leben weiheten), unter den Ehrenzeichen der Zünfte, in der Meinung aus dem S. Albans Thor, daß die Schweizer zu ihnen stoßen und in die Stadt kommen möchten. Diese Absicht wurde durch Freunde und Feinde vereitelt.

Sobald der Ausmarsch der Bürger von den Feinden bemerkt wurde, nahm ein Theil ihres linken Flügels eine solche Richtung, wodurch sie von der Stadt möchten abgeschnitten werden. Als dieses die Thurmwächter sahen, erhoben sie lautes Geschrei, vervielfältigten die Wahrzeichen der Gefahr, ritten und liefen Boten, und mahnte Hanns Not, Ritter, Bürgermeister, bei Pflicht und Eid, für die Erhaltung gemeiner Stadt die Bürger zurück. Als bereits große Noth die Eidgenossen drängte, zogen jene traurig in die Stadt.

Auf der Höhe an der Birs erinnerten die Hauptleute an den vor Farnsburg beim Abzug erhaltenen Befehl; zeigten, daß Mäßigung die Thaten des Tags kröne, daß das Geschehene, daß der Vortheil der Stellung den Feind abhalten und möglich machen werde, Verstärkung zu erwarten; redeten zu den Schreibern

ernstlich, und forderten Gehorsam bei Ehre und Eid. Vergeblich. Wie getrieben von unversöhnten Schatteten der bei S. Jacob an der Sil Mißhandelten, der bei Greifensee Ermordeten, rannten die Haufen stürmisch in die Birs, um vor der Mündung des feindlichen Geschüzes und im Angesichte der unzähligen Schaaren am andern Ufer hinauf zu klettern.

Die ganze französische Artillerie brannte los. Hanns von Rechberg, Ritter, mit sechshundert teutschen Reitern; nach ihm achttausend schwere Pferde, die ganze Macht der Armagnaken, der Heerhaufe Ludewigs, drang, brach, sprengte mit äußerster Gewalt in die Reihen der Schweizer, welche, da sie durch die Birs, über S. Albans Teich, bei S. Jacob hinauf, nicht ohne Verlust gekommen waren, jetzt vergeblich trachteten, sich wieder zu formiren. Denn die Schaaren wurden dergestalt getrennt, daß fünfhundert Mann auf eine Aue zwischen den Wassern herabgedrängt und sofort umringt, die übrigen genöthiget wurden, mitten durch die Feinde einen Weg nach Basel zu suchen. In diesem Augenblick, wie wir voraus gemeldet, wurden die zuziehenden Baseler gezwungen, sich eilends in die Stadt zurückzuwerfen, indem die ausländischen Schaaren, denen die Plünderung von Basel versprochen war, mit erkaufte Knechten, welche die reichen Häuser kannten, von St. Margarethen herab nach dem Thor in vollem Anzuge waren. Dieser Hülfe beraubt, ermüdet vom Marsch, ermüdet vom Siegen, des Todes gewiß, entschlossen, unbezwungen, bemächtigten sich die fünfhundert des Gartens und Siechenhauses bei St. Jacob: so daß diese, eingeschlossen, jene auf der

freien Aue, in verschiedener Lage gleich offenbar verloren waren.

Der Dauphin, der ihre Tapferkeit ehrte, und viele französische Feldherren, überzeugt, daß keiner ungebrochen sterben würde, wünschten durch Capitulation den Weg zum Frieden zu bahnen. Da fiel der österreichische Ritter Peter von Mörnsberg dem Marschall von Dammartin zu Füßen, flehentlich erinnernd, wie er versprochen, keinen zu schonen. Dieses redete er aus übergrößer Erbitterung des Adels gegen die Bürger und Landleute, und in dem Wahn, daß es die Schweizer demüthigen werde.

In allen Häusern der Stadt Basel (man sah die Gefahr) war Wehklagen über die Unmöglichkeit eintiger Hülfe. Die Eidgenossen, auf der Aue, auf dem Kirchhofe, vergaßen jeder sich und die er sah, über den Schmerz, den Ort und die Noth seiner Kriegsgesellen nicht zu wissen. Wohl bedauerte mancher das durch blinde Kühnheit verschmerzte Glück des Tages; andere, am Eingang der ernstesten Ewigkeit, warfen auf manche übermüthige That des verschwindenden Lebens reuigen Blick. Aber alle Empfindungen überwand das Gefühl der Hauptpflicht, in jeder Stunde, besonders der letzten, auf dem angewiesenen Posten Mann zu sein. Helden ergeben sich unter Gott; gewöhnliche Menschen meinen, durch Niederträchtigkeit dem Schicksal zu entweichen.

So, um sich sorgenfrei, zum Tod entschlossen, schlugen die bei St. Jacob (glücklicher als die, welche auf der offenen Aue bald umringt, aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten worden), den

dreimal erneuerten Sturm dreimal ab; zweimal fielen sie heraus, mit übermenschlicher Anstrengung Verderben und Schrecken verbreitend; so daß der Feind erstauensvoll wich, bis, entflammt durch Vorwürfe des teutschen Adels, der Johanniter Hochmeister und viele andere bei Hofe und im Heer ausgezeichnete Große die entscheidende Unternehmung von allen Seiten mannichfaltig versuchten. Hier wurde durch die französische Artillerie die Mauer des Gartens am Sieschenhause, der Eidgenossen Schutz, bis auf den Grund niedergeworfen; indeß hinten die Franzosen teutschen Rittern hinüberhalfen, diese den Thurm, dessen Treppe die Schweizer abgeworfen, die Capelle und das Sieschenhaus anzündeten, und von allen Seiten die Armagnakische Reiterei, durch Verlust und Befehle zum Fußstreit genöthiget, in unwiderstehlicher Anzahl hereinbrach. Neun und neunzig Mann, von ihren Brüdern durch die Flamme getrennt, wurden in dem Gewölbe des Kellers nach vielen Wochen erstickt und ausgedörret, an Mauern stehend angetroffen. Alle übrigen, in der Todesnoth Löwen, gefühllos für den Schmerz der Wunden, für die Schwere der an ihnen hängenden Pfeile, lang selbst die Entkräftung der Verblutung besiegend, stachen, schlugen, schossen, rechts, links, mit Pfeilen aus ihren eigenen Wunden, der mit nur noch Einer Hand, der nur noch auf die Knie, der auf den Arm gestützt, also, daß keiner ohne die Gesellschaft fünf oder sechs todt herumliegender Feinde sich dem Tod unterwarf, und um den halbentseelten Leichnam anderer, die weit voraus bei dem Feind gefallen, der selbst verwundete Freund, welcher ihn zu-

rück trug, wie eine Gasse von Erschlagenen machte: so daß nach zehnstündigem Gefecht, außer zehn Mann, welche bei dem Uebergange der Birs unter dem ersten Losbrennen des feindlichen Geschüzes der Zufall getrennt und gerettet hatte, alle bei St. Jacob und in der Aue gestandenen Eidgenossen, eilfhundert und neunzig Mann, schwer verwundet oder todt auf der Wahlstatt lagen, das Feld aber von Prattelen herunter bis an die Orte der letzten Noth mit eilfhundert Pferden und achttausend Todten bedeckt war. Dort fielen bei Jost Reding, ihrem Hauptmann, des Landammanns Bruder, die Männer von Schwyz; zehn athmeten noch, einer hatte das Herz, die Kriegsgesellen zu überleben, keine Wunde rechtfertigte ihn; so lang er lebte, war Haß und Schmach sein Loos. Dort wurde von Rudolf Metstalers Blut der Glanz der Perlen seines Doppelkreuzes verdunkelt (oder erhöht!). Bei ihm, dem Hauptmann, dem Eidam Jost Redings, des Landammanns Tschudi väterlicher Tugend nachstrebender Sohn, und, nun dem Hauptmann ausgesöhnt, Ulrich Loriti, der vor dem Uebergange der Birs seine Mäßigung Feigheit genannt; unter allen von Glaris anwesenden Landleuten und Söldnern schöpfte nur Werner Nefli (des verdienten Geschlechtes von der Kilchmatten) siebenfältig verwundet, noch schweren Athem (starb nicht, lebte in hohes Alter als Zeuge der That und Haupt seines Volks). Muthig wie er auf Tagen die Landessachen geführt, fiel mit seiner Schaar der Hauptmann von Uri Arnold Schik; zwei Zweyer von Erebach, drei Imhose von Blumenfeld, Brüder im Leben, lagen auch auf der Wahlstatt

ungetrennt. Es fiel unweit Hanns Matter, Feld-
 hauptmann der Berner, nun gerechtfertiget Hemmann
 Seevogel, mit sechshundert jener, dieser mit den
 Männern von Liestal und Wallenburg; der Jüngling
 Merian, der junge Andreas Falkner, der Freiheit
 Freund, obwohl adelich geboren; aber Burkard Ehren-
 fels hatte nicht das Glück, mit seinen Freunden zu
 sterben. Es waren auch zweihundert und sechszig So-
 loturner unter den Todten. Getröstet starben die Un-
 terwaldner nach gerochenem Völkerrecht; der Feind
 hatte ihren Laufer erschlagen, durch den sie, als er
 einbrach, mit offenem Fehdbrief ihre Ehre verwahret.
 Dieses thaten ohne Zweifel teutsche Adelige, die ohne
 Gefühl für das Verdienst, ja für wahren Adel, und
 nicht nur für die unschuldigen Geschäfte, selbst für
 den Heldemuth der Schweizer, sie als Bauern ohne
 Anspruch an Menschenrecht glaubten: Wie denn Hanns
 von Rechberg mehrere erstochen haben soll, die auf
 sein Wort ihre Waffen abgelegt, und andern verwun-
 det schmachtenden die Kehle gebrochen. Da ritt Bur-
 kard Mönch von Landscrone, einer der vornehmsten
 Unterhändler des Kriegs, Führer der Fremden (doch
 nicht in die Schlacht; während der er, beobachtend,
 in der Borburg zu Münchenstein blieb) mit andern
 Rittern und Edlen zwischen und über die gewaltigen
 Leichname einher, erblickte den Todeskampf eines Hel-
 den, vermeinte mit Hohn ihm den letzten Augenblick
 zu verbittern, und rief, auflachend, unter die Adeli-
 chen: „Wir baden heute in Rosen!“ Der Zorn er-
 neuerte das Leben; „friß eine der Rosen!“ rief der
 sterbende Held, schleuderte stark und richtig, und (in-

dem der Ritter das Bistier herabgelassen) der Stein zerquetschte ihm die Augen, die Nase, den Mund; blind und sprachlos sank Herr Burkard; litt, bis am dritten Tag der Tod die Schmerzen endigte, und kam nicht in das Grab seiner Väter.

Allein der Dauphin Ludewig (in solchen Dingen über Vorurtheile erhaben, und gewöhnt, die Menschen nicht nach Namen und äußerlichen Zufällen, sondern an sich und nach der Brauchbarkeit zu schätzen, und über die Begebenheiten des Augenblicks die Möglichkeit veränderter Verhältnisse nicht zu vergessen) schwur, solche Männer nie gesehen, und nie einen Sieg erhalten zu haben, wo er nicht nur eigenen zahlreichern Verlust, sondern den Untergang des Feindes selbst bedauern müsse. Denn Dammartin, Sancerre, alle Heerführer und Räte, und die Väter und Geschäftsmänner des Conciliums zu Basel, wie alle das Schicksal verschiedentlich von den Enden Europens an diese Orte versammelt, stimmten in Bewunderung der schweizerischen Helden überein: so daß ihr, von schwäbischen Rittern vergeblich geschmäheter Name in fernen Landen groß geworden.

Dieß ist der Tag bei St. Jacob an der Birs, welchen ausländische Geschichtschreiber der Thermopylen-schlacht gleichgehalten, ja vorgezogen haben. In der That fieng er mit Fehlern an, die nur dieser Ausgang gut machen konnte; denn da die erste Unvorsichtigkeit dem Feind zu einem Siege und in das Vaterland den Weg bahnte, warfen sie ihre Leichname wie zu einem Bollwerk auf, welches mehr als die stärkste Mauer abschreckte; ja es ist an der Birs glormwürdiger gestor-

storben, als an der Sill geseiget worden. Ist ist das Glück der Uebermacht, so ein Wille aber nur der Tugend gegeben. Daher alle freie Völker in Gefahren der Unabhängigkeit von den Helden an der Wirs das Beispiel der Unbezwingbarkeit anzunehmen haben. Wenn wir einmüthig so zu sterben gewußt hätten, so würden die eine üble Rechnung gemacht haben, welche gekommen sind, uns zu plündern.

Von der alten Schweizer Denkungsart und Kenntnissen (IV, 4)

Der Ursprung aller Geistesbildung und Gelehrsamkeit verliert sich in dunkles Alterthum, dessen Ueberlieferungen barbarische Völker mündlich fortgepflanzt, andere schriftlich aufgezeichnet, jene geglaubt, diese geprüft und bewunderungswürdig bearbeitet, beide verschiedentlich entstellt, große Männer aber von Zeit zu Zeit, hin und wieder, auf lange hinaus, erneuert haben. Dieses Schicksal hatten die Begriffe von Gott, von dem Ursprung und Gang der Welt, von dem, was wir sind, sein sollen, und werden.

Was im allerersten Augenblick, als auf einer von Kaschemiriens glücklichen Auen, oder auf einer gesunden Höhe Tibets der Funke göttlichen Geists in einen Erdkloß fuhr, der Mensch in seiner Seele gefunden, wie er es mitgetheilt; wie oft seitdem die Sonne aufgieng, und die lange Arbeit seines Geschlechts, die Art und Folge der Weltveränderungen, und die Zahl der Völker, bis in die Zeiten, von deren

Gestalt durch morgenländische Lieder und kaum kennbare Symbole etwas vernehmlich wird, wer vermag, das zu ergründen! Aber nicht das Inventarium, sondern die Benutzung des Ererbten macht das Glück eines Mannes; eben so bestimmt allein weise Anwendung oder Vervollkommnung des angestammten Ideenschazes den Werth und Ruhm eines Volks. Die ewige Ordnung ist, daß der Geist den Körper beherrsche. Die geistreichste Nation war immer die erste; bis da sie sich vernachlässigte, das Uebergewicht an eine stärkere fiel. Auch dann überwältigten die Reste ihrer Geistesarbeit den rohen Sieger; der politische Untergang vernichtete ihren Namen und ihren Einfluß nicht; wo Licht und Feuer, da ist Leben.

Alle transalpinische Gelehrsamkeit ist von den Römern, die römische von den Griechen, von den Hebräern, bei welchen beiden Völkern sie sich in unbekanntere Zeiten verliert. Moses und Homer sind keine Elementarschriftsteller; ihre Werke tragen einen Stempel der Vollendung, als Resultate mannichfaltigen, frühern Fleißes. Ohne bekannte Vorgänger, ohne unmittelbare Nachfolger stehen sie in einsamer Majestät da. Eben so bewunderungswürdig ist in dem ältesten griechischen Geschichtschreiber die nach ihm unerreichte Vollendung der Kunst seiner Anlage und seines Vortrags und jene Fülle wahrhafter, wichtiger Nachrichten, deren Gehalt bei jeder neuen Untersuchung steigt. So unterrichtet und geleitet, unter dem glücklichsten Himmel, im Schoße der freigebigsten Natur, voll Sinn für alle Arten ihrer Schönheit, in zwanglosen Verfassungen und Sitten, ausnehmend geschickt in Ver-

edlung eines jeden Stoffs, und der Bruchstücke fremder Weisheit, bildeten die Griechen ihre Litteratur, Rom und unsere Lehrerin und Lust, aller menschlichen Weisheit vortrefflichste Schule. Höher, weit rauher, nicht so mannichfaltig, eben so wirksam, war israelitische Art und Kunst. Durch eine mehr als tausendjährige Sammlung von Originalwerken lehrte sie, daß der Selbstständige allein Gott, hierauf milder, daß Er Erbarmung und Liebe ist. Rom, der Welt Königin, hatte (in Ermangelung des den älteren Völkern eigenen Ueberlieferungsstoffs und des feinern Griechensinns) eigenthümliche Weisheit in dem ihr von dem Weltgenius angewiesenen Geschäfte der Weltregierung. Was dem Religionsbedürfniß die Bibel, was der Menschenbildung die Griechen, das wurde Roms Gesetzgebung für Anordnung bürgerlicher Gesellschaft, nicht ein Werk ein für allemal, nicht eine der Bervollkommnung unbedürftige Vorschrift, oder ein Markstein, der die Fortschritte des Geistes begränze; aber Wegweiserin, Vorbild, Arbeitsthema, eine Säule zur Anknüpfung des leitenden Fadens. Denn, so drückend, hemmend, endlich entweder betäubend oder unerträglich, das Herumtreiben in einertei Kreise ist, so mißlich ist der Weg zwischen schauerlichen Abgründen ohne andere Leitung als trügerische Irrwische der Phantasie. Bei der Kürze des Lebens ist gut, zu haben, wovon man ausgehen könne; da dem größten Theile der Menschen zu eigenem Gehen wo nicht Kraft, doch Muße fehlt, so ist gute Haltung wünschenswerth, diese aber in den Vorarbeiten zu finden, wodurch seit so vielen Jahrhunderten in Europa blühende Staaten und nicht

mir trostbedürftige Menge, sondern auch höherer Geistesgenüsse empfängliche Männer befriediget, oder weiter geführt worden sind.

Als durch die Folge tyrannischer Verwaltung die Herrschaft Roms nach langer Entkräftung untergieng, begnügten sich die Sieger mit gewissen Bruchstücken der alten Weisheit, welche im ersten und zweiten, im alten und neuen Rom und einigen geweihten Winkeln der Erde erhalten und ihnen, obwohl unvollkommen, vorgetragen wurden. Da ereignete sich, daß das Religionsbuch allem Volk Summe des Wissens und Vorschrift ward, und bei dem Uebertritte der neuen Staaten aus germanischer Einfachheit in künstliche Formen das Gesetzbuch zu Hülfe genommen wurde, ehe bei erreichter Fülle eines gewissen Wohlstandes Gefühle feiner Bedürfnisse entstanden, und Litteratur sich dem Ideenkreise anschmiegte.

Die Erziehung des Nordens bekam durch zwei Umstände einen Aufhalt.

Im alten Süd war die Weisheit, entsprossen in Hainen der Stammältern, in freier Natur, ohne Zwang, hoch wie Libanons Ceder, oder wie die holden Blumen des jonischen Gartens, lieblich erwachsen; eine Frucht der schönsten Stunden großer Volksbefreier oder froher Weisen. Unsere Väter, über den Trümmern einer verwüsteten, verdorbenen Welt, empfiengen für den rauhen, hohen Gesang ihrer Heldenzeit Lehren, die, ihren Geschichten, Landen und Begriffen fremd, durch Schrecken dieser und jener Welt aufgenöthiget, aber durch keine Zuchtmeister so einheimisch wurden, als wenn sie bei ihnen erwachsen wären.

Doch, die ausländische Religion und Gesetzgebung hatte in der Natur, Erfahrung und den Bedürfnissen gute Gründe. Sie konnte dem Verstand unserer Väter faßlich, und ihren ideenarmen, offenen Seelen eingepfropft werden. Aber die eine und andere wurde von den Lehrern selbst nicht verstanden. Die christliche Lehre, deren Hauptsumme, Vertrauen auf Gott und Liebe der Menschen, dem edlen Held so gut als dem Tagelöhner gefallen mußte, lag unter einer Last außerwesentlicher Bestimmungen, worüber der Gesichtspunkt des Stifters, bald nachdem er die Welt verließ, vergessen ward. Die meisten Lehrer, ohne ästhetische Bildung, für den Geist morgenländischen Alterthums und der Reformation Jesu ohne Sinn, und in völligem Widerspruch mit der Natur, suchten Größe in Uebertreibung. Eben so irrig wurde die Auslegung des Rechts, durch die Unkenntniß des echten Lateins und römischer Geschichte. Ueberhaupt (was zur Warnung dient) waren viele Gelehrte der mittlern Zeit an Geist und Fleiß den größten aller Zeiten gleich, aber ohne wohlthätige Wirkung für Zeitgenossen und für die Nachwelt verloren, weil sie für bodenlose Tiefen selbstgemachter Theorie den Weg der Erfahrung und Beobachtung verließen, und unbekümmert um den Sinn der Verfasser, aus Texten der Schrift und des Rechts herausfolterten, was ihnen gefiel.

Alle diese Hirngespinnste, ohne Grund im Alterthum, ohne Verhältniß zur Gegenwart, gaben weder guten Stoff für Wissenschaft, noch gesunde Nahrung für bildungsbürftiges Volk. Die Gelehrten und die Menge (die Werkmeister und die Materie, die Lehrer

und die zu belehrenden, Leib und Seele) wurden sich fremd; jeder Theil, ohne auf die anderen zu achten, gieng seinen Weg, und keiner führte zu Weisheit und Glückseligkeit, sondern durch düstere Schatten in haltungslose Luftreviere, oder in Wildnisse roher Sinnlichkeit. Hiedurch geschah, daß, obwohl endlich nach und nach richtigere Bahn getroffen worden, die Kenntniß dessen, was jeder ist, sein soll und werden kann, selten blieb. Darum hielt man einerseits Fehler, Mißbräuche, Lügen, das Böse, für Grundfesten der Gerechtigkeit, Wahrheit und Sittlichkeit. Andererseits blieb die vernachlässigte Menge schmeichelnder Verführung preisgegeben. So wurde das gemeine Wesen von ganz Europa (der für Menschheit und Nachwelt kostbare Schatz alter und neuer Sicherheitsanstalten und Bildungswerkzeuge) in äußerste Gefahr gebracht.

Bei den alten Schweizern, im Anfang der Freiheit, war lesen und schreiben etwas nicht gewöhnliches; die Erfahrungen und Erinnerungen der Väter kamen (wie die Druidenweisheit oder wie Homers Gesänge) ungeschrieben auf die Enkel. Ruhiges Hirtenleben auf einsamer Alp, in reiner Luft, unter höherm Sternenglanz, und Erscheinungen großer, wunderbarer Natur, das war ihre Schule. Diese Abgeschlossenheit ist nicht fähig, neue Begriffe zu erzeugen; desto fester hält man auf angestammte. Sie durchdringen die Seele. Daher wurde für die ursprüngliche Freiheit und Brüderschaft bei weitem am tiefsten zu Schwyß gefühlt. Dieses gab ihnen den Stolz, gerecht und wahr zu seyn. Die Ehre des Nationalnamens ist zuerst im Hirtenlande empfunden worden. Dieses Selbst-

bewußtsein machte sie den Feinden zum Schrecken und entzündete nicht allein in den Glarnern, in den Appenzellern und in Hohenrhätens rauherm Volk die Begierde, mit ihnen und wie sie zu sein, sondern gab in Europa der kleinen Schaar Namen und Rang. Schwere auswärtige Händel überließen sie den Landeshäuptern; in inneren Anordnungen, in öffentlichen Verträgen bewiesen sie Vorsicht, Ueberlegung und Bieder Sinn. Froh stiller Unabhängigkeit in der Alp, ohne andern Ehrgeiz als wessen Heerde die schönste, wessen die Königin der Heerde sei, von ihrem freundlichen, dankbaren Vieh wie wohlthätige Götter geliebt, verlachten sie der Stadtleute unwissende Verachtung des Hirtenlebens und stellten Fremden die vergnügliche Alpenfahrt schauspielsweise gern vor. Wenn auf einem prachtvollen Tage, wie dort in Costanz, vor den Augen der Großen des Reichs, die Ruh bei dem Anblick der Gesandten von Schwyz in gewohnte schmeichlerische Freude ausbrach, so vergaben sie der Unbekanntschaft mit ihrem Lande die Verwunderung, die Urtheile, welchen der Hirt überall, allezeit ausgesetzt war. Ihre kraftvollen riesenmäßigen Körper, an welche die feindlichen Helden und Gelehrten erstaunt hinaussahen und die der Herzog Visconti wie Naturwunder betrachtete ihre Wuth, ihr Stoß in der Schlacht und ihre unüberwindbare Freiheit bewiesen, daß weder die weibisch geglaubte Hirtenarbeit noch Unmäßigkeit sie entmannte.

Dennoch waren die Schweizer und Schwaben, zum Theil wegen der Sitteneinfalt, welche nichts verbarg, vor den meisten damaligen Völkern als die bekannt,

bei welchen die Uebertretung der Keuschheitsgebote am häufigsten vorkomme; so daß die Sterndeuter es aus Constellationen zu erklären sich bemühet. Die Ursachen lagen in ihrer Kraftfülle, der Nahrhaftigkeit ihrer Speisen und in ihrer Denkungsart. Unredlichkeit, Verleumdung und Uebervorthellung schienen sündhafter, als eine Befriedigung des sich selbst verzehrenden Triebes. Uebertretungen dieser Art schienen leicht abzubitten; wenig wurde dawider geprediget. Bei dem vielfältigen Kampf sehr unvollkommener Geseze mit dem Gang der Natur begnügten sich die Sittenlehrer, daß Unstand beobachtet wurde; Könige und Fürsten, Bischöfe, Aebte, Geistliche, selbst Nonnen, wenn sie solche Fehler begiengen, wurden mehr um Unklugheit als um die Sache getadelt und Härte der Strafen gemißbilliget. Verderbliche Folgen der Unmäßigkeit waren selten oder zufällig, von dem venerischen Uebel kaum Vorboten. Die Unenthalttsamkeit wurde theurer, nachdem die Officialen des bischöflichen Hofes zu Costanz, wo alles mit wenigen Zeilen um vier Pfennige abgethan war, zur Zeit der Kirchenversammlung von römischen Canzleilübungen unterrichtet, anfangen, weitläuftige Urkunden zu stellen, dieselben auf Pergament zu verzeichnen und mit Sigillen zu behängen. Diese Mischung des Eigennuzes mit Grundsätzen, welche aus guter Meinung und Eitelkeit übertrieben, und nie recht auseinander gesetzt worden, erhielt über diesen Theil der Sittenlehre dunkle Begriffe, wodurch bald Verderbniß befördert, bald durch unmenschliche Schrecknisse Lebensfreuden getrübt, der Geist unterjocht und die Todesstunde schwer gemacht wurde.

Wenige und unlautere Quellen menschlicher Weisheit waren offen, und über das Religionswesen kämpften, in dieser alten Schweiz, verschiedene Meinungen.

Die Schriften der griechischen und römischen Weisen waren den Gelehrten bekannt, aber die thörichten Historienbücher, die widersinnigen Schulstudien und allzu verschiedene Sittenbildung hinderten sie, den Geist der alten Welt aufzufassen. Die morgenländischen Mähren von Salomo und Alexander sind nicht abenteuerlicher, als was von ihnen hier geglaubt wurde. Des milden Aeneas göttlicher Sänger war den größern Theil seines Ruhms der Meinung schuldig, daß er (des Kaisers Augustus Reichscanzler) im Besitz aller dienstbaren Dämonen gewesen, die in Salomo's Zauberflasche gebannt waren, und unter andern die Grotte des Pausilipo auf einen Wink durchbrochen hätten.

Hanns Fründ, Landschreiber von Schwyz, Jtel Redings Freund, suchte die Sagen von der nordischen Abkunft seines Volks durch eben so fieberhafte Träumereien, als Ricordano Malespina die Florentinischen Historien, dem Römischen Geschichtskreise anzuknüpfen; indeß der Kirchherr des Paradieses, Elogj Kirburger, von der zwölf Gemeinden um den Wendensee gemeinsamen Tempel, von des Thurms Strättlingen, von des goldenen Hofes zu Splez romantischem Glanz alte Ueberlieferungen den Burgunder Geschichten anschloß. Diese Arbeiten hatten das Verdienst eigenthümlicher Beziehung auf den Ideenstoff und die Verhältnisse der Nation; die ältere und aus-

ländische Weisheit soll jenen befruchten helfen, und nicht vertilgen; keinem Volk ist geberlich, was nicht aus seiner Natur hervorgeht. Löblich also der Fleiß der Landschreiber von Schwyz und Glaris, des Schwytzerischen Landammanns Wagner, des Stadtschreibers von Rapperschwyl, die jenen schweren Züricher Krieg aufgezeichnet, des Baselschen Zunftmeisters, welcher beschrieb, wie glorreich die Schweizer an der Birs gestorben, und des Stadtschreibers von Lucern, der die Urkunden seiner Stadt in ein silbernes Buch zierlich geordnet.

Ueber fremde veraltete Wissenschaft und Historien bot die alphabetische Encyclopädie Bischof Salomons von Costanz und das Fabelbuch Konrads von Mure, Chorsängers von Zürich, die allgemeinen Begriffe immer noch hinlänglich dar. Die hochgehaltenen Sittensprüche des Dionysius Cato erweckten in Jacob von Soloturn den Gedanken eines ähnlichen Versuchs. So wie in Sprichwörtern die Volksweisheit war, so gefiel sich die junge Litteratur in Gnomen, Früchten der Lebenserfahrung und Ueberlegung der Alten und Weisen. Indes glückte einem Lausannischen Domherrn, Martin le Franc, den Kampf der Tugend und des Glücks und die Vorzüge der Damen besser als alle vorigen und viele spätere französische Dichter zu besingen. Dieser neue Schwung der Dichtkunst fiel in die Zeit eines eben so merkwürdigen Uebergangs der Musik in künstlichere Modulation. Die Reime aufblühender Wissenschaften wurden in der Schweiz nicht mit Gleichgültigkeit angesehen. Wie vormals, so immer mehr, zogen Edle und geistliche Her-

ren auf die hohen Schulen zu Bologna, Paris, Heidelberg. Obwohl die Reisen, auch dazumal, vielen bloß Vorwand ungebundenen Lebens waren, und Doctorsgrade schon zu selbiger Zeit leichtsinnig ertheilt wurden; obwohl klugen Männern die aufgeblasene Unfähigkeit junger Vielwisser mitleidenswürdig vorkam, und bei den oberflächlichen Prüfungen meist Gunst oder Geld entschied, dennoch und mit Recht wurden Universitätsreisen nachdrücklichst begünstigt. In Zeiten, wo kein Buchhandel im Umtriebe, Büchersammlungen selten, ärmlich, schwer zu benutzen und nur des Zufalls planloses Werk, und in des Bischofs von Costanz weitem Sprengel bei keinem Privatmann mehr als fünfhundert Bände waren, hatte der eigentliche Zweck hoher Schulen (Uebersicht des Ganzen jeder Wissenschaft und Kenntniß ihrer Litteratur) eine nicht zu ersetzende Unentbehrlichkeit.

Die Glaubensvorstellungen, worin in der Schweiz viele sich von der Kirche unterschieden, hatten doppelten Grund in des Hirtenvolks Anhänglichkeit an alte Einfalt (womit für den Hausbrauch vergnügt es alles verwarf, was Andacht oder Eigennuß von Zeit zu Zeit hinzugekünstelt) und in der geheimen Lehre der Brüder des freien Geistes, welche aus den Morgenländern auf mehr als Einem Wege in die Alpen kam.

Die Menschen waren von Alters her durch den inwohnenden Glückseligkeitstrieb über den Ursprung des Uebels und über die Mittel ihm zu helfen zum Nachdenken gekommen; mannichfaltig versuchten sie, ihre Auslegungen dem christlichen Religionsvortrag anzupassen; seine Einfalt und Mäßigung erlaubte mehr

als einerlei Gedanken. Die Verhältnisse und Leidenschaften der Vorsteher beschränkten diese Freiheit; sie bestimmten Formeln als Bestandtheile der Religion, welche nur in der Lauterkeit ihres Wesens unveränderliche Grundfeste der Glückseligkeit sein konnte. Nachdem diese Vorschriften durch oft sehr unedle Künste Hofsprache und Staatsgesetz geworden, mußten Gesellschaften, welche ihre Privatmeinung nicht aufopfern wollten, sich verbergen, oder mit Gewalt behaupten. Beides erreichten sie am besten in Gebirgen. So in dem Syrischen; so in Armenien, wo Taurus und Kaukasus sich vereinigen. Lang und gewaltig erhielten die Manichäer zu und um Tephrike den unbezwingbar scheinenden Sitz; weit in großen Flecken und Höhlen des Hochgebirgs herrschte ihr Glaube, bis der erste Basilius, einer der vortreflichsten Kaiser, zu einer Zeit, wo das Reich der Araber sie nicht unterstützen konnte, durch unermüdeten und geschickten Gebrauch der Uebermacht die Manichäer bezwang. Er verpflanzte sie in das thracische Gebirge, wo sie ihm unter Augen waren. So lang diese Gränze von Bulgaren, Russen und mancherlei Türken beunruhiget wurde, und unter des zweiten Basilius kraftvoller Verwaltung lebten sie, meist im Hämus, unbemerkt, bis Alexius, der erste Komnene, durch Ueberredung und Gewalt sie nöthigte die Glaubensverschiedenheit aufzugeben. Diese tyrannische Unternehmung war ihnen so wenig unerwartet, daß ihre obersten Häupter längst sicherern Sitz in der Bulgarei genommen und ihre Gemeinde über Ungarn theils durch Dalmatien nach Italien theils durch Rhätien in die

Schweiz, und auch nach Böheln ausgebreitet. Sie fanden die Gemüther vorbereitet. Dann (wie gemeynlich, wo Gewalt für Ueberzeugung gelten muß), viele gnostische, viele arianische Meinungen waren verdammt, aber nicht vergessen; öffentlich wurde zu vielem geschwiegen, unter Vertrauten blieb der Mißmuth nicht stumm. Wenn man die Mittel bedenkt, wodurch seine Fortpflanzung nie, sein Ausbruch nur eine Zeit lang, verhindert wurde, so erkennt man die Gefahr und Eitelkeit des Kampfs wider Meinungen, und des Selbstbetrugs der Vorsteher über die Gesinnungen der, zum Heucheln genöthigten, Menge. Diese, hiedurch dem Auge der Obrigkeit entzogen, wurde den wildesten oder feindseligen Eingebungen überlassen, welche unwiderstehliche Revolutionen bereiteten; unerwartet denen, die ihr Volk nicht kannten, weil sie es durch Schrecknisse von sich entfremdet.

Die Schweizer, durch hohe Natur und einsames Leben zu Gottesgefühl und Nachsinnen veranlaßt, mit Päpsten und Klöstern in mannichfaltigem Kampf, hatten von Alters her Vorliebe zu geheimer Lehre und verborgenen Gesellschaften. Wer will durchdringen, was der damaligen Zeit selbst unbekannt war? welchen Satz jene aus Ungarn und Rhätien, was die aus Böheln fast jährlich in die Schweiz wallenden Apostel, was auf der Flucht in ein Alpenthal mannhafte Schüler des unglücklichen Dolcino, was im romanischen Lande der von des Jünglings Hanrich fesselndem Eifer ausgestreute Same oder die dunkle Erhabenheit des Buchs Teutscher Theologie in ihren unzähligen geheimen Kreisen zur Sprache gebracht?

Ueberhaupt wurde die Dreieinigkeit Gottes in der Einheit des Willens, der Sohn als des Alleinewigen erste Vorstellung, der Geist als die gemeinsame Wirkung verehrt; die Religion, erhaben über die vorbeifliegende Sinnenwelt und alles Nachwerk der Sterblichen, in der ewigen Arbeit unserer Seele zur Annäherung des unerreichbaren Urbildes der Vollkommenheit gesucht; „von der Besprengung unverständiger Kinder mit ein wenig Wasser, von Geheimnissen in Brod und Wein, von besonderen Kräften eines verfluchten Holzes, von der Heiligkeit steinerter Tempel und des Staubes, von der gemeinen Menge sogenannter Geistlichkeit, ihren Anmaßungen, ihren tausend Geboten,“ mit Verachtung gesprochen. „Wozu Ablasszettel von Sündern? Wozu ewige Lichter, Seelmessen, Wallfahrten, Vigilien, Heiligensfeste? Der Mensch ist der er ist; sollte der Allsehende fremdes Verdienst für deiniges halten? oder jemand ihm etwas vormachen, daß er wolle was er nicht will? Nein, unvergänglich, unzerstörbar, wie das Licht, so ist der Leib der Seele; unsre Körper, in Verhältniß zu der Körperwelt, wie ein Kleid bis zur Abnutzung uns angepaßt: der Vollkommene gebeut ihm; diene ihm nicht; aber wenn du, noch Aufstrebender, seine Lust durch Befriedigung tödtest, glaube nicht, daß der Allgerechte Allvater die ewige Seele ewig unglücklich macht, um Sachen des Körpers, in den sie einmal verhüllt gewesen! Glaube und Liebe erfülle dein Herz, so ist Gott in dir, der durch Christus, der durch die Weisen Roms und Athen, geredet. Eines ist; Gott das Eine: unend-

„Ich die Arten der Gestaltung; aber im Käfer, du
„Stolzer! ist Gott wie in dir. Das ist die Würde der
„Menschheit, daß sie Gefühl der Gottheit hat. Sei
„still; öffne dich; Gott wird kommen, dich erfüllen,
„und von ihm sein was du thust. So ward Christus
„sein Sohn.“

So (wie Peter von Brüens es gefaßt und Hanrich von ihm empfieng und der Bressanische Arnold es verstand) glaubten jene vor vielen Jahren verbrannten Schwarzenburger, jene von dem Inquisitor Franz Borell zu Genf und Aubonne eigennützig und fürchterlich bestrafen und die, welche vor Wilhelms von Menthonay, Bischofs zu Lausanne, abgesandten Commisarien zu Bern und Freiburg ohne Bedenken scheinbaren Widerruf thaten. So die zu Freiburg unlängst aus inniger Heimlichkeit und Gütergemeinschaft aufgestörten, gefolterten, mit Hunger, Gefängniß, Güterverlust und schmähhlichen Bußen gestraften Menschen. So die zahllosen Lollharden, Begharden, Begutten und Claußner, die mit ihren Eselein und Bettelsäcken demüthiglich und andächtig herumwanderten, oder in einsamer Waldung Hütten, oder in Städten Häuser bauten, für den Wanderer, für Arme, Kranke, auch in Pestzeiten, christmildest besorgt. Aber (wie meist in geheimen Verbindungen und im Gehorsam bekannter oder unbekannter Ordensobern) der Geist der Lehre war wenigen bekannt: einigen gab er hohen Schwung; andere dolmetschten halb verstandenes leidenschaftlich. Die meisten erhob der Gedanke, daß aus der Menge Gott sie erwählt, die herrschenden Meinungen als Wahn zu erkennen, und ihn in hellerem

Lichte zu schauen; daher der Bruder Carl im Lande Uri und Bruder Burkard im Zürichgau und ihre Schüler freudig in den Flammen starben; wenn unser Geist seine Hoheit fühlt, so gebeut er, allmächtig, der Sinnlichkeit Stillschweigen.

Durch das Buch Teutscher Theologie vom rechten Verstande was Adam und Christus sei, vermeinte Johann Taulers, des erleuchteten Predigers, würdiger Freund, die heimliche Lehre vor Mißbrauch zu bewahren. Daß Gott das Wesen aller Wesen und ihrer Bewegung; daß alles was ist (der Teufel selbst in sofern er ist) gut und Gottes Ausstrahlung, und ohne Wirkung Gott selbst nicht Gott wäre; daß der wahrhaft freie, gute, edle Mensch der ist, der nichts will als was Gott will, da hingegen Ichheit oder Selbstheit das falsche, durch seine Kundigkeit betrügende Naturlicht und der Teufel selbst und im Eigenwillen die ganze Sünde und die Hölle sei; daß leidende, wartende Stille der Seele die Gottheit vermenschliche und den Menschen (wie den Menschen Christus) vergöttliche; das war die Summe. Diese Vorstellung, wohl gefaßt, mochte die höchsten Tugenden, Selbstbezwingung, Enthaltbarkeit, Standhaftigkeit, mochte Heldemuth, mochte Gemeingeist und unerschütterliche innere Glückseligkeit begründen. Gleichwie aber ein unreines Gefäße den edelsten Trank ungenießbar machen und in Gift verkehren kann, so mochte ein in sich nichts fühlender Mensch die Entschuldigung der Selbstvernachlässigung, und der Unmoralische einen Freiheitsbrief jeder ihn anwandelnden Lust in eben dieser Lehre finden. Wenn man den Mißbrauch nicht nur des my-

stischen, sondern auch des biblischen und des gegenbiblischen Vortrages bedenkt, so muß man endlich schließen, daß die Wirkung von Schriften, wie von Handlungen, nicht sowohl davon abhängt, was sie zu wollen scheinen, als von dem Schicksal oder Gottes Willen, der heute oder morgen dadurch eine Ordnung der Dinge befestigen, oder eine andere aufbringen will.

Gleichwie eine endliche Zerstörung oder eine Erneuerung des ganzen Erdballs auch von den alten Weisen erwartet wurde, so sahen damals viele einer früh bevorstehenden Umänderung der politischen und geistlichen Weltverfassung, welche ihnen sehr alternd vorkam, in mehr als einem Sinne entgegen: je nach der verschiedenen Deutung jenes alten christlichen Buches, welches Offenbarung heißt, obwohl von keinem Buche der Sinn weniger offenbar ist. Der Jünger, dessen Feuer und hohen Geist Jesus lieb hatte, scheint, als er (wie sein Zeitgenosse Juvenal) schon sehr alt, aber noch kraftvoll war, im Kreise der Brüder den fürchterlichen Ruin der Freiheit, Verfassung und heiligen Stadt seines Volks besungen, und, nach Art seines Lehrers, den Blick zugleich auf die Vollendung und auf die Entwicklung des Drama der Welt geworfen zu haben. Der Gang des Ewigen schien den kurzlebenden Menschen immer langsam und jedem seine Zeitgeschichte groß genug, um vor der allerletzten die nächste zu sein. Daher von achtzehn Jahrhunderten keines verfloßen, das nicht als das letzte verkündigt worden wäre. Schriftsteller haben, zur Uebersicht des Ganzen, ihre Geschichtsbücher umständlich bis an den jüngsten Tag fortgesetzt. Aber nichts machte die

fromme Einfalt so irre, als die Vergleichung der hebräischen Orakel und jubelvoller Ankündigungen des Reichs Christi mit den seither nicht gebesserten Zeiten und Menschen. „Sollte der Allmächtige etwas vergeblich versuchen; unerfüllt bleiben, was aus dem „Munde ewiger Wahrheit floß?“ Zwar Meister Hemmerlin glaubte die Entwicklung nahe, weil in dem vierzehnhundert vier und vierzigsten Jahr der Antichrist geboren sei; diesen werde Christus schlagen und hierauf das Reich der Gerechten beginnen. Aber auch die Meinung fand Beifall, daß, nachdem weder der Vater durch die Propheten, noch der Sohn durch die Apostel, das Werk der Menschenbesserung vollendet, nach dem Rath Gottes in einem dritten Weltalter der von Vater und Sohn ausgehende Geist das ewige Evangelium, in Glückseligkeit und Vollkommenheit, gründen soll. In diesem Geist stand Niklaus von Budesdorf auf, in Teutschland, Frankreich, Spanien und vor den zu Basel versammelten Vätern die heranebrechende neue Zeit, das Ende des alten Evangeliums und des ehebrecherischen Roms, Israels Rettung, die Erscheinung des gottgesandten, gnadevollen ewigen englischen Hirten, Gottes Sohnes, der Erde, des Todes und der Hölle allmächtigen Richters, mit Wort und Schrift, und in solcher Ueberzeugung zu verkündigen, daß weder die Traurigkeit Jahre langer Gefängniß noch die Flammen, worin er starb, seinen Glauben erschüttern mochten. Es war von je her die Krankheit gottseliger Christen, von künftigen Zeiten mehr zu wissen als Christus. Von dem Schimmer ihrer Phantasiegeschöpfe vermochte so wenig der Sohn Gottes,

als menschliche Weisheit, den unstillen Blick auf ruhigen Genuß und Frohsinn zu leiten.

Der gemeine Mann hatte eine Religion für seinen Hausgebrauch.

Eine Vorstellung nicht ohne Größe (dem göttlichen Geist im Menschen komme über alle Creaturen die Herrschaft zu; durch Entfernung von Gott eingebüßt, sei sie mittelst Rückkehr wieder zu behaupten) brachte auf den Glauben, giftiges Gewürme, Viehkrankheiten, Wunden, Gewitter, in der Kraft Gottes, durch Worte von oft hohem Sinn besprechen zu können. Sollte der Fronleichnam des Herrn der Natur unkräftig, sollte den geistlichen Gewalten, die den Himmel schließen und öffnen und Brod in Gott verwandeln, die Macht über Ungeziefer versagt sein! So wenig, daß Wilhelm von Chalant, Bischof zu Lausanne, durch Heiligkeit hochwürdig, die Male verflucht, welche bisweilen in den Lemnischen See kommen, und sein Nachfolger Georg von Saluzzo, für die großen Forellen besorgt, auf ihre Verfolger, die Blutsauger, den Bann legte, womit er zugleich Erdwürmer, Heuschrecken und Mäuse schlug. Er hatte die Gefälligkeit für den Schultheiß und Rath von Bern, durch den Official seines geistlichen Hofes eben diese Macht ihrem Leutpriester zu ertheilen. Die Ausübung derselben erforderte heilige Beobachtung der Menschlichkeit und landüblichen Rechtsform: daß nach Gebet und Umgang ein richterlicher Vorstand oder die Gemeinde dem Volk einen Sachwalter setze, die Citation an Wassern, auf dem Feld und in Weingärten verkündiget, einige Thiere vor das Landgericht gebracht, ihr Fürsprecher gehört, und nach genau gehaltenen

Zielern unter feiervollem Gebete die Creatur Gottes in wildes Gebirg, und, nur bei starrsinnigem Ungehorsam, unter den Fluch aller Strafen, denen sie erreichbar sei, gebannt würde. Mangel an Erfolg wurde Sünden zugeschrieben: der Glaube war allgemein, von Universitäten gut geheissen, durch traurige, auch gute, Erfahrung bewiesen, und Stufe der Hoheit für eine Menschenclasse, so mächtig über Feld und Stall wie über den Himmel, und gleich kraftvoll, das Feuer unfeuscher Lust zu dämpfen und eine Seele aus dem Eisklumpen zu befreien, in welchem sie Fegeseuer litt.

Inwohnendes Gefühl eines Wesens, das Gegenwart und Sinnenwelt nicht fesselt, machte die Menschen (besonders in erschütternden Zeiten) auf irgend einen Laut, einen Widerschein jener ihrer andern Welt begierig. Wie erschrad Zürich in der Mitternachtstunde des Festes der Stadtheiligen über den schauervoll durchdringenden Schlag, der (wie im Jahr der großen Feuersbrunst) wieder einmal durch die Hallen des großen Münsters erklang! Und Blut bei Mellingen quellend; Blutklumpen im friedlichen Sursee; Mittagshelle im Aargau bei Mitternacht und nach plötzlicher Bewegung wie zusammenstürzender Natur plötzliche Stille; zu Eberseck das Gesicht gehäufster Leichname, Schnee im August; todverkündigende Vögel, Zeichen an Glocken, an Bildern, Mißgestalten, nächtliches Geklirre, verhallendes Klaggeschrei und was von Trab und Schlacht und Ruin an der Birs graußlich tönte, seufzte, bebte, was verkündigte es als Theilnahme der Natur und Geister am Jammer der wahnsinnigen Sterblichen!

Ueberhaupt war jeder Hall aus dem Schattenreich traurig und finster, so daß man dessen gern vermifste. Wenn der staunenden Gemeinde ein lang verehrter Vorsteher, wenn dem bekümmerten Bruder der, den er wie sich selbst geliebt hatte, tief in Flammen, oder an dem Ort ewiger Qual gezeigt wurde; wenn, wie bei Basel im Bruderholz, verlorne Geister mit Vogelstimmen die (ach, so lange!) Ewigkeit klagten; oder zu Bern in tiefer Nacht Rumor und Nechzen der Abgeschiedenen aus dem Schlaf schreckte; oder des Teufels Gespenst auf Meister Leonhards, des grauen Arzts und Zauberers, Befehl, dem Untern Schächenthal die heilreichen Wasser verwirrte! Was war es, wenn Satan, voll weltalter Erfahrung, um eine mit Blut verfaßte Verschreibung, oder durch Salomo's Bande gefesselt, einem Elenden Schätze zeigte; oder wenn in mittäglicher Alpen paradiesischem Thälchen geile Sylfen den bezauberten Fremdling mit Wollust übersättigten! Verbindung mit dem Höllengott (vermuthete, oder selbst geglaubte) brachte tausend Unglückliche zum Feuer, Vorbilde des Ewigen.

Glücklich, wer aus der Zeitlichkeit scheidend, mit inniger Andacht und wohlangebrachter Vergabung seinen Uebergang sicherte; sollte er auch an einem der zwei und funfzig Sonntage oder an einem der sechs und funfzig Festtage sein Heu oder Korn vor Ungewitter eingebracht oder einem Nachbar geholfen haben den Kelterbaum aufrichten. Erbarmend und klug hatte Rom den rückfallenden Sündern den Genuß des Ablasses der Jubeljahre erleichtert. So verwüstend schweizerische Barbarei den Klöstern gewesen, so be-

denklich die Abnahme der Zahl geistlicher Männer, so lau die Andacht wurde, doch trachtete Zürich ausnehmend aufmerksam, durch prächtigen Gottesdienst die Eindrücke zu erhalten. Denn, obwohl einige musterhafte Prediger den genugthuenden Tod Jesu Christi und die Würde heiliger Schrift priesen, dennoch schienen Bilder, seltsame Historien, Kirchengebote, Gehorsam, Gesang und herzliches Gebet der dem gemeinen Mann gebührendste Unterricht. In diesem Geist wurde zu Schaffhausen der „große Gott“, Christus, zwei und zwanzig Schuh hoch, von Holz, im Bogen des Chors von Allerheiligen Münster errichtet und gebot weit her wallfahrenden Sündern die Ehrfurcht, welche Wunder glaubt und manchmal thut.

Auf eine andere Weise lehrte in Kreuzgängen der Todtentanz, wo nicht ein freundlicher Genius mit umgekehrter Fackel aus Getümmel und Mühe in Wohnungen des Friedens winkte, sondern das gestaltlose Gerippe mit nichts schonender Sichel alle Alter und Stände der Menschheit, aus meist unvollbrachten Arbeiten oder ungesättigtem Genuß, feindlich grüszend wegraffte. An der Wölbung prächtiger Kirchenportale sah man den Ausgang, den allergrößten Theil der mühseligen Sterblichen von unwiderstehlichen Klauen grausamer Ungeheuer in unauslöschlich flammenden Abgrund gerissen. Ein starkes Maß von Glaube oder Unglaube war nöthig, um des Augenblicks, den wir leben, froh zu werden.

Doch, was der Mastbaum Schiffbrüchigen, das war den Bekümmerten Gott in der Hostie, oder das Gebein eines Heiligen. Anna Bögts, die aus bösem Verdacht

ihr Vaterland Bischofzell verlassen, kam auf ihrem Irregang nach dem Aargauischen Pfarrdorf Ettiswyl. Da brachte ihr böser Geist sie auf den Gedanken, Zauber mit Hostien zu versuchen. Kaum bestahl sie den heiligen Schrein, so fiel auf sie Schrecken der That; schwer drückte der Gott. Sie, zitternd, warf die Hostie in die Messeln des Grünhaags. Siebenblät- terig sproßte eine weiße Rose, das Heiligthum tra- gend. Ihm neigten sich die Thiere des Feldes; um- leuchtender Glanz entdeckte es der unschuldigen Hirtin. Worauf der Leutpriester mit Glockenschall, Kreuz, Fahnen, Licht und dem gläubigen Volk die Feier der Einholung bereitet. Da umfaßte die glückliche Erde den Herrn. Aber ein Theil der Hostie, in schön er- baueter Capelle, gab weit her zusammenfließenden Menschen Vergebung der Sünde, und bekräftigte die- selbe durch begleitende Zeichen.

Seit Kaiser Sigmund, auf die Vorstellung Jtel Re- dings des ältern, die Schirmvogtei zu Einsidlen der Redlichkeit von Schwyz vertraute, welche Landleute den meist hochgeborenen Religiosen von Alters verhaßt und verächtlich waren, verschmähet der Adel den Dienst Unser Lieben Frauen an diesem Ort. Weil An- stand genommen wurde, durch freie Männer den Ab- gang der Freiherrn zu ersetzen, blieb zuletzt der Abt mit dem Custos allein, und nahm, übergroßer Wall- fahrt wegen, von andern Klöstern Aushülfe an Mön- chen, die ein sehr ungebundenes Leben führten, tägli- chen Dienst obenhin verrichteten und nächtliche Andacht unterließen. Da trug sich zu, daß die geheiligten Re- liquien der Königin des Himmels und vieles Kirchen-

geräthe durch drei Fremdlinge entwendet wurde. Dritthalb Stunden jenseits Zürich überfiel der Schrecken der Gebenedeieten die Männer; gleich den Feinden Israels, welche die Lade des Gottes der Götter entführt, ließen sie den Raub mitten auf der Landstraße. Da es zu Zürich angesagt wurde, eilten alle geistliche und weltliche Gewalten und die ganze Stadt hinaus, und brachten das Heiligthum ehrfurchtsvoll an die Mauern, bis nach Zubereitung prachtvoller Feyer der Einzug in das große Münster geschah. Längst erfreute die Züricher kein so fruchtbares Jahr, als da sie die Mutter des Herrn empfangen. Traurig, beschämt, furchtsam fühlte Einsiblen die Verlassenheit, bis Franz von Rechberg, der trostlose Abt, durch die Erinnerung der Treu seines Veters, den Herzog Albrecht nach Zürich zu reisen bewog. Der Fürst von Oesterreich erwarb dem Kloster das Heiligthum wieder.

So andachtsvoller Stimmung ungeachtet wurde allem, was damaligen Gläubigen das Höchste war, Untergang bereitet: nicht hauptsächlich durch jene geheimen Gesellschaften, sondern durch die überspannten Vorstellungen von des Papstes und der Geistlichkeit übermenschlichen Gewalt, Kraft und Größe; wodurch man sich zur Erwartung tadel freier Vollkommenheit berechtigt glaubte, indeß die Klerisei, in Besitz alten Ansehens und Reichthums, und auf den Volksglauben trauend, die gemeinsten Klugheitsregeln kaum beobachtete.

Theoretisch verehrte man die päpstliche Heiligkeit als bestehende Quelle aller den Menschen gebietenden Vorschriften, das canonische Recht als die Norm, die

allen Formen der Gottesgelahrtheit, auch aus den vier großen Kirchenlehrern, vorgehe und St. Johann in dem Lateran als Hauptkirche der ganzen Christenheit. Diesen Begriffen setzte Meister Felix Hemmerlin (voll Gelehrsamkeit und Biedersinn, über alle Folgen gleichgültig) Erfahrungen entgegen, mit welchen ihre Anwendung schwerlich bestehen konnte. Er bezeugte, daß zu Rom Ablass der Sünde und geistliche Aemter und Würden ohne die geringste Rücksicht auf Armuth, auf Verdienst, seit Menschengedenken bald auf das unverschämteste, bald unter mancherlei künstlichem Vorwand feil gewesen. So frech es geschah unter dem neunten Bonifacius, so gierig (und wie vergeblich!) es von Martinus für seine Verwandten getrieben worden, doch übertreffe des mörderischen Eugenius seiner Nachfolger alle seine Vorwesser in der Kunst, sein Blei in Gold zu verwandeln. „Und der sollte,“ seufzt Hemmerlin, „Allerheiligst sein! Aus Niedrigkeit und Ar-
 „muth steigt ein Religiöse an Einem Tag über Kö-
 „nige empor, glänzt und lebt wie Ahasverus, wie
 „Nachfolger Cäsar Augusts, und nicht des Fischers
 „oder des Zimmermanns Sohns! Die Cardinäle (wären
 „lieber keine!), was ist ihr Thun als Commenden
 „häufen, zum Ruin des Gottesdienstes, der Kloster-
 „zucht, selbst der Gebäulichkeiten? Welchen Beifall
 „verdiente nicht Kaiser Friedrich der Zweite, der die
 „Geistlichkeit der Einfalt ihrer Bestimmung zu nähern
 „suchte! Das werden aber auch Concilien nicht thun;
 „auch zu Basel habe der Glanz verehrten Silberge-
 „schirres Auditoren und Richter über die Güte der
 „Sache geblendet. Was in der Schweiz zu hoffen

„sei, von einem in Todsünde lebenden, und von seiner „Geistlichkeit schamlos nachgeahmten Bischof! von „Pfaffen, deren Tonsur ein Fürstenhut deckt, der widerprechende Pflichten gebeut!“ Ueberhaupt würde Meister Felix (in dem Geist jenes Gutachtens an wel-land König Edward den Ersten) die Hoheitsrechte geistlicher Personen und Gemeinheiten gegen ein bestimmtes einfaches Einkommen, selbst mit Verlust, gern vertauscht haben. Wenn er bei den Teutschen Herren oder bei den Johannitern die herrlichen Curien, die vollen Küchen und Keller, die hochmüthige Eitelkeit und Weichlichkeit und Schwelgerei und den versäumten Gottesdienst und die vergessene Regel sah, so nahm er keinen Anstand, ihr unnützes Dasein für zwecklos zu erklären. Er konnte sich nicht zurückhalten, wenn er den grauen Abt wollüstige Jugend beneiden, wenn er durch geizigen Betrug Novizen geärgert, wenn er in Klosterkellern Weinfässer sah, größer als die Zellen der von Hieronymus gepriesenen Väter, wenn er tammelnde Bußprediger mit unstätter Zunge Fasten empfehlen hörte. Es entrüstete den Gerechten, wenn zu Betreibung drückender Grundzins der Bann gemißbraucht, wenn alle Reallasten von den Gütern der Klerisei auf den Landmann gewälzt wurden. Dann verwünschte er Konstantins Freigebigkeit, und prophezehte den Ruin der Nationen, oder, wie in Böhme, Aufstand gegen die alles verschlingenden.

Um so trüber wurde sein Blick, als der Ausgang der Baselschen Kirchenversammlung die Verbesserungshoffnung vereitelte. Wie vorhin Cardinal Julian, ihrer ersten Vorfechter einer, aus Ueberzeugung die Väter

gehen zu weit, oder aus anderer Furcht oder aus Gefälligkeit, zur Hofpartei übertrat, so wirkte zu ihrer Auflösung die Geschicklichkeit eines der geistreichsten Staatsmänner, Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher dem Eifer für sie sein Glück zu danken hatte. Es ist wahrscheinlich, daß Johann von Lysura, des Kurfürsten zu Mainz ersten Rath in geistlichen Sachen, und nachmals der kaiserliche Hof selber durch ihn und die Freigebigkeit Nicolaus des Fünften umgestimmt wurde. Da benachrichtigte ein kaiserliches Befehlsschreiben den Bürgermeister und Rath von Basel von der dem römischen Papst geleisteten Obedienz und von Aufkündigung des für das Concilium sechszehn Jahre bestandenen kaiserlichen Geleites. Die Baseler, im Gefühl der Ehre und des Nutzens ihrer Stadt, behaupteten gegen drei drohende Mandate fast ein Jahr das gegebene Wort. Endlich wurden sie durch strenge Fruchtsperre und ein Urtheil des kaiserlichen Hofgerichtes zu Grätz auf der Steiermark zu reichspflichtmäßigem Gehorsam angehalten. Als Zeit genug verfloßen war, Basel zu überzeugen, daß nach des Kaisers Rücktritt keine Macht geneigt wäre, die Kirchenversammlung zu behaupten, und nachdem durch Mittheilung jedes neuen Vorfalles die ehrerbietigste Rücksicht für dieselbe bewiesen worden, erklärte die Stadt durch eine feierliche Deputation den vorbereiteten, standhaften Vätern den Schmerz, das in ihren Mauern so lang und fest gehaltene Aufenthaltsgelait in einen Paß zur Abreise verwandeln zu müssen. So viele Würde in dem Sturm der Parteien wurde von der Obrigkeit mit Mühe behauptet. Hanns Gemminger, der Rechte Licentiat, Official Friedrichs ze

Rhyne, Bischofs zu Basel, eines etwas zweideutigen Prälaten, hatte mit oder ohne ausdrückliche Vollmacht bei dem Papst Nicolaus für Hochstift und Stadt Basel voreilig die Obedienz geleistet, und war wohl belohnt, unerwartet, mit Bullen in die Nähe gekommen. Die Pöpstlichgesinnten wollten das Concilium mit Schimpf und Gewalt endigen. Es mochte auf eine Stunde ankommen, daß der Stadt Basel diese Unehre in ihren Mauern begegne. Um eine Stunde früher als überall schlug von dem an die Uhr, zum Andenken dieser Nacht. Die Väter, durch fünfhundert Bewaffnete von Basel begleitet, ritten das Land hinauf. Am Hauenstein fanden sie Soloturner und Berner, von welchen sie nach Lausanne begleitet wurden.

Diese Kirchenversammlung, welche die zu Costanz verschobene Reform, die Ausgleichung der Hussitischen Trennung, die Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Christen und andere Plane mit ruhmvollem Eifer unternommen und mit Gelehrtheit standhaft betrieben, nahm, durch Papsts Nicolaus mannichfaltige Kunst, zu Lausanne ein unansehnliches Ende. Eine so allgemeine, zahlreiche, freimüthige Zusammenkunft ausgewählter Führer des christlichen Volks über Sachen der öffentlichen Religion hat kein Jahrhundert wieder gesehen. Die Verfassung der durch alle Theile des Erdbodens verbreiteten christlichen Gesellschaft, welche vor allen die Entwicklung des Geistes begünstigte, wurde durch den Eigensinn der Pöpste und die Aufhebung aller gemeinnützlichen Verbindung entnervt. Ein Werkzeug moralischer Bildung, wie weder Moses noch die Delphische Priesterin, weder Pythagoras noch

die Braminen so weltreichend und vollkommen es hatten, zerbrach, weil man weder den Muth noch den Verstand hatte, es auszubessern.

Hierauf blieb in der Schweiz die oberste Leitung der geistlichen Sachen unter dem Bischof zu Costanz Heinrich von Hwen, dessen Wandel über Friedensvermittlungen, das Lieblingsgeschäft seines öffentlichen Lebens, gern vergessen wurde; unter Friedrich ze Rhyme, Bischof zu Basel, der auch wohl darum doppelstimmig schien, weil er das Uebertriebene aller Parteien verworf, um sie friedfertig zu stimmen; wie er auch in Sachen seines Hochstifts, bei größter Sorgfalt seiner Verwaltung, das schicklich scheinende dem urkundlich rechten willig aufopferte; unter dem Lausannischen Bischof Georg von Saluzzo, der das zerrüttete Hochstift wieder ordnete, durch Geschicklichkeit ehrte, durch Anstalten stärkte und nebst großem Lob milder Gerechtigkeit, ehrenvolle Denkmale hinterließ. Den Bischofsstab zu Genf, den der Savonsche Papst sich zugeeignet und vergnüglich geführt (die Genfer thaten was er wollte, weil er ihre Freiheit ehrte), übergab er, auch geistlicher Hoheit satt, seinem Enkel, einem achtjährigen Knaben, und überließ sich der genußreichen Ruhe zu Ripaille. Zu Eur verhinderte Sturm der Parteien, eines Bischofs einig zu werden; viele Jahre pflegte der von Costanz auch dieses Hochstifts.

Das hatte die Hierarchie, daß der geringste vom Volk durch Gelehrsamkeit, Sitten und Klugheit über Abel und Könige emporsteigen mochte: aber viele Domcapitel machten (zuwider dem Geist der Gesetze und dem Willen der Päpste) adeliche, ja hochadeliche

Geburt zu so strenger Bedingniß der Aufnahme, daß Präbenden lieber unmündigen Knaben oder gar nicht vergeben wurden. Als wenn die Stifter nur hätten wollen Familienfonds heiligen, vergaßen sie den höhern Zweck hie mit auch nur zu vereinigen. Ueberhaupt entstellte Selbstvernachlässigung die alternden Anstalten. Wo für öffentliche Sitten gesorgt wurde, war der schwerste Kampf der Obrigkeit mit sittenlosen Mönchen oder geistlichen Herren. Die Anmaßungen des römischen Hofes verwirrten die Klosterordnung; es war nichts erweckendes in den geistlosen Statuten; die Wirthschaft aber so schlecht, daß jeder Unfall unwiederbringlicher Verlust ward. Trostlos irrten die bejahrten Nonnen von Engelberg aus dem verbrannten Kloster durch die unbekante Welt; lang verlassen, seufzten zu Seedorf und im Gefenne St. Lazars gutmeinende Schwestern um Leitung, oder Schwestern aus der zerütteten Sammnung am Detenbach um ruhigem Erbauungsort: denn, freiwilliger Eintritt in eine von den vier und zwanzig Religionen hatte bei vielen die rebliche Meinung zum Grunde, in ihrem Leben einen sündetilgenden Abschnitt zu machen. Der theatralische Kanzelvortrag der Bettelmönche und die Schauspiele öffentlicher Andacht waren geschickter zu schnellen Entschlüssen als zu dauernder Ordnung des moralischen Wandels. Uebrigens blieb, zumal reicheren Klöstern, das ursprüngliche Verdienst um Belebung wilder Gegenden, durch Beschäftigung einer großen Zahl Menschen. Ein Land wird um so mehr blühen, je mehr Mittelpunkte des Arbeitsfleißes allenthalben Bewegung ausbreiten.

Immer sichtbarer wurde der Uebergang aus den Zeiten ausschließlicher Größe der Burgen und Klöster in solche, wo Würde und Genuß allgemeiner verbreitet wurde; wozu das Beispiel der schweizerischen Freiheit sehr beitrug. Die Sterblichen, welche die nie stillstehende Arbeit der Natur nach dem Maßstab ihres Daseins beurtheilten, erschöpften sich auch damals in vergeblichen Klagen und Kämpfen über das Werk der Zeit. Aber was geschehen sollte, wurde durch den Widerstand befördert.

Die Freiheit nach jenen alten Begriffen war eine von Willkür unabhängige, inwohnende Würde des Menschen; der Adelstand die Klasse freier Landeigenthümer, in deren Hand hauptsächlich die Landwehre war. Angestammte lebenslängliche Bereitschaft zu Selbstaufopferung für die Erhaltung des Ganzen war die Auszeichnung und nächst geschickter Waffenführung reine Geisteshoheit die Haupteigenschaft der edlen Ritter. Zwischen einem freien Landmann und einem Edelmann war wesentlich kein Unterschied, in viele geistliche und weltliche Würden blieb lang auch jenem Zutritt offen, und gleiche Eifersucht (selbst im Jura bei freien Landleuten), durch unebenbürtige Heirath ihren Stamm nicht zu entehren. Von dem Blute, von der ersten Bildung des Mannes, dessen Väter nie sich knechtisch hingeworfen, wurde höherer Sinn erwartet. Auf den Vater wurde gesehen, Mißheirath etwa vergeben, ja, wenn nöthig oder wo Landesitte es zu erlauben schien, sein Bastard Erbe. So eifrig schmeichelnde Geschichtschreiber und Redner den Ursprung vornehmer Häuser in Fabeln verhüllen, so verkün-

digte das Christenthum ursprüngliche Gleichheit zu laut, als daß Göttersöhne wieder aufkommen mochten. Sintemal also der höchste Adel verdient oder erworben wurde, die Abstammung bei dem vielen Herumreisen der Ritter, dem mannichfaltigen Geschmack und den Bedürfnissen der edlen Frauen oft zweifelhaft sein mochte, schien Geburt weder ein untilgbarer noch ein ausschließlicher Titel. Adelig geworden zu sein, war dem nachtheilig, der nichts edles in sich fühlte oder in den Augen derer, welchen vergessene Tugend die bequemste schien.

Dadurch fiel der Adel, weil er in dem Wahn, zu allem geboren zu sein, der Mühe unwerth glaubte, es zu verdienen, und, über seinen Ursprung unwissend, gegen die neue Zeit mit Rohheit kämpfte, oder der Herabwürdigung sich hingab. Durch den Arbeitsleiß war ein Capital von weit unbegrenztem, genußreichem Ertrag als das unvollkommen benutzte Landeigenthum zusammengelegt worden, und die Zeit erschien (von der ein Minorite längst geweissagt, daß sie die letzte sein würde), wo Gold und Silber Waare wurden. Capitalisten erhoben sich, deren Geld, um fünf Procente auf Unterpfand für Verschwender und Unternehmer bereit, nicht wie Darlehne der Juden durch Machtsprüche vernichtet werden konnte. (Von dem an entluden sich die schweizerischen Städte der Judenschaft, wo nicht Geldnoth oder persönliches Verdienst Ausnahmen abnöthigte, oder, wie zu Schaffhausen, jüdische Gelehrte gegen billiges Geld sichern, möglichst ehrenhaften Wirkungskreis erhielten.)

Allen durch die Zeit herbeigeführten Aenderungen

menschlicher Dinge ist nur durch Mitschritte im Geiste der Zeit zu begegnen. Aber List und Gewalt schlen den meisten bequemer. Die Fürsten suchten Größe und Sicherheit in Unterdrückung des Adels, Entfernung weiser Männer, Daniederhaltung aufkeimender Volksvernunft, Unterhaltung der Parteiungen und des Mißtrauens, in Spionen und Leibwachen, in Beschäftigung des Volks mit bloß physischen Bedürfnissen und auswärtigen Kriegen. Gemeine Edle, statt ihre Landwirthschaft zu verbessern und in Arbeitsleiß mit Bürgern zu wetteifern, erpreßten von Gerichtsangehörigen in schauervollen Burgverließen übertriebene Geldstrafen, mißbrauchten selbst in Andachtszeiten für sich und Vieh und Knechte die Schirmvogtei furchtsamer Klöster, oder sie lauerten auf vorüberziehende Kaufleute, oder übten Unterdrückungen, die sie durch vorgebliche Nothwendigkeit entschuldigen wollten. Indessen sie sich so viel erlaubten, versäumten sie, durch Geschicklichkeit und Kriegskunst öffentliche Achtung zu behaupten; im Genuß, nicht in Kühnheit suchten sie Stierde, weniger Lust selbst auf Jagden als beim Schmausen. Daher wurden die verfallenden Burgen auf den Felsen und im Walde verlassen; die Junker zogen städtisches Leben vor: seltener um das gemeine Wesen zu führen, als auf Trinkstuben zu zechen, und alternde Vorzüge zur Schau zu tragen, oder in allem unter die Klassen herab zu steigen, welche edler gewesen wäre, zu sich zu erheben.

Felix Hemmerlin, dieser wohlunterrichtete unerschrockene Vorsechter der Wahrheit und Tugend, war aus einem alten ansehnlichen Bürgergeschlechte von

Zürich; rastlos in Erwerbung einer Summe von Kenntnissen, die, allezeit ungemein, damals bewunderungswürdig war; gewohnt was die Kirche ihm gab, als Mittel hiezu, die Gelehrsamkeit als Mittel der Zurückrufung aller Stände zum Gefühl ihrer Bestimmung zu benutzen; in seinem Leben untadelhaft, gleich scharf gegen den Mißbrauch des Reichthums wie gegen Arme mildthätig und gut. Während und nach seinen gelehrten Reisen wurde er zu Zürich und in Zofingen Chorherr, und Propst zu Soloturn. Der römische Hof ließ sich bewegen, ihm die Propstei des großen Münsters in Zürich aufzutragen. Gleichwie aber von dort her sein Verdienst mißbraucht werden wollte, um eine Anmaßung durchzusetzen, so benutzte das Capitel begierig die herkömmlichen Rechte für die Wahl eines Vorstehers, dessen Sitten weniger un bequem wären. Hemmerlin begnügte sich nicht un gern mit der Chorsängerei, welcher Stelle das ehrwürdige Andenken Konrads von Mure für ihn besondern Werth gab. Einkünfte und Freiheiten der Geistlichkeit billigte er, insofern dadurch die Muße und Kosten gelehrter Untersuchungen und Freimüthigkeit in Ahndung der einreisenden Mißbräuche erhalten wurde. Uebrigens hielt er für nothwendig, daß die Richter der Sitten der Welt über jeden Vorwurf eigener Unanständigkeit erhaben wären. Also trat er gegen Pflichtversäumnisse und ordnungswidrige Sitten seiner Stiftsbrüder so eifrig auf, daß sie seine Feinde wurden, und er einst auf der Landstraße meuchelmörderisch eine Wunde erhielt. Nachdem er vieles beigetragen, Matthäus Nydhard, einen Mann von Ein-

sicht und Erfahrung, an die Propstei zu erheben, ergab er sich immer mehr den gelehrten Arbeiten. Herzog Albrecht, Markgraf Wilhelm, viele vornehme, viele wohlgesinnte Männer, kannten seine Brauchbarkeit für ihre Partei oder öffentliches Wohl. Was aber dem gern begegnet, welcher mit Büchern mehr als mit Menschen umgeht, und was zu Zeiten allgemeiner Theilnahme an großen Parteiungen schwer zu vermeiden ist, Hemmerlin, da er während des Züricher Kriegs Staatschriften abfaßte, ergriff den vorschwebenden Gesichtspunkt mit einem Feuereifer, der ihm alle übrigen Seiten des Gegenstandes verdunkelte, und ihn auch nachmals zu übertriebenen Aeußerungen verleitete: wie er denn, uneingedenk der sonst bestandenen Verhältnisse, für nöthig erklärte, die ganze schweizerische Nation zu deportiren oder auszurotten, und kaum zweifelte, daß Gott, sammt Roding und andern Vorstehern, das ganze Volk und die geringsten Aelpler den ewigen höllischen Flammen zuerkannt habe. Um so zuversichtlicher schrieb er dieses, weil nach so einem Krieg Herstellung einer Eidgenossenschaft unmöglich schien.

Der weniger leidenschaftliche Propst Nydhard urtheilte hievon richtiger. Gleichwie er Meister Hemmerlin, als einen lästigen Mann, den er aus Furcht und Neid haßte, mit List um das Wohlwollen seiner geistlichen Obern gebracht, so benutzte er diese Unvorsichtigkeiten zu dessen Ruin. Dieses erleichterte der arglose Gelehrte durch den freimüthigsten Tadel herrschender Männer, beißende Scherzreden über die Eitelkeit unwürdiger Stiftsbrüder, sorgloses Vertrauen auf

die Kraft von Wahrheit und Recht. Rydhard reizte seine Empfindlichkeit mittelst ungerechter Behandlung; wenn er klagte, durch Schweigen.

Es ist uralte Sitte, daß ein Theil der finsternen Zeit starrer Natur, kurz vor oder nach der Sonnenwende des Winters, in zerstreuer Lustbarkeit zugebracht wird; worüber man jährlich Einmal den Zwang der gewöhnlichen Verhältnisse zu vergessen scheint. Diese Erfrischung nach der Arbeit eines Jahrs war den Schweizern bei ihrer einförmigen Lebensart auch angenehm. In der Fasnacht lief auch des Frauenmünsters Abtissin mit ihrem Bruder vermunmt durch die Stadt; zu ungeschreit äußerte die Natur ihre Oberhand über schwere Gelübde. Von allen oder mehreren Orten ritten, unter obrigkeitlicher Führung, oft viele hundert schweizerische Jünglinge auf den Besuch einer eidgenössischen Stadt, wo Spiele gehalten, oder um Preise geschossen, besonders bei herzöffnendem Wein traute ewige Bundsbrüderschaft auf das wärmste, innigste gefühlt, bezeugt, mit manchem Handschlag befestiget wurde. So wurde, nach Arguns Spruch, in dem achten Jahr Silfeld, Greifensee, der fremde Bund, der ganze Krieg, bei dem Fasnachtsschmause vergessen, welchen anderthalbtausend Jünglinge von Schwyz, Unterwalden, Lucern, Zug und Glaris in der Stadt Zürich hielten. Diesen Freudentag mißbrauchte heimtückische Bosheit zum Verderben der Unschuld.

Laut war die Freude, schneller giengen die Becher herum, und nie drückten treue liebe Eidgenossen die Brüderschaft kräftiger, als hier die Aussöhnung sich zu. In dem bemerkte einer der Herrn, Ewig würde

diese dauern, doch nähren einige noch Groll. Und in-
deß einer trank, „die Eidgenossen sollen hoch leben,“
halblaut beifügend „und sterben die Feinde“ erkun-
digten sich die Jünglinge, Wer, Wo solche sein? Einer
lispelte von dem Großweibel Hanns Asper, als bit-
term Schweizerfeind, Rottmeister der Böcke. Mehrere
(von dem unerschütterlichen Eidgenossen, dem biedern
Propst Nydhard unterrichtet) erwähnten Meister Hem-
merlins: „Dieser Oesterreicher (Schweizer zu sein schäme
„er sich) beschuldige sie in öffentlichen Schriften der
„unnatürlichsten Laster, schimpfe über ihren Bund,
„rathe, auf Landenbergisch, allgemeines Blutbad, auch
„der Weiber und Kinder, und erkenne sie dem Teufel
„zu.“ Indesß die erhitzten Gemüther Feuer faßten,
und etliche fortschlichen, den Großweibel aus den
Fenstern des Rathhauses zu stürzen, bezeugten andere
festen Willen, mit Meister Hemmerlin gleiches zu
thun, wenn er nicht gefreiter Pfaffe wäre. „Vor dem
„Bann,“ sagte einer, „dürfe in diesem Fall sich nie-
„mand fürchten; die unbändige Feder dieses Mannes
„habe weder Papst noch Bischof geschont; was dem
„gemeinschaftlichen Feind von tapferen Männern in
„Born und Wein wiederfahre, werde Entschuldigung
„finden.“ „Nicht tödten soll man ihn“ meinte ein
anderer, „der Generalvicarius Gundolfinger ist in der
„Stadt; dem überliefert ihn als Verbrecher, überlassset
„hierauf den Geistlichen, wie sie ihm das Leben sauer
„machen werden.“ Dieses alles war verabredet
worden.

Die Jünglinge stunden auf. Indesß Hanns Asper
durch ehrbare Rathsherren mit Mühe gerettet wurde,

eilten jene auf Meister Felix Hemmerlins Thorherrnhof bei dem großen Münster. Der alte Mann saß in seiner Studirstube, umgeben von seiner auserlesenen, ordentlich aufgestellten Bibliothek. Seine Feinde und ihre Anschläge waren ihm nicht unbekannt; vielleicht, wenn er hätte wollen auftreten, konnte er sich erhalten; allein, über seine Studien hatte er ihrer vergessen. Die Jünglinge, im Namen des Bischofs von Costanz, führten ihn gefangen hinweg. In derselbigen Stunde bemächtigte sich der Generalvicarius seiner Geräthschaften und Bücher. Einige Stunden blieb er im Gerichtshause. Am Abend wurde er, unter großem Zusammenlauf des erstaunten Volks, im Angesichte der theils kraftlosen, theils einverstandenen Obrigkeit, gebunden auf seinem Pferd, von einem Bedienten des Generalvicars nach einem bischöflichen Schlosse abgeführt, wo er in einem finstern unreinen Kerker funfzehn Tage unverhört zubringen mußte. Die Fürworte Albrechts und Sigmunds, der Herzoge von Oesterreich, bewirkten einige Linderung, nicht Loslassung noch Beschleunigung des Verhörs. Die Rache beleidigter Gottheit ist wie die Rache beleidigter Majestät einer Nation oder eines Fürsten schrankenlos, weil vorgeblicher Eifer alles Recht und Menschengefühl niederschlägt.

Nach vier Monaten wurde Meister Hemmerlin von dem hohen Thurme, wo er in Gesellschaft eines aussätzigen Mörders in Ketten lag (weil er einmal entkommen war), vor den Generalvicarius gebracht, wo man ihm heftig vorhielt, wie frech von seinen Obern, dem Papst und Bischof, wie ärgerlich von Pfarrern

und Religiosen, wie bitter von den alten Eidgenossen
 seiner Vaterstadt er geschrieben. „Eigentlich“ er-
 wiederte er „ist jedes Wort meiner Entschuldigung un-
 „nütz; der Proceß hat mit der Verdammung angefan-
 „gen, unter deren Folgen mein fünf und sechszigjäh-
 „riges Alter bereits fast erlegen ist. Allein, ihr habt
 „klüglich gethan: eure Leidenschaft mußte vor dem
 „Verhör befriediget werden; denn das Verhör wird
 „meine Unschuld darlegen. Das Gericht, welches ihr
 „führet in Namen von Obern, die ich gelästert haben
 „soll, könnte ich ablehnen: Wenn aber ihr nicht selbst
 „unanständig fühlet, in gleicher Sache Richter und
 „Kläger zu sein, so komme vor eurer Gewalt mir die
 „Geduld zu gut, womit ich auch dieses dulde. Zum
 „Glück wird diese Dahingebung mir leicht: sollte etwas
 „in meinen Schriften den Bischof, unsern Herrn, be-
 „leidiget haben, so wird es wohl nicht diese Diöcese,
 „sondern die Pflege des Hochstifts Sur, die uns
 „fremde ist, betreffen; von Seite des Papstes möchte
 „eher meine Mäßigung Lob und Dank verdienen:
 „Ohne zu gedenken, was von Kaisern und Königen,
 „Fürsten und Städten, was auf Concilien, was von
 „freien biebern Schriftstellern von Alters her weit
 „heftiger vorgetragen worden, fordere ich euch selbst
 „auf, zu urtheilen, ob möglich, ob zu wünschen sei,
 „daß Pflicht und Empfindung vor den Schrecknissen
 „der Macht ganz verstummen? ob die Ergießung war-
 „nender Klage, oder ob ein endlich alles unaufhalt-
 „bar umstürzender Ausbruch des lang peinlich ge-
 „preßten Gefühls, den Obern furchtbarer sei? Nicht
 „einschläfernde Schmeichler sind ihre Freunde, son-

„dern die, welche sie hindern, zu vergessen, wer sie
„sind. Den Spiegel der Wahrheit zerbrechen wollen,
„zeigt schlechte Meinung von sich. Der müßte wenig
„Verdienst um seine Untergebenen haben, der durch
„falsche Zulagen so leicht um Ehrfurcht und Liebe
„zu bringen wäre. Allein ich rede zu Richtern, die,
„wenn ich gefehlt habe, Mitschuldige sind. Verschie-
„dene meiner Schriften habt ihr veranlassen, alle vor
„deren Herausgabe gelesen; einige sind verbessert, in
„so viel Jahren ist keine widerlegt worden. Was ich
„für das unvergeßliche Vaterland, welchem ich Dasein,
„Erziehung, mein vornehmstes Einkommen, vielfährige
„Ehre und meine besten Freunde zu danken habe, in
„Kriegszeiten, im Gefühl seiner Leiden, schrieb, ist in
„der Amnestie des Friedens. Zu viel, und fast als
„wäre mir an den verlorenen Glücksgütern gelegen,
„oder meine Ehre in fremder Gewalt, habe ich über
„die Anklage gesprochen. Der gebeugte, von den
„Fesseln zernagte, zitternde Greis, der Lebensarbeit
„müde, begehrt nichts, als seinen Abend in einer stillen
„Zelle unter guten Religiosen ruhig zu beschließen.“

Drohungen, Hoffnungen wurden verschwendet, ihn zu einem Widerruf zu vermögen. Er, lebenslänglich Diener der Wahrheit, verschmähet, die Besänftigung seiner und ihrer Feinde durch Entkräftung seiner Zeugnisse zu erkaufen, und vertraute, die Nachwelt werde ihm Dank wissen, daß er nichts zweifelhaft gemacht. Hierüber wurde er (wider den Willen des guten, aber beherrschten Bischofs) seiner Stellen bei dem großen Münster beraubt, und, nach drei Monaten unerschütterlicher Standhaftigkeit (weil er die Heuchelei der

Bettelmönche mit besonderm Eifer entlarvt hatte) den Barfüßern zu Lucern mit dem Auftrage der übelsten Behandlung überliefert. In der Hand seiner niedrigsten Feinde, von denen, welchen er nützlich war, verlassen oder schlecht unterstützt, in seinem Thurm endlich vergessen, blieb Felix Hemmerlin sich selbst gleich, bis er das Schicksal ermüdete. Einmal sagte er dem nicht bösen, aber unachtsamen Guardian dieser Barfüßer: „Der Strom der Aare sei vom Alpenschnee „in einem heißen Sommer über die Mäße angeschwollen, wobei jemand bemerkt, wie ehrlich die Soloturner sein; sie könnten aus der Aare viele tausend Eimer Wasser entwenden, ohne daß die Baseler es merkten. Pater Guardian, aus eurem Ueberfluß könntet ihr mir viel thun, das die Feinde nicht wüßten.“ Nach einigen Monaten erwirkte ein mächtiger Freund oder der Bischof oder ein Schamgefühl, daß erlaubt wurde, ihn menschlich zu behandeln; er bekam wenigstens einen Theil seiner Bücher, auch wohl seine Leute wieder. Jene benutzte er ferners für die Gerechtigkeit, selbst wenn sie den Verfolgern vortheilhaft war, und um für alle Wahrheiten, wegen deren er litt, Anhänglichkeit zu bezeugen. Seine letzten Worte verhallten vor den Barfüßern; er aber, nicht weniger froh, eilte aus Gundolfingers und Nydhards Welt hinüber in die ewige Stille, oder an den, von ihm und den Besten, erwarteten Ort gerechter Ordnung der Dinge.

Schön sind die Tage bei Morgarten, bei Laupen, bei Sempach, bei Murten; viele sind in schweizerischen Jahrbüchern der schönen Tage in Friede und Krieg;

aber das wisse die Schweiz, jeder Fürst, jedes Volk, daß die Unterdrückung Eines gerechten Mannes ein Fleck in allen Geschichtsbüchern ist.

Ulrich Resch (IV, 5)

Dreißig Jahre alt war Ulrich Resch als er die Sanctgallische Pflege übernahm, und regierte als Pfleger sieben Jahre, acht und zwanzig als Abt und Fürst; ein Mann von majestätischer Gestalt, voll Herrschaft über sich, denen die er hochachtete einnehmend, sonst ganz Herr, und wenn man ihn fürchtete, von schreckendem Ton. Neben seinem Bette hatte er eine Schreibtafel mit Kreide, damit kein guter Gedanke, deren die Nachtstille in großen Seelen viele entwickelt, verloren gehe. Denn sein ganzes Leben war That; er hatte nur Eine Leidenschaft, den Staat herzustellen. Er machte sich nichts daraus, die Forderungen der Sinnlichkeit zu erfüllen, da er sich von derselben weder schwächen noch beherrschen ließ. Die kaum vermeidlichen Streithändel hat er unaufhörlich mit größter Geschicklichkeit geführt: neben einem wesentlichen Artikel pflegte er viele geringe aufzustellen, und diese nach und nach fallen zu lassen, um von den Ermüdeten die Hauptsache zu erhalten; Arbeit war ihm Lust. So genoß er vor andern seines Lebens, des größten Ansehens und des Ruhms, zweiter Stifter von St. Gallen, ein größerer Fürst als mancher König zu seyn.

Nicolaus Cusanus (IV, 6)

Claus Krebs, eines armen Fischers Sohn aus dem Dorfe Cus, an der Mosel, im Trierischen, Berncastel gegenüber, am Fuße guter Weinberge, hatte von der Natur einen forschenden, tief eindringenden und vielumfassenden Geist, womit er auf dem Wege der Sachwalterei sein Glück machen wollte. Aber das römische Recht, unbeleuchtet, wie es war, von Geschichte und Philosophie, durch Distinctionen und Glossen weniger erklärt als verwirrt, befriedigte den Jüngling nicht. Der erste Proceß, den er, aus Vergessenheit einer Formel, zu Mainz verlor, bestimmte ihn zu der größern Laufbahn, welche den letzten und ärmsten des Pöbels zum Fürsten und Herrn der Völker und Könige erheben mochte, dem geistlichen Stand. Dessen wesentliche Beschäftigung mit den tiefsten und höchsten Geheimnissen göttlicher und menschlicher Dinge, mit Erklärung des ältesten, mannichfaltigsten und von vielen Seiten merkwürdigsten Buchs und mit einer leitenden Kenntniß der Menschen verband der Jüngling aus Cus mit einer scharfsinnigen, freien Betrachtung der Natur des Himmels und der Erde, der mancherlei Religionswege, der in finstern Zeiten entstellten Geschichte, untersuchte, verglich und setzte fest worauf es ankomme. Dabei hatte er einschmeichelnde Gewandtheit der Sitten, war ungemein listig, ließ sich nichts nehmen, und suchte immer weiter zu kommen. Obwohl zu gelehrt und frei um von Rehermachern unangetastet zu bleiben, wußte er durch Verhüllung dessen, was er nicht klar sagen durfte, und seine Anhänglichkeit für die ersten Männer

des Zeitalters jenen zu entgehen, ohne bei der Nachwelt den Ruhm einzubüßen, daß über den Bau des Weltalls, über die Quellen des geistlichen Rechts und andere wichtige Materien er über sein Zeitalter hinausgesehen. In seiner Jugend war er für die Theorie von dem vorzüglichen Ansehen der Kirchenversammlungen: diese Partei verließ er anfangs heimlich; entweder schien die Absetzung des Papstes ein zu starker Schritt, oder die Kirchengeschichte und Erfahrung hatte ihm den Geist und Gang solcher großen Convente anders gezeigt, als wie sie haben sollten. Also wurde er eine Hauptstütze des päpstlichen Stuhls, welchen Eugenius, vom Hause der Condulmeri, in jener schweren Zeit mit Klugheit und ernster Majestät füllte.

Behmgerichte (IV, 6)

Nach diesem traten die Eidgenossen in den Verein vieler oberländischen Fürsten und Städte, jedermann Recht finden zu lassen, aber Eide zu nehmen, daß niemand solches in Westphalen bei heimlichen Gerichten suche. Diese, deren Ursprung, Natur, Gränzen und Regeln unzugängliches Dunkel barg, woraus bisweilen wie ein Blitz die Zeltung einer plötzlichen fürchterlichen Hinrichtung fuhr, hatten in Zeiten, wo kein Recht vor Gewalt aufkommen mochte, eine wohlthätige Majestät. Als Städte und Länder bestimmtere Rechte durch populäre Verbindungen, als bald Reichsreformen und Landfriedsvorschriften, bald aufstrebende Landeshoheit jedem teutschen Mann Leben und das Seinige sicherten,

wurden sie zwecklos, und das Geheimniß, nachdem die Würde von ihnen gewichen, gefährliches Werkzeug eigennütziger Bosheit.

Philipp der Gute (IV, 6)

Bald nach diesem starb zu Brügge in Flandern der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, in dem ein und siebenzigsten Jahr eines so edeln als genußreichen Lebens, nachdem er acht und vierzig Jahre in jedem Sinn der erste Herzog der Christenheit gewesen war; kriegerischer Held in der Blutrache seines Vaters, oder wenn Uebermuth planloser Flamingen, oder Lüttichs unruhiger Geist, Verwirrung drohete; dann an der Spitze eines wohlgewählten Raths seiner selbst und der anderen Herr; immer verehrt, geliebt, fest, nicht unerbittlich; in ganz Europa der freigebigste, als er starb dennoch der reichste Fürst; weniger durch die zwei und siebenzigtausend Mark an Gefäßen von Silber, Gold und Edelsteinen, die prächtige Büchersammlung und seinen vollen Schatz, als durch den in seinem wohlgeordneten Land verbreiteten Flor und Ueberfluß. Ein Garten Gottes, ein Sitz wie ihn der Allmächtige einem geliebten Volk kaum schöner geben konnte, so schienen Philipps Niederlande. Sieben natürliche Töchter, acht Bastarde, wohl ausgestattet, hinterließ der Fürst. Das Herzogthum seiner Väter, sammt Hochburgundien, Artois, und Flandern, voll gewaltiger Städte, und Mechelns Herrlichkeit (sein Erbgut), und was er erwarb, sein prächtiges Brabant, und Limburg, das getreue, großer Kaiser hohe Vater:

stadt Luxemburg, nebst Namurs eisenreichem Gebirg, und Hennegaus unerschöpflichen Fluren, Gelderns Schirm, das ungleiche Zütphen, Antwerpen, Hauptstadt der Handlung, und was in Seeland, Holland und bei den Westfriesen tausendjährige Mühe freier Menschen über die Wellen erobert, jene kühnen Schiffer, diese stolzen wohlgenährten Bürger und Hirten, des größten Handels Weg und Sitz, und die Ritter, welche sein Bließ geziert, oder die es verdienten, der Burgunder gehorsame Liebe, den im Testament aufgefrischten Ruhm bis an der Christenheit äußerste Gränze, das erbt sein einziger ehelicher Sohn, der Graf von Charolois, Karl, genannt der Kühne.

Ludwig XI. Karl der Kühne. (IV, 7)

Den Thron bestieg Ludewig nach mannichfaltiger Erfahrung der Menschen und des Glücks, mit einem durch schwere Zeit beugsam gemachten Geist, welchen er nicht mit Schulspekulandigkeiten verwirrt, aber durch Kenntniß der Geschichten und Rechte mehr als andere Könige gebildet hatte. Da er sich nicht als den Herrn, sondern als obersten Beamten betrachtete, und kein geringeres Beispiel als Karl den Großen sich vorbildete, weihte er seine ausgezeichneten Geistesgaben und sein ganzes Leben der Berufspflicht. Hierzu erhöhte er seinen Sinn (der wäre kein König, dem Privatugenden genügten). Also erfüllte er sich, wie alle großen Menschen, mit dem Glauben der allerbesten Vorsehung, fürchtete Gott und wollte daß ganz

Frankreich dieses wisse. Im übrigen waren seine Religionsbegriffe den Zeiten gemäß, wo die Fürbitte frommer, und mancherlei Verehrung heiliggesprochener Personen viel galt: man glaubte, Gott sehe milder auf unsere Schwäche, wenn sie größerer Vollkommenheit sich gleichsam angeklommen hält. Weiter hatte der König eine ruhige Unerforschlichkeit. Obwohl er sich meist mit einer Vorsicht benahm, welche seine Feinde Furchtsamkeit nannten, hatte er den Fürstensinn, sich nie durch Zufälle schrecken zu lassen; so daß mit der Noth sein Geist sich entwickelte. Da er, wie ein großer König soll, nach der ihm bewohnenden, allgemeinen Uebersicht alles wichtige selbst führte und bei der mannichfaltigen Untreu seiner factiösen Zeit nicht immer die Absicht seiner Befehle erklären konnte, forderte er pünktlichen Gehorsam. Eben derselbe hielt für unziemlich, neue Auflagen oder Kriege anzuordnen, ohne dem Volk die Gründe begreiflich zu machen. Unermüdet war er in Erforschung der Denkungsart und persönlichen Umstände aller bedeutenden Männer in seinem Reich und in auswärtigen Ländern; unermüdet, wen er wollte, und besonders wen er durch freien Scherz oder auf andere Art beleidiget hatte, durch gute Worte, Herablassung und Geschenke zu gewinnen. Mit dem schlechterzogenen, unwissenden, eiteln Adel redete er nicht von Geschäften, sondern bediente sich solcher Leute, die alles ihm schuldig waren und welche er, wenn sie undankbar wurden, ohne Beleidigung einer großen Verwandtschaft wieder vernichten konnte. Denn so vertraulich er mit seinen Leuten lebte und, wie andere, manchmal von ihnen betrogen wurde, dennoch

zitterte selbst sein geliebter Cressol, die Königin, das ganze Haus und Volk vor seinem Geist und Willen. Dieser gewaltige König störte in bürgerlichen Dingen den Lauf der Gerechtigkeit nicht, verehrte, wenn er sich geirrt, gewissenhafter Obriqkeiten treuen Widerstand, und indeß er durch Vergleichung fremder Geseze die französischen vervollkommen wollte, war er von Prahlerei damit so fern, daß er es geheim behandelte, um das Ansehen bestehender Geseze nicht zu erschüttern. So wenig er anfangs auf Kost und Kleidung hielt, so gut wußte er seine Pariser am Gastmahl zu gewinnen und, wenn es sein mußte, erschien er majestätisch. Die Steuern, so ungern er daran wollte, mußten erhöht werden; er gab aber leidenden Bezirken vielsährige Freiheit, selbst von älteren Abgaben; dabei sorgte er für billige Brodpreise. Zweckmäßige Ausgaben sparte er nicht, mit Freundlichkeit gab er seinen Dienern und übersah Rechnungsfehler, wenn Verdienste sie bedeckten. Er war nichts weniger als verschwenderisch mit dem Leben seiner Kriegsleute, und erwartete, was andere von Schlachten, von den Fehlern seiner Feinde. Diese wußte er eben so wohl zu veranlassen als zu benutzen. Ueberhaupt suchte er nicht so wohl Vergrößerung als freie Hand. Man kann sagen, daß das Königthum in Frankreich Er hergestellt hat.

Karl von Burgund war um eilf Jahre jünger als der König; von mittlerer Größe, sehr starkem Bau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, der Habichtsnase, einem etwas länglichten Gesicht, breiter Stirn und etwas hervorstehenden Kinn,

in allen Zügen voll kriegerischen Ernsts. Er hatte viel von der Gemüthsart Johann des Furchtlosen, seines Großvaters, der Frankreich vorzüglich verwirrte. Sein unaufhörlich arbeitender Geist (wie er denn Morgens um sechs Uhr immer seine Geschäfte anfieng) hatte seine Lust an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohn des macedonischen Philipps, dem Can-nensischen Sieger, dem einzigen Cäsar, und entwarf mit größter Kühnheit weitaussehende Plane, die er nicht sowohl sich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in früher Jugend gegen den herrlichsten Ritter im Waffenspiel und an der Seite seines Vaters zweimal in Schlachten gestritten, alsdann zu Montlhery über den König den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt und den Stolz von Gent gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur sich, gab seinen Willen zum Gesetz und hielt einen allezeit kriegerischen Stand. Mit seinem Muth war verbunden, daß er meist mit Offenheit handelte; seine Art war so, daß niemand Hinterlist von ihm argwohnte: doch hat aus Vergrößerungsabsichten auch er in Tractaten sich dieselbe erlaubt, und einen Mann aufgeopfert, welcher sich auf ihn verlassen hatte. Einige sind überwiesen worden, daß sie auf seinen Antrieb den König Ludewig und den Dauphin haben wollen vergiften; welches der Herzog sich erlaubt haben mochte, weil er Karl von Guienne, des Königs Bruder, dessen Schwäche das Hauptwerkzeug der Verwirrung Frankreichs gewesen, durch den König eben so von der Welt gebracht glaubte. Voll

der größten Projecte, für deren systematische Behandlung seine Fassungskraft nicht groß genug war, wußte er, bei Aufwallung seiner Leidenschaften, sich öfters nicht zu helfen; dann warf er sich in das Geschäft, welches er hätte führen sollen; dazu gab langes Glück ihm den Muth. In Friedenszeiten war er in Andachtsübungen Morgens und Abends ziemlich genau; doch sein feuriger Geist hierin sich nicht gleich. Reliquien führte er mit, wie der König, nach damaligem Glauben, oder weil die prächtigen Capseln zum Schmuck gehörten. Die Fasten (Uebungen der Enthaltbarkeit, eines Mannes wohl würdig) hielt er genau. Hingegen ist getadelt worden, daß er alles seiner Einsicht zuschrieb, ohne zu erkennen, wie entscheidend die von der Ersten Ursache geführte Zusammenordnung der Umstände ist. Almosen betrachtete er wie der König als durch die christliche Religion vorgeschriebene Pflicht, worin den Regungen des Herzens zu folgen sei: sonst war er in Freigebigkeiten ohne Zurückhaltung bedächtlich. Er ehrte sich zu sehr, um sich mit Speisen oder Wein zu überfüllen. So wenig er auf Tanz und weiblichen Umgang hielt, so gut wußte er, wo es sein mußte, mit zu halten; einem Fürsten, der die Gemüther gewinnen soll, darf nichts fremde, und was er thut, nie ungeschickt sein. Daher, da er eine musicalische Stimme sich nicht geben konnte, er den Mangel durch Theorie der Kunst bedeckte und seine Hofmusik eine der ersten blieb. Uebrigens war seine Lust an Wildschweinsjagd, Reigerbeize und mannichfaltiger Waffenübung, worin er wie in allem unermüdet war. Auch übertraf er die meisten seiner Zeit im Schach=

spiel, das er nach dem Geist seiner Erfindung mehr wie Verstandsübung als wie Spiel ansah. Verdacht war und seine Feinde haben ihm vorgehalten, Keuschheit bei Weibern sei ihm leicht angekommen, weil er, wie die griechischen und römischen Helden, lieber mit Männern Wollust genossen.

An den Alten liebte er alles außerordentlich, und verstand nicht nur nebst fünf andern, auch die lateinische Sprache wohl, sondern (von seiner Jugendlectüre, den Rittergeschichten, unverdorben) ließ er täglich zwei Stunden die Historien von Rom sich vorlesen. Alexanders erhabenes Bild hatte er unaufhörlich vor Augen. Denn es war sein hoher Plan, wie dieser an den Persern die Griechen und ihre Götter gerochen, so, wenn einst (was nicht allzuschwer schien) Er seine Herrschaft von der Nordsee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländischen Christenheit mit aller Macht von Burgund eine größere Unternehmung, die Befreiung des östlichen Europa von den Türken, auszuführen.

Er hielt prächtigen Hof, strenges Recht, vortreffliche Miliz und Ordnung der Finanzen. Meist sah man den Herrn glänzend mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren und Rittern, so daß an Zahl, Herrlichkeit und Ordnung des Hofes kein Fürst ihm gleich kam. Bei Feierlichkeiten trug er ein Kleid, welches an Gold und Edelsteinen über hunderttausend Goldgulden geschätzt wurde. Die Säle und Capellen waren mit den ausgesuchtesten Tapeten und nie gesehenem Ueberflusse silberner und goldener Geschirre geziert. Auf achthundert Gulden war der tägliche

Aufwand der Tafel berechnet: wovon er selbst nicht viel genoß; aber er hielt für fürstlich, Vergnügen und Ueberfluß um sich zu verbreiten. Nach dem Essen und nach den Geschäften ließ er sich durch die Cammerjunker belustigen; wie er auch im Felde manchmal den gespannten Geist durch die Einfälle des Jünglings, der die Standarte trug, sich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freitags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit saß, empfing er die Bitten und Beschwerden seiner Diener und Unterthanen auf das freundlichste; er gab auch allein jedem Zutritt und (was man bei Fürsten sucht) schnelle Hülfe, oft in der Maße, daß der Canzler während der Audienz zu rescribiren hatte. Daher, wenn man ausnimmt, was wegen besonderer Verhältnisse in Oberelsaß unbestraft blieb, so lang und weit Karl geherrscht, alle Familiensfehden und Eigengewalt vornehmer über gemeine Leute aufgehört haben und an den Beamten mißbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Mosel, bei dem Nußbaume zu St. Maximin, wie er den geringsten Diebstal unerbittlich schnell bestraft.

Ueberzeugt von dem Nutzen, seiner von Natur und Alters her tapfern belgischen und burgundischen Miliz durch einen in Handgriffen und Wendungen geübten Kriegsfuß Haltung und Muster zu geben, selbst aber gegen fremde List und innern Aufstand gefaßt zu sein, errichtete er eine Ordonnanz. Acht, nachmals zwölfhundert reisige Kriegsmannen, jeder mit einem Schildknappen und Waffenträger, viertausend Schützen, deren drei Viertheile zu Pferd, zweitausend Pikenters,

bei den Büchsen sechshundert und eben so viele bei den Feldschlangen war der erste Fuß und Kern, dem, nach den Umständen, größere oder geringere Abtheilungen der Landmiliz oder englischer und italiänischer Hülfsvölker angeschlossen wurden. Befehligt wurden sie von den Großen des Landes; häufig schimmerte auf der Hauptleute Brust das goldene Bließ, welcher Orden wie nicht viele andere aus so alter Zeit den Glanz noch erhält. Es trugen die Kriegsmanne ihren vollen Küras, die gewaltige Lanze, das breite kurze Schwert, einen Streitkolben, den schönprangenden Helm und andere, nur Ungewöhnten schwere, übrigens probhaltige Bedeckungswaffen. Zuerst war das Corps in Rotten getheilt, jede in Decurien. Hierauf bekam eine jede aus hundert Lanzen bestehende Compagnie, der die Pikieners und Schützen zugeordnet waren, unter einem Hauptmann, die Untertheilung in vier Schwadronen, deren jede vier Cammern hatte. Vielfältig wankten die Schöpfer des neuern Kriegswesens, ob die Bewaffnung und Einrichtung der Phalanx oder der Legion nach dem neuern Gewehr vorzuziehen sei; bis Kriege in mancherlei Ländern große Feldherren belehrten, daß nach den Umständen die Geschmeidigkeit letzterer oder die Festigkeit jener den Vorzug verdient, und das zu jeder Form geschickteste das vollkommenste Heer sei. Der Artilleriepark war zu dreihundert Stücken berechnet; es folgten zweitausend Wagen mit Pulver, Armbrusten, Bogen, Pfeilen und Pikien; tausend größere, eben so viele gemeine Zelte. Vieles bei Belagerungen wurde nach alter Art an Ort und Stelle gebauet. Die mauerfest stehenden Pikieners mußten mit gesenkter

Pike schnell niederzufallen, um die von ihnen bedeckten Schützen wie über eine Mauer schießen zu lassen. Auf beiden oder von allen Seiten Fronte zu machen, das Viereck, den Keil, die Ründung, hatte man von den Alten. Für die Abhärtung und für die Bereithaltung auf jeden Augenblick war gesorgt; und im Ganzen, nebst verständiger Mischung der Waffen, löblicher Zweck, den Schaaren Selbstgefühl und Gemeingeist zu geben. Vergehungen wurden mit empfindlichem Verlust, nicht leicht auf entehrende Weise gestraft. Vollkommene Unparteilichkeit war vorgeschrieben, auf daß Gefühl der Gleichheit alle Cameradschaften gleich feurig für den Fürsten, der sie sein Haus nannte, gegen alle seine (ihre eigene) Feinde zu höchster Anstrengung entflamme. Das Fluchen war verboten: der Soldat muß den Gott ehren, bei dem er schwur. Das Würfelspiel; denn es macht habfüchtig, bringt Haß oder Zorn, macht immer Einen mißmuthig. Bei der Unmöglichkeit, kraftvollen Jünglingen strenge Enthaltbarkeit anzugewöhnen, strafte er die, welche selbst in eroberten Städten durch Muthwillen eheliche Bande zerrissen, ließ aber bei jeder Compagnie dreißig Weiber, deren keine eines einzigen sein durfte, und über sah allerhand Dinge. Wo kein Feind nahe war, gestattete er, wie Cäsar, viel. Er liebte seine Leute; waren sie krank oder verwundet, so sorgte er für sie wie ein Vater. Mit so viel größerem Recht war er gegen Treulosigkeit streng; und forderte im Krieg um so ernsthafter von jedem die Pflicht, da täglich er der erste auf war, die wichtigern Posten selbst in Augenschein nahm, der letzte und unausgekleidet sich dem

Schlaf überließ. Da die Ordonnanz eine halbe Million Thaler und jeder Feldzug zwei Millionen Franken Aufwand erforderte, und seine Länder, nicht aus Ohnmacht, aber weil sie es nicht gewohnt waren, murrten, bemühte er sich die neue Last nützlich und möglichst leicht zu machen. (So hart er jeden Aufruhr niederschlug, so nachgebend hörte er Vorstellungen.) Also hielt er in seinem ganzen Land Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe von innern und, wenn er nicht selbst sie sich zuzog, auswärtigen Feinden. Was der Kriegsmann im Quartier zu fordern habe, die Nahrungspreise, die unausbleibliche Schuldenzahlung, alles hatte so genau seine Bestimmung, daß wenn Gardeofficiers Unordnung übten oder zuließen, als die Schänder ihrer eigenen Ehre und Mörder der fürstlichen, als unwürdig unter Ehrenleuten zu erscheinen und über tapfere Männer zu commandiren, cassirt wurden. Selbstaufopferung für Pflicht und Ruhm und für Festhaltung öffentlicher Ordnung, das ist militärische Ehre.

Karl von Burgund hatte Feuer, Muth, Arbeitsamkeit, Festigkeit, in allen seinen Zeiten. So lang der weise Vater in ungeschwächter Kraft Herr blieb, wich der unbeugsame Sinn der Klugheit oder wurde gebrochen durch des ehrfurchtgebietenden Fürsten Zorn. Das Glück bei Montlhery hat Karln (doch nicht bis zu Vergessenheit seiner Pflichten) verblendet. Uebermüthig wurde er durch des Herrschens und Siegens Gewohnheit, entfremdete sich den mit ihm erwachsenen Räthen, hörte italiänische Schmeichler, und warf sich in die teutschen Händel, die er nicht kannte. Weil sie

nicht glänzten, mochten die Teutschen verächtlicher scheinen. Das Unglück verhärtete ihn; er unterlag ihm nicht, aber er fiel.

Schlacht bei Murten (V, 1)

Der Morgen des zwei und zwanzigsten Brachmonats dämmerte; das Gewölk schien sich zu verziehen; zu Gümmingen hielten sie Frühmette. Nachdem sie sich durch einen guten Trunk gelabet und Waldmann sein Volk gestellt, als nun die Banner zusammenzogen, liefen viele herbei, seine vortreffliche Ordonnaß zu bewundern. Da erwachte in allen vier und dreißigtausenden (Zahl der Schweizer) die Begierde der Schlacht mit solchem Ungeßüm, daß das Morgenbrod von den meisten verschmäht wurde. Die Hauptleute beschloßen, den Grafen von Romont durch nur ein Theil des Heers und durch die Landleute vom Insalgau in Unthätigkeit zu halten, mit aller Macht aber auf den Herzog loszugehen. Die Ordnung machten sie in dem Murtener Bannwald; ein Hügel deckte sie noch. Die Vorhut übernahm Hanns von Hallwyl, Ritter, aus uraltem Nargauer Adel, Bürger von Bern, in blühendem, kraftvollem Alter, Kenner der Menschen und Waffen, in den Kriegen der Podiebrade, der großen Hunyade gebildet; er, mit bloßem Schwert voran; neben ihm von Freiburg Fegeli und Wipplingen; um ihn die Waldstätte, jene alten, Oberland und Entlibuch; auf den Flügeln Reifige, in zwei Treffen unter Dswald; unter Herzog René, Armbrustschützen, lange Spieße, Büchsen. Es folgte unter Hanns Waldmann

der Gewalthaufe mit allen Zeichen und Bannern sowohl der Eidgenossen als niedern Vereinigung, in deren Rücksicht Wilhelm Herter, Hauptmann der Straßburger, das Commando mit ihm theilte; tausend lange Spieße, Mordärte und Hallbarden waren um die Banner, den Mittelpunkt. Caspar aber von Herenstein, einer der vornehmsten zu Lucern, den die grauen Haare gebietender, nicht schwächer machten, befehligte die Nachhut. Tausend Mann recognoscirten; sie stießen auf die Vorposten.

Der Herzog von Burgund, unaussprechlich erfreut (gestern wollte er den Feind suchen), gab das Zeichen, in Schlachtordnung zu treten. In tiefe Säulen geordnet stellte er das Fußvolk seines Gewalthaufens der feindlichen Vorhut auf einem Ackerfeld entgegen; auf den Flügeln Reiterei; das Geschütz, vor der Fronte, war bedeckt von einem Grünhaag, der nur für vier Pferde Zugang ließ und einen Graben vor sich hatte. Der ganze Himmel wurde von schweren Wolken dunkel, es regnete nun stark. Bei den Eidgenossen wurde der ungestüme Muth von den Hauptleuten, bis die Zeit gekommen sei, verschiedentlich aufgehalten. Zuerst, noch im Wald, wurde dem Herzog von Lothringen, den vornehmsten Hauptleuten, und, ohne Rücksicht auf die Geburt, sehr vielen würdigen Kriegern von den Grafen von Thierstein und Dettlingen und Wilhelm'en Herter die Ritterschaft gegeben; die Umstände nöthigten hiebei viel zu übersehen. Da sie auf das Feld kamen, erblickten die schweizerischen Hunde, deren treue Wachsamkeit in damaligen Kriegen sehr nützlich schien, die, welche der Feind hielt;

jene, viel stärker und wilder, überwältigten diese, welche mit großem Geheul zu ihren Herren flohen; beiderseitigen Kriegern ein nachdenkliches Spiel.

Bei Anblick der Burgunder befahl Hallwyl Halt; sein Heer umgab ihn; er, mit Frohsinn ernst, redete und sprach zu ihnen: „Biderbe Männer, Eidgenossen, „Bundsgenossen! Hier sind sie vor euch, die Mörder „eurer Brüder zu Granson, zu Brie, die über euer „Vaterland, eure Weiber und Kinder zu Lausanne das „Loos geworfen. Ihr habt begehrt, euch zu rächen: „hier stehen sie, vor euch. Viele sind ihr. Bedenkt, „Eidgenossen, wie viele Feinde unsere Väter heute, „an diesem nämlichen Tag, vor hundert und sieben „und dreißig Jahren in der Schlacht bei Laupen da- „nieder gelegt. Derselbe Gott lebt noch, und noch „in euch derselbe Muth. Streite jeder, als wäre das „ganze Glück des Tages, des gemeinen Wesens der „Eidgenossen und aller seiner Geliebten in seiner Hand „allein. Brüder, auf daß der unsern Vätern half, „heute auch mit uns sei, sammelt euch; betet!“ Sie fielen nieder, breiteten die Arme aus. Indem sie beteten, drang die Sonne durch die Wolken in ihrer vollen Pracht vor! Schnell der Feldherr auf, schwenkte hoch sein Schwert und rief: „Biderbe Männer! Gott „will uns leuchten; auf! Gedenket eurer Weiber und „Kinder. Deutsche Jünglinge, wollt ihr den Welschen „eure Geliebten preis geben?“ Nun vorwärts, aber nichts überließ der Feldherr wildem Feuer.

Indem er voran rückte, sprengte Wilhelm Herter, Hauptmann der Vereinigung, an der Eidgenossen Schlachthausen, mit dem Vorschlag, gegen übermäch-

tigen Angriff der viel zahlreichern Reiterei das Heer durch eine Wagenburg oder einen Berhau zu sichern. Vermuthlich wurde von der Leibwache auf den Höhen befürchtet, daß sie den Eidgenossen zu der Zeit in die linke Seite falle, wo das Geschütz hinter dem Grünhaag ihre Fronte in Unordnung bringe. Stillschweigen; man sah verbissenen Mißmuth. Endlich redete Felix Keller, Waldmanns Freund, ein Züricher: „wollen die Bundsgenossen, uns zur Seite, redlich streiten, so mögen sie kommen: wir schreiten fort, anzugreifen, wie unsere Altvordern; künstlich Ding ist nicht unsere Art.“ Sofort fuhr er dahin, und gebot, aufzumarschiren.

Die Burgunder, welche Stunden lang im Regen gewartet, schlossen aus der Haltung des Feindes, derselbe habe sie aus ihrer guten Stellung locken wollen. Da mehrere Pulverwagen und die Bogen der Schützen durch die Nässe sehr gelitten, wollten sie gegen Mittag in das Lager zurück, indeß vermittelst einer plötzlichen Wendung die schweizerische Vortrupp die Lücke des Grünhaags bedrohetete. In zwei Treffen rückten sie an, links Hallwyl, der Gewalthause rechts, Hertenstein hinter ihnen, bereit auf alles. Also begann das burgundische Geschütz zu spielen; so daß vielen Eidgenossen die großen Kugeln den Kopf wegschossen, viele Reifige von Lothringen aus dem Sattel geworfen, dem Herzog René selbst sein Leibpferd erschossen, über dritthalbhundert Mann, bei hundert und dreißig des Gewalthausens niedergelegt, und besonders die Lothringer von den burgundischen Reifigen in äußerste Noth gebracht wurden. Doch fuhren die meisten

Schüsse zu hoch, in die Bäume, hinweg über den Feind, welcher ihre Wirkung mit unaufhaltbar starkem Schritt bald unterließ. Indeß an diesem Ort für Karl nicht ohne Hoffnung und mit gesammter Anstrengung gestritten wurde, umzog den Grünhaag eine von Hallwyl heimlich beorderte Trupp, fiel von oben her mit großem Geschrei dem Feind in die Seite und erschof den leitenden Büchsenmeister, worauf Schrecken und Unordnung das Geschütz in die Hände der Schweizer gebracht. Alle Eidgenossen entflammt sprangen in den Graben, rissen, traten den Grünhaag nieder; die Entlibucher, die Oberländer trugen mit ihren gewaltigen Armen die schweizerischen Büchsen hinüber, wandten die burgundischen, und nöthigten den Feind, seine Stellung aufzugeben. Er zu seinem Herrn. Denn unangetastet stand von Cour-levon bis zum Bec-le-Greng der burgundische Schlachthause unter dem Prinzen von Dranien und Philipp von Crevecoeur, links am See der große Bastard mit Adolphen von Ravestein, rechts Karl, persönlich vor der Fronte, der Neapolitanische Prinz und ein Herzog von Somerset bei ihm, die Leibwache, die tapfere Schaar der Engländer, die beste Reiterei; hinter Murten Romont, nun maskirt, wenn er aber Luft bekäme, ein gefährlicher Feind. Zu nichts wurde dem Herzog Zeit gelassen; indem Hallwyl und nun mit Macht auch Hertenstein die Höhen von Cour-gevaur reinigten, Lothringen rachevoll, und Greyerz, Thierstein mit dem Fußvolk wetteifernd, Waldmann aber mit dem Gewalthausen das Hauptheer zu keiner Fassung kommen ließen, und Bubenberg sich nicht scheute, des Bastard Antons

Lombarden unter den Bäumen am See durch einen Ausfall in Verwirrung zu bringen. Es hatte der Herzog von Burgund in seinem wohlgeordneten großen Heere viele dieses Kriegs äußerst unwillige Unterthanen, viele besoldete Ausländer, welche den furchtbaren Kampf scheuten, zwischen beiden Haß und Mißtrauen, eine überhaupt unglückliche Stimmung, und wenige Befehlshaber, welche nicht er beleidiget oder König Ludwig oder Unglaube an sein Glück in ihrer Treu erschüttert hatte. Der Feind war einig für die Stadt Bern, und jeder für sich, kecker, wenn er gelitten, und, als zum Tod entschlossen, ganz heiter und fest.

Entschieden wurde, nicht weit von Karl (der es sehen konnte) durch ein äußerst lebhaftes Gefecht, worin die Garde und vorzüglich die Engländer mit überaus großer Tapferkeit stritten. Sie wurden durch den Vortheil des Ortes und die überlegene Wuth und Menge zurückgeworfen, brachten in die Reiterei Verwirrung, in die Seele des Herrn das Entsetzen vor seinem Geschick, Flucht in das Heer. Und, noch Einmal sich ermannend, warf Somerset die Grafen von Thierstein und Greyerz, als zugleich Karl ihm auftrug, den Rückzug des Fußvolks zu decken, und eine feindliche Kugel ihm den Tod brachte. Underthalbtausend Edle lagen erschlagen; Philippen von Grimbergh, den reichen vortrefflichen Jüngling, hatte Karl fallen gesehen. Als die Noth nahe kam, so daß Jacob von der Maes das ihm vertraute Banner oder sein Leben aufgeben mußte, wand er das Banner um seinen Arm und Leib und nahm den Tod. Um diese Zeit erschien auf den Höhen

im Rücken des Heers ein starkes Corps Hertensteins. Indem sank das Banner des großen Bastards; es hatte ein Mann von Hasli dasselbe gewonnen. Da fiel dem Herzog Karl sein Muth, es verdroß ihm der Schlacht und des Lebens, er wandte sich, dreitausend Pferde mit ihm; er floh. Jenseit der Wahlstatt zerstreuten sich jene; daß der Fürst, außer sich, ohne zu sprechen, mit kaum dreißig Mann, Tag und Nacht, am liebsten des Nachts, reitend an den Genfersee kam.

Auf dem Schlachtfeld aber bei Murten walteten über dem verlassenen Heer alle Arten des Todes. Alle eidgenössischen Banner und Fahnen ergossen sich stromweise auf dem zwei Stunden langen Weg nach Willisburg, und über dem Geschrei: „Brie! Granson!“ wurde keinem Bittenden das Leben geschenkt. In der allgemeinen Verzweiflung beschlossen mehrere tausend Kürassiers und Lombarden durch den weit hinein beschilften See an Murten vorbei zu dem Grafen Romont zu kommen. Dichte an einander standen die Männer im Wasser, als durch die Schwere der Pferde und prächtigen Rüstung der morastige Grund einsmals sank; andere, durch Rachen und Schüsse der Stadt weiter hinausgetrieben, wurden plötzlich von Tiefen verschlungen; so daß von viel tausenden ein einziger Kürassier wunderbar sein Leben gerettet.

Schlacht bei Nancy 1477 (V, 1)

Der Anzug eines schon an Zahl überlegenen Heers der Sieger von Granson und Murten wurde dem burgundischen möglichst verborgen. Sehr gering war die-

ses und schlecht, finster, wie das Gemüth Karls, leidend von Krankheiten, in Mangel, ohne Geld, noch Muth, von Campobasso verrathen, treu an sich. Der Zustand wurde dem Herzog vorgestellt; er in seinem Grimm; „Und sollte ich allein hervortreten; mit dem „Jungen von Lothringen mache ich nie Friede; ihr „aber, ihr seid lauter Baudemonts.“ In jener fürchterlichen Weihnachtskälte erfroren einige hundert Mann und Pferde; da brach die Geduld, so daß man ihm fluchte; einige verließen ihn. Der portugiesische König Alfonso kam zur Vermittlung in das Lager; Karl war einziger Sohn der Schwester seines Vaters; der vorstehende Untergang des Hauses Burgund war niemand gleichgültig. Karl erwiderte: „Ob er übernehmen „wolle, Pont-à-Mousson wider die Lothringer zu behaupten?“ Da überzeugte sich Alfonso, daß sein Aufenthalt unnütz wäre.

Die anziehenden Schaaren, durch Nachtruhe gestärkt, setzten sich in Marsch nach dem blühenden Wallfahrtsorte St. Niclaus zu Barengeville. Gesehen wurden sie von den Reitknechten, welche mit den Pferden hinter dem Heer auf Dörfern lagen. Die wenigen Burgunder, welche Karl, nichts erwartend, auf dem wichtigsten Posten hatte, flohen oder verbargen sich. Doch die meisten fielen durch das Schwert, oder wurden in die Meurthe gesprengt, oder von dem Kirchturm in die unten aufgepflanzten Spieße geworfen, oder, weil der Herzog jene zu Granson bewiesene Grausamkeit an sehr tapfern Deutschen unlängst erneuert hatte, an Bäume gehangen. Sie, die Heranziehenden, versorgten sich mit Speise und lagen still.

Der Herzog von Burgund versammelte einen Kriegsrath. „Sie sind wieder da, die schlechten Kerls; die „seelenlosen Fleischmassen, von Trunk und Fraß aufgedunsen, sind hieher gewandelt; was meint ihr?“ Außer Campobasso waren die meisten Hauptleute der Meinung, „daß die Verproviantirung der Stadt Nancy „das einzige unvermeidliche Uebel wäre; der Herzog „möchte nur ausweichen, was der Feind eifrigst „wünsche, nämlich eine Schlacht, welche leicht mißglücken und verderblich werden dürfte; sie rathen ihm, „nach Pont-à-Mousson an die Mosel zu ziehen, er sei „noch nicht in dem Fall, verzweifelnd alles zu wagen; „auf Luxemburg liegt ein beträchtlicher Schatz; das „Heer könnte im Winter, obwohl sie Frieden wünschten, „hergestellt werden; wo der Herzog René das Nothigste im Krieg, das Geld, hernehmen wolle, um die „Eidgenossen viele Monate zu unterhalten, oder wiederkommen zu lassen! Er, der großmächtige Karl, „habe keinen Fußbreit Land, habe nichts verloren, das „er durch seinen Geist und Muth nicht wieder gewinnen könne.“ Da sprach der Herzog: „Mein Vater „und ich haben die Lothringer geschlagen; soll ich mich „zurückziehen vor dem Jungen? Diese Nacht wird „Nancy gestürmt, morgen schlagen wir uns.“ Sie, traurig, hinweg; ihn übernahm wechselweise Grimm und eine grauenvolle Ahnung. Das Krachen des Geschüzes, die Anordnung der Schlacht, übertäubte, zerstreute ihn.

Bestürmt wurde Nancy mit angestrengtester Kraft, beschossen aus dem letzten Vorrath von Steinen und Pulver, René hörte die Schüsse, bemerkte Nothzeichen.

Also gegen Mitternacht berief er die Hauptleute; sie versprachen den Entschluß auf Morgen. Beängstigt von der Furcht, jetzt noch möchte Nancy fallen, erwartete er unruhig den spät anbrechenden Tag. Da wurde an vielen Orten zugleich Messe gelesen. Als Frühstück sie gestärkt, marschirten sie auf Neuville. Ueber dem Lande lag Nebel.

Dem Herzog von Burgund wurde sein vortreffliches rabenschwarzes Pferd früh vorgeführt. Als er aufsaß, fiel von seinem Helm dessen Zier, ein goldener Löwe, ihm auf den Sattel. Mit verbissenem Unmuth seufzte er, „das ist von Gott,“ gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was zu thun sei nach seinem Tod, sprengte vorwärts. Ein veranstalteter, oder benutzter, tiefer Wassergraben bedeckte die Fronte, Hecken die linke, die Meurthe die rechte Seite des Heers. Er, der große Bastard Anton, und Bastard Baldwin, in der Mitte, führten die lange, tiefe Säule des Fußvolks; rechts, nach dem Fluß, die italische Reiterei, Jacob Gaillot, der einsichtsvolle, treue, und Campobasso; links die übrige, der Oberlandvogt von Flandern, Josse von Lalain, ein tapferer Ritter; die Straße nach Nancy war von einer kleinen Höhe mit dreißig Schlangenbüchsen bestrichen.

Plötzlich wurde der rechte Flügel entblößt; Cola Campobasso mit achthundert Lanzen riß die rothe Schärpe und das Andreaskreuz von sich, gieng über, kam zu René: „Jene entehrende Hefigkeit Karls erlaube ihm nicht, länger bei demselben zu bleiben; Anjou von Jugend auf, kehre er zu alten Freunden zurück, um die er das Schloß Commercy, hier in

„Lothringen, einst wohl verdient; nur dessen Bestätigung wünsche er, bereit an diesem wichtigen Tag die größten Proben seines Eifers zu geben.“ René, noch zu St. Niclaus, besprach sich mit den Eidgenossen. Sie erwiederten alsobald: „An der Seite eines verrätherischen Welschen zu streiten, sei weder der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß.“ Als Campobasso dieses vernahm, besetzte er eilends die Brücke bei Bourrières-aux-Dames, einen höchst wichtigen Posten, an der Vereinigung der Meurthe und Mosel, wo die Flucht, welche er vorsah, wo Karl wohl selbst sich hinwerfen würde, um nach Luxemburg zu kommen. Zwanzig Leute, zu jedem Verbrechen entschlossen und fähig, hatte er in dem burgundischen Heer gelassen, alles zu sehen, und möglichst viel Böses zu thun.

Auf dem Marsch nach Neuville begegnete dem Heer ein Thurgauer von Frauenfeld, Georg Schreiber, und ein Mann von Art in Schwyz, genannt Schindler. Beide, vormals des Landes verwiesen, hatten in ihrem Verdruß burgundische Dienste genommen. Jetzt, wenn die Obrigkeit vergeben wollte, versprachen sie die Maßregeln des Herzogs und auch die Manier zu zeigen, wie sie zu vereiteln wären. Die Hauptleute, nicht weniger besorgt um das Blut braver Männer als für das Glück des Tages, verschmähten dieses nicht; man kannte die Männer; sie erboten sich, Führer zu sein.

Die Schlachtordnung machten sie an dem Neuwiller Teich. Das Fußvolk des ersten Treffens (Zürich und Freiburg dabei) führte Wilhelm Herter, durch Erfah-

rung, Verstand, Beredsamkeit, wie durch den Glanz von Murten, allgemein beliebt und verehrt; Oswald von Thierstein die Reiterei. Da trug Dom-Julien das Banner von Baudemont, ihm, dem Falkenier, folgte fröhlich der Bastard und viele Edle von diesem Land. Aber den Schlachthausen commandirte des Krieges Haupt, Herzog René, auf dem Pferd, welches er bei Murten ritt, in alt-lothringischer Uniform; er verbarg sich nicht, ein Mantel von Goldstoff hieng über die Rüstung; seine Stellung nahm er auf dem rechten Flügel, an der Spitze seiner lothringischen Reiterei; da waren seine Freunde von Bitsch, Leiningen, Salm, sein Hof, alle Großen des Landes. In der Mitte dieses Treffens alle Banner, zu Vermeidung von Eifersucht, ohne besondere Ehrenzeichen versammelt; die meisten Orte der Eidgenossen, die niedere Vereini-gung, die Hülfsvölker vom Erzherzog, stritten in dem Gewalthausen. Links an der Spitze der elsassischen Cavallerie kämpfte feurig der große Wilhelm von Rappoltstein, ein ernster, unternehmender, mächtiger Mann, zu zeigen, daß er Karl einst ungern gewichen. Einen Büchsenchuß hinter dem Treffen harreten acht-hundert Mann. Das Geschütz bei diesem Heer war un-wichtig und blieb außer dem Spiel. In fester ge-schlossener Ordnung, freudig als zum Kriegesfest, mar-schirten sie auf; der Boden war gefroren; Schnee er-füllte die Luft; als er aufhörte, blieb Nebel. Dieser betrog den Feind; seine Artillerie brannte los, ehe das Heer im Schuß war. Es wurde scharmuzirt, als liege nichts größeres im Sinn.

Sie zogen die Jarviller Straße. Nahe am Feind

geschah das Gebet. Hierauf gebot Wilhelm Herter linksam; einen rauhen verwilderten alten Weg, durch einen tiefen Bach, hinten hinauf den Berg, welcher das Schlachtfeld beherrschte; das Gestöber begleitete sie; da sie auf der Höhe waren, brach die Sonne hervor, mit ungewöhnlicher Wärme und Pracht. Als der Herzog von Burgund sich umgangen sah, befahl er eiligst, Gaillot solle den linken Flügel verstärken, dem Geschütz eine ganz andere Richtung ertheilt werden. Da erklang auf der Höhe das Urihorn, dreimal. Dreimal fuhr Todesschrecken durch das Herz Karls; diesen Schall hatte er bei Murten gehört. Auf einmal Herter, Waldmann, Eptingen, alle Ordnungen des Fußvolks in vollem Lauf, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom herab; die leichtesten flink über die Hecke zum Tod aller Meister und Bedienten des feindlichen Geschüzes; bald sah der Burgunder, nach schnell niedergetretenem Zaun, die Schaaren voll Wuth in die eröffnete Seite vordringen. In diesem Augenblick zeigte sich Karl, über den Trübsinn erhaben, um dem Schicksal zu trotzen; er ermannte sich zu der kalten Besinnung eines erfahrenen Feldherrn, überall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blut entstellt; seiner wachte Rübenpré's unverbrüchliche Treue; um ihn stritten Gaillot, Constan, Nassau, von Neuchatel der junge Markgraf, so, daß von ihm und ihnen in der letzten Stunde des Hauses Burgund würdig des unerschrockenen Johanns und der Ehre Philipps gekämpft worden ist. Fünfzig Schweizer und Lothringer sind hier gefallen.

Endlich vermochte niemand wider den Andrang der

zahlreicheren, viel stärkeren Mannschaft, wider den Vortheil des Ortes, von dem sie schossen, wider die Erinnerung der vorigen Schlachten. Also nachdem Lailain in tapferm Streit schwer verwundet gesunken, als gleiches Schicksal den Muth Gaillots dämpfte, als wider der Lothringer Willen den guten Rübempré der Todesstreich traf, die Hoffnung auf Teutsche mit ihrem Anführer gefallen, im Rücken die Flamme des Lagers aufstieg, welches die Besatzung der Stadt angezündet, und Karl, von Blut und Entsetzen entsetzt, den unüberwindlichen Unstern erkannte, warf das Heer sich in die Flucht. „Nach Luxemburg“ war der letzte Befehl. Traurig ergab sich, da sein Erstgeborener gefallen, der große Bastard, der vielerfahrne kiedere Obersthofmeister de la Marche, und sorgenvoll der junge Philipp, Markgraf Rudolfs von Welschneuenburg Sohn; sterbend fühlte Baurmarcus das ganze Unglück, dessen frühester Zeuge er war; schwerer als die Bande drückte Nassau der Schmerz seiner lieben Gemahlin, den Constat der Tod seines verdienstvollen Vaters, und Chimay des Vaterlands vorstehende Noth.

Größeres Unglück erwartete das Heer. Die Brücke von Bourrières hielt Campobasso besetzt. Viele fielen durch sein Schwert, viele verloren im Strom das Leben, die meisten durch den nachjagenden Feind, oder bei Pont-à-Mousson von dem Landvolk in Wäldern; auch die Franzosen schonten jetzt nicht mehr. Da gegen zwei Uhr nach Mittag entschieden worden, wüthete der Tod vier Stunden weit umher, bis Morgens um zwei Uhr. Nicht die Zahl vieler tausend Erschlagenen, das war der Verlust, daß alle gute Diener, alle, deren

Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Land liebten, umkamen oder gefangen wurden.

Den Herzog, von einem Schlag in der Schlacht noch betäubt, trug der Strom der Flucht gegen St. Jean, sein Hauptquartier. Drei Büchschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, welchen der Bach Laxou durchschneidet; Bireley, Name der Gegend. Als Karl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferd und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen; verwundete ihn durch den Sitz, durch die Hüfte, schlug das Pferd, welches (endlich, auf) ihn fallen ließ und floh. Viel burgundischer Adel nahm hier den Tod; niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief den tauben Castellan von St. Diez, der ihn verwundet, um Rettung, welches dieser übel verstanden; er hieb ihn mit der Hallbarde durch den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknaben einer, Johann Battist Colonna, ein Römer. Als der Krieg sich entfernt, wurde Karl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feind abließ, fragte er nach ihm; den ganzen folgenden Tag wurde er vergeblich gesucht, bis Campobasso durch Colonna die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Karls Wäscherin, wo einer der Leichname etwa noch den Ring an habe: sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!“ rief sie mit großem Geschrei. Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er wenigen kenntlich; bis nachdem er mit Wein und warmem

Wasser gewaschen worden, die Gefangenen, Anton der große Bastard, Olivier de la Marche, der portugiesische Arzt Lobo und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!“ riefen sie, und weinten laut; man erkannte die Narbe der Schlacht von Montlhery, die Eigenheiten seines Körpers, überaus lange Nägel, die Spur seiner Fistel. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen.

Von dem tollen Leben (V, 2)

Bald nach der Wiederkunft aus der Mancyschlacht hielten viele hundert eidgenössische Jünglinge in der Stadt Zug eine frohe Fastnacht. In denselben Zeiten, wo Krieg des Jünglings eigentliche Lust, Feldbau und Viehzucht unter freiem Himmel das einzige Geschäft war, keine Macht auf Erden gefürchtet wurde, und Vergebung der Sünden allenthalben wohlfeil genug zu haben war, herrschte durchgehends fröhliches Leben; gesundes Blut und freier Sinn brachte es mit. Oft wurde von Jünglingen, nicht seltener von einer weisen Obrigkeit ein Freudentag ausgeschrieben; bald war die Musterung, bald eine Uebung im Schießen damit verbunden. Ein einfacher, wohlgemuther Mann, der frohen Brudersinn hatte, wie zu Lucern der Fritschli an der Halde, war alsdann die Seele einer ganzen Stadt. Wenn jener Fritschli, welcher sonst in der Stille sein Gütchen baute, alle die Lucerner, mit welchen und ihren Vätern er oft wider die Oesterreicher, nun wider den kühnen Karl gestritten, beisammen an der Fastnacht in Waffen und Freude sah, wurde er bis zum

Laumel wohlgemuth und bis zur Verschwendung freigebig. Da er bald sterben sollte, stiftete er, seinen großen Pokal, künstlich von Buchs, mit Silber geziert, jährlich durch einen Mann seines Buchses in der Stadt herumzutragen, und jeden Begegnenden mit einem Trunk zu erfreuen. Ein in Stahl gerüsteter Jüngling von ansehnlichem Namen, führte den Ritt; es folgte der Fritschi und seine Hausfrau, wie sie einst im Leben nach ihrer alten Manier gekleidet giengen. In Städte und Länder kam der Zug; länger als dreihundert Jahre der guten alten Welt Erinnerung.

■ Der Bruder Claus 1481 (V, 2)

Der Bruder Claus, aus einem guten (vielleicht in alten Zeiten Ennetbürgischen) Geschlechte Löwenbrugger, selbst aber genannt von der Flüe, bei Sareln in Obwalden, wo er mit seinen Aeltern und Kindern sein Gut wirthete, hatte in den ersten funfzig Jahren seines Lebens alle gemeinen Pflichten wohl erfüllt. Seine Jugend war arbeitsam und untadelhaft; in seinem Ehestand hatte er zehn Kinder gezeugt; bei Ragaz und in dem Thurgauer Krieg Tapferkeit mit Menschlichkeit verbunden, als Landrath eine eigene Geschicklichkeit bewiesen, vorkommende Angelegenheiten zu gutem Ende zu führen. Es lag aber in diesem Mann ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch (er konnte nicht lesen) und, so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster (es gab wenig ab-

zubüßen in so schuldlosem Leben) und weit entfernt von verachtendem Stolz (seine Religion war in Gehorsam und Liebe). Da er keinen höhern Genuß kannte als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Er wollte nicht Landammann sein; der Lauf alltäglicher Dinge verdiente keine solche Aufopferung. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, bewilligte sein Weib, daß er sich entzog; erst weit in die Ferne des äußersten Jura, wo er seine Befriedigung nicht fand; hierauf in seine einsame Alp; endlich für immer in eine von Jugend auf ihn reizende Wildniß, an dem Rast über einem tiefen Tobel, welches der herabstürzende Melchfluß mit seinem Rauschen belebt.

Er wurde unter einem Lärchenbaum von Jägern entdeckt; worauf die Unterwaldner, deren so viele seiner Tugend und seines Verstandes genossen, ihm eine Celle, so unscheinbar und klein er wollte, und bald eine Capelle, gebauet. Es ist noch bei seinem Leben untersucht, weit und breit erzählt, von seinen Zeitgenossen der Nachwelt überliefert und selbst nach der Glaubensänderung als erwiesen geglaubt worden, daß der Bruder Claus in dieser Einsamkeit bis in das zwanzigste Jahr ohne andere Speise gelebt, als die er Einmal monatlich in dem Sacramente des Altars genossen. Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um die Enthaltung nur von gekochten Speisen, oder nur von Fleisch, zu verstehen; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht wie

von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich sei, scheint aus Beispielen zu erhellen: es kann durch die Beschaffenheit seines Körpers, die Ruhe seines Geistes, die viele Vorübung, den Abgang der meisten Ursachen des Verzehrens, einigermaßen erklärt werden. Solchermaßen lebte der Bruder in steter Betrachtung der höchsten Vollkommenheit, in Ueberlegung und Uebung der Mittel, unsere Beschränktheit und Vergänglichkeit über sich selbst zu erheben. Keinesweges machte er seine Art ändern zum Gesetz; das glaubte er, daß ein Mensch geboren werden könne, so zu sein wie Er. Um die Vorstellungen seines Gemüthes, um seine Blicke in eine uns umgebende unsichtbare Welt (in die wir einst vom Lebenstraum erwachen), um die Kraft seiner Worte ganz zu begreifen, müßten wir ihm gleich sein. (was niemand sich selbst geben kann).

Vom Abend bis Mittag blieb er in seiner Zelle; ein Stein war sein Polster, er schlief auf ein paar Brettern; er besuchte bisweilen die umliegenden Kirchen: so wenig überhob er sich, daß er die einfältigen Priester nicht verschmähte; „der Brunn des Lebens, gehe er durch Blei oder Gold, führe immer die heilreichen Wasser;“ über gelehrtere Fragen von der Schrift pflegte er, an Im Grund und andere wohlunterwiesene Priester zu weisen: denn in seiner Seele lebte sein Gott, und bedurfte keine Auslegung, wozu Bücher nöthig sind. Nachmittags pflegte er durch die Bildniß zu gehen, und besuchte oft seinen Freund, einen teutschen Edelmann, welchen die Liebe zu ihm hieher gebracht; in einem Felsen wohnte er, in gleichem

Leben, doch mit Speise. Im übrigen kam an den Ranft, wer in Unterwalden, wer in der Schweiz Rath oder Aufrichtung bedurfte, oder aus fernen Landen die gnadenreiche Mutter in den Einsidlen verehrte, Bischof Otto von Costanz, Erzherzog Sigmunds, Kaiser Friedrichs Berordnete, viele graue Tagherren, Helden und Häupter; der Ernst seiner Gestalt, die unsterbliche Heiterkeit und Freundlichkeit seines Sinnes, und jene bündige Aussprüche in allezeit kurzen, kraftvollen Worten, zogen alle Gemüther an den immer nachdenkenden hellsehenden Mann, Bruder Claus.

Spät in der Nacht erschien an der Telle sein Freund, der Pfarrer von Stanz; vierthhalb Stunden war er gelaufen. „Die Tagsagung, welche Ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglücklichen Ausgang,“ den er nun erzählte, flehentlich bittend, im allerletzten Augenblick des untergehenden Vaterlandes, was er bei Gott und Menschen vermöge, alles aufzubieten. Und der Greis erhob sich in seiner nie getrübten, gütigen Würde: „Sage Ihnen, der Bruder Claus habe dem Tag auch etwas vorzubringen.“ Eilends der Pfarrer zurück, und kam in den Hauptflecken, als die Tagherren abreisen wollten. Sie blieben.

Hierauf nach wenigen Stunden kam der Bruder Claus: ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalteter, vom Alter nicht gebrochener Mann, aber nur Knochen wurden von der castanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzgraues Haar, sein in zwei Spitzen mäßig herabhängender dünner Bart, seines Blicks außerordentliche Klarheit, Ausdruck von Liebe und Ernst in allem; sein einfacher, braungrauer Rock,

sein Stab; mit unbedecktem Haupt und barfuß, wie immer. Als der Mann, fröhlich in der Kraft seines Gottes, in die Versammlung trat, und, nach seiner Art, mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich. Er aber sprach: „Liebe Herren, „treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher „Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der „Einöde gerufen, zu Euch zu reden vom Vaterland. „Kunst und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein „ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich Euch; „von dem Gott, welcher Eure Väter gerettet in Lan- „desnöthen, und Sieg auch Euch gegeben hat an Ta- „gen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe ichs „Euch. Eidgenossen, warum habt ihr Kriege geführt? „Weil es anders nicht hat sein können. Wodurch die „Siege? Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollt „ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein solches, „o Eidgenossen, laßt nicht von Euch gesagt werden in „den umliegenden Landen. In guten Treuen rathe „ich, dringendst bitte ich, Ihr von Städten, daß Ihr „Bürgerrechte löset, welche Einem alten Eidgenossen „schmerzlich sind, Ihr von den Ländern, daß Ihr be- „denkt wie Solothurn und Freiburg neben Euch ge- „stritten haben, und sie in den Bund nehmt. Alle „Eidgenossen, in Mißverständnis, das unter Brüdern „wohl kommen mag, bleibt, gemäß der Billigkeit, bei „der alten Art gleicher Sätze von jeder Partei. In „Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeutetes „nach den Leuten vertheilt. Ferners erweitert nicht zu „sehr den Euch umschließenden Saun: meidet fremde

„Händel: seyd friedsame Nachbarn; und wer Euch
„unterdrücken wollte, der finde Männer: fern von
„Euch, daß einer um das Vaterland Geld nehme; vor
„Parteiung hütet Euch, sie würde Euch zerstören. Lie-
„bet Euch unter einander, o Eidgenossen, und der All-
„mächtige walte über Euch, gütig wie bisher!“

Und (so spricht die Chronik) „Gott gab Gnad zu den
„Worten des heiligen Einsidlers, daß in Einer Stunde
„alles verglichen ward.“

Hanns Waldmann (V, 3)

Hanns Waldmann, Ritter, Bürgermeister von Zü-
rich, als Feldherr und mehr noch als Staatsmann
vortrefflich, groß und glücklich, wenn Leidenschaft ihn
über die Billigkeit und kühner Sinn über seine Zeit
und Lage nicht getäuscht hätten, war eines Landmanns
Sohn, von Blikestorf, im Lande Zug. Als Kind sah
er das Dorf in Asche versinken durch die Flammen des
Bürgerkriegs, welche der Bürgermeister Stüssi uner-
wartet herbeitrug. Bald nach diesem hörte er von
zwei seiner nächsten Verwandten, daß sie an der Birse
mit anderen Helden rühmlich gefallen. Er, ein star-
ker, schöner Jüngling, zu feurig für das stille Dorf,
gieng mit seinem Bruder nach Zürich, und gründete sein
Auskommen zunächst auf das Handwerk eines Gerbers.
Er umfaßte aber alle Seiten, wodurch das Leben da-
mals wichtig und genußreich werden mochte. In er-
laubten und unerlaubten Waffen, in Vertretung der
Bürger, am Sechttisch und bei den Weibern war er mit
seinem einnehmenden Muthe, seinen Anschlägen, seiner

Wohlredenheit, immer der erste; ein lebendiges Gefühl seiner Kraft wohnte in dem Jüngling, der wahre Adel; arm war er unbefangen und frei, sobald er zu Mitteln kam, überaus freigebig.

Der Anfang seines Glücks mag die Bekanntschaft in Edlibachs Hause gewesen seyn. Diesen, Amtmann der Zürichschen Einkünfte des Klosters Einsidlen, der auch Zuger Landleuten verwandt sein mochte, besuchte Waldmann, und gewann die Liebe seiner Frau, welche ein Landmädchen vom Zürichsee gewesen, und in Sitten eben nicht strenger war als Waldmann. Der Amtmann starb, und Waldmann erwarb die Wittwe und das Amt; er wurde Stiefvater des Geschichtschreibers Gerold Edlibach. Er stieg in der Stadt und nahm zu, durch die Ausgelassenheit, wodurch er der muthigen Jugend lieb, durch die anerkannte Geschicklichkeit, wodurch er Feinden furchtbar wurde. Sie haben ihn zweimal gethürmt, und, so lang möglich, hielt Neid und Scheu ihn von Rathsstellen entfernt. Es war in ihm etwas Vorherrschendes, das nur die tragen mochten, welche seinen Geist kannten, oder durch Sitten mit ihm in Gleichheit kamen. Endlich da er Zunftmeister war, kam die Schweiz in die burgundische Noth, worin er allen Eidgenossen bewies, welcher Mann er sey.

Waldmanns Tod (V, 3)

Am sechsten April des vierzehnhundert neun und achtzigsten Jahrs wurde über Hanns Waldmann, Ritter, Bürgermeister von Zürich, vor dem die Burgunder

geflohen, dessen Gunst Ludwig der Fülfte, Oesterreich, Savoyen, Mailand und Lothringen gesucht, von seinen erklärten Feinden, in Beisein einer schweizerischen Gesandtschaft, gerichtet. Man fürchtete einiges Erwaschen guter Züricher. Es kamen also während der Sitzung drei athemlose, ganz von Schweiß durchnekte Boten: „Was gestalten eine große Macht von Oesterreich im Einverständnis mit dem Gefangenen bei Eglisau über den Rhein gegangen; die Flamme Eglisau's habe man gesehen, gehört das Geheul der ohne Unterschied Alters und Geschlechts bis ganz nahe an die Stadt auf Angabe des Gefangenen umgebrachten Unterthanen; die Oesterreicher wollen ihn retten; um wenige Stunden sei es zu thun.“ Da wurde er eilends zur Enthauptung verurtheilt.

Er für sich beruhiget, als die große Glocke erklang und nun das Schiff, ihn abzuholen, an den Wellenberg stieß, empfand nur Eine recht innige Bewegung beim Zurücklassen seiner mitgefangenen Freunde. Zweihundert Mann führten ihn zum Todesurtheil. Dieses enthielt weder ein wirklich todwürdiges noch ein von ihm anerkanntes Verbrechen, sondern ein Gemisch von Anzeigen und Nachreden über viel Großes und Kleines, Geschehenes und Vorgehabtes, das er als Mensch oder als Regent, für sich oder mit anderen, wider die Stadt oder den Bürgermeister Göldli oder für einen Freund, gesagt, gethan oder auch zur Ueberlegung aufgeschrieben haben sollte. Im letzten Augenblick, wo am Ausgang des thätigsten Lebens der Mann, welcher alle Tage gewirkt, im Schauder des Uebertrittes zu unbekanntem Erfahrun-

gen, gern alle unsere Jämmerlichkeiten von sich wirft, hatte der Beichtvater ihm die Zusage abgedrungen, daß er nicht öffentlich reden wolle. Als Waldmann obiges verlesen gehört, fiel ihm dieses Versprechen billig sehr schwer. Da rief der Geistliche, „Stillschweigen söhne jetzt vor Gott seine Sünden.“ Vor die Stadt, auf daß den Seebauern die Lust seines Todes nicht entgehe, vor den Augen des auf der Mauer versammelten Stadtvolks, wurde er zum Tode geführt; Er, nach seiner Art, schön bekleidet, schritt getrost, jedermann grüßend, einher. Die Ritterzeichen wurden ihm abgenommen, aber die wahren sind in der Historie. Einmal brach sein Herz aus: „Gott, um dieses Todes willen, welchen ich nicht verdient, vergieb mir, worin ich gefehlt.“ Hierauf, nach der Sitte, bat er mit lauter Stimme alle Menschen um Vergebung und bei Gott Fürbitte. So gewiß fühlte er, daß der Allwissende ihn gnädig ansehe, daß er auch seine Fürbitte dem lautweinenden Volk versprach. Da er anstandsvoll sich zur Enthauptung niederließ, warf er auf Zürich noch Einen Blick, rief zu Gott noch Einmal für die Stadt. Nachdem sein Haupt gefallen, wurde Stillschweigen befohlen, und verkündiget: „Wie man sichere Nachricht habe, daß kein Oesterreicher über den Rhein gekommen, oder irgend etwas von ihnen zu fürchten sei.“ Man weiß, in welchem Bach jene Eilboten ihre Hemden geneßt, auf daß man glaube, sie kommen aus der Ferne; diese Bäuberei ist ungestraft geblieben. Lazarus Göbli hat noch zwölf, sein Oheim fünf und zwanzig Jahre in Ehrenämtern gelebt: es hatte Wald-

mann keine Kinder noch mächtige Verwandtschaft, und auf daß wir nicht in der Sichtbarkeit das Ganze unseres Lebens suchen, so ist der Gerichtstuhl über List und Gewalt in dem Dunkel jenseit des Grabes: auf der Welt ist keiner als die Geschichte.

Inhalt

| | Seite |
|--|-------|
| Einleitung des Herausgebers | 5 |
| Lebensabriß Müllers | 29 |
| Hauptwerke Müllers | 31 |
| Vorrede | 33 |
| Des Landes erste Gestalt (I, 1) | 37 |
| Herkunft ihrer ersten Bewohner (I, 1). | 39 |
| Die Entdeckung der Schweiz (I, 2) | 40 |
| Der Krieg Caesars (I, 4). 58 v. Chr. | 43 |
| Alemannische Gesetze (I, 9). 534—751 | 50 |
| Karolingische Verfassung (I, 10) | 53 |
| Die Sitten (I, 10) | 56 |
| Salomon von Costanz (I, 12). 890—919 | 59 |
| Muri. Bauern (I, 12) | 61 |
| Zürich. Bürgerstand (I, 12) | 63 |
| Sankt Gallen (I, 12) | 66 |
| Einsiedlen (I, 12) | 70 |
| Engelberg (I, 13) | 72 |
| Schaffhausen (I, 13) | 73 |
| Interlaken (I, 13) | 75 |
| Die Zähringischen Städte (I, 14) | 75 |
| Bern (I, 14) | 77 |
| Basel (I, 14) | 80 |
| Arnold von Brescia in Zürich (I, 14) | 81 |
| Schwyz (I, 15) | 83 |
| Berner Oberland (I, 16) | 91 |
| Rudolf von Habsburg König (I, 17). 1273—1291 | 93 |
| Albrecht von Habsburg (I, 18). 1291—1308 | 96 |
| Befreiung der Waldstätte. Der Tell. 1308 (I, 18) | 99 |
| Verjagung der Bögte (II, 1) | 107 |

| | Seite |
|--|-------|
| Tod König Albrechts 1308 (II, 1) | 109 |
| Königin Agnes (II, 1) | 110 |
| Schlacht bei Morgarten 1315 (II, 1) | 111 |
| Liviner Tal (II, 1) | 113 |
| Landbau und Handel (II, 1) | 114 |
| Zürcher Gesetze und Sitten um 1336 (II, 2) | 116 |
| Berner Gemeinwesen (II, 3). 1338—1349 | 127 |
| Schlacht bei Laupen 1339 (II, 3) | 129 |
| Die Pest 1349 (II, 3) | 134 |
| Rudolf Brun (II, 4). 1336—1360 | 135 |
| Erdbeben zu Basel 1356 (II, 5) | 138 |
| Schlacht bei Sempach 1386 (II, 6) | 138 |
| Judenschaft (II, 7) | 150 |
| Mystiker (II, 7) | 151 |
| Hofrechte (II, 7) | 156 |
| Appenzell (II, 7) | 157 |
| Schlacht am Speicher 1403 (II, 7) | 158 |
| Von der Hierarchie (III, 1) | 161 |
| Sitten beim Costanzer Concil (III, 1) | 172 |
| Zigeuner (III, 1) | 174 |
| Die Mazze (III, 1) | 176 |
| Religionszustand (III, 2) | 177 |
| Überblick (III, 3) | 180 |
| Rudolf Stüssli und Ital Reding 1436 (III, 5) | 184 |
| Caspar Schlicf 1400—1449 (III, 6) | 187 |
| Kaiser Sigmund 1437 (III, 7) | 188 |
| Hungerstnot 1438 (III, 8) | 191 |
| Die Pest 1439 (III, 9) | 192 |
| Filippo Maria Visconti 1441 (III, 11) | 194 |
| Die Armagnaken (III, 11) | 195 |
| Kaiser Friedrich III. 1440—1493 (III, 11) | 197 |
| Schlacht im Silfeld 1443 (III, 12) | 198 |
| Kriegslied (IV, 1). 1444 | 204 |

| | Seite |
|--|-------|
| Schlacht bei St. Jacob an der Birse 1444 (IV, 1) | 205 |
| Von der alten Schweizer Denkungsart und Kennt- nissen (IV, 4) | 215 |
| Ulrich Resch um 1450 (IV, 5) | 256 |
| Nicolaus Cusanus um 1460 (IV, 6) | 257 |
| Behmgerichte 1461 (IV, 6) | 258 |
| Philipp der Gute 1419—1467 (IV, 6) | 259 |
| Ludwig XI. (IV, 7). 1461—1483 | 260 |
| Karl der Kühne (IV, 7). 1467—1477 | 262 |
| Schlacht bei Murten 1476 (V, 1) | 270 |
| Schlacht bei Nancy 1477 (V, 1) | 276 |
| Von dem tollen Leben 1477 (V, 2) | 285 |
| Der Bruder Claus 1481 (V, 2) | 286 |
| Hans Waldmann (V, 3) | 291 |
| Waldmanns Tod (V, 3). 1489 | 292 |

Nachträge

Seite 135 ist nach „Laubek“ als Schluß des Abschnittes von „Die Pest“ noch folgendes zu ergänzen: Es bewunderten die Töchter des Landes ihre schöne Heldengestalt; und dem Benner däuchte gut, ihren Sinn durch die stärksten Gefühle zu ermuntern. Also kamen, mit Erlaubniß, die Töchter von Sibenthal, hierauf tanzte das Kriegsvolk; es tanzten tausend Mann, ein streitbarer Harst, und spotteten in lautem Gesang der hüßenden Brüder; sie schwuren in Umarmungen, den Feind nun zu schlagen.

Seite 150: Zeile 6 von unten: Hinter „Diese Könige“: [Wenceslaf und Ruprecht].



Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen
und Texten, herausgegeben von

Harry Maync (Bern)

Als Ziel dieses Unternehmens schwebt eine Art Enzyklopädie des deutsch-schweizerischen Geistes vor. In einer zwanglosen Folge schmucker und wohlfeiler Bändchen sollen das völkische Wesen und die geschichtliche Leistung der alemannischen Schweiz herausgearbeitet und der bedeutende Anteil aufgezeigt werden, den sie an Kunst und Kultur des ganzen deutschen Sprachgebietes von jeher gehabt hat und fortdauernd nimmt. Dabei werden auch die fruchtbaren Wechselbeziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland (Goethe, Heinr. v. Kleist, Richard Wagner, Nietzsche in der Schweiz; G. Keller, Stauffer-Bern in Deutschland) beleuchtet werden. Neben den tieferen historischen Interessen soll den lokalgeschichtlichen Neigungen Rechnung getragen und ferner versucht werden, auch die vielen vorübergehenden Gäste der Schweiz literarisch zu fesseln und dieser dadurch innerlicher zu verbinden.

In erster Linie wird die Literatur Berücksichtigung finden. Zusammenfassende Darstellungen und Auswahlausgaben mit charakterisierenden Einlei-

tungen werden einander ablösen, wertvolle Werke älterer Zeit ganz oder auszugsweis in Neudrucken vorgelegt und bedeutsame neue Dichtungen erstmalig veröffentlicht werden. Neben einzelnen Dichterpersönlichkeiten (Manuel, Haller, Geßner, Gotthelf, Keller, Meyer, Spitteler, Federer usw.) sollen größere Zeiträume (Minnesang, Humanismus, Literatur der Gegenwart) und einzelne Gattungen und Richtungen (das schweizerische Drama, das historische Volkslied, die Mundartdichtung) in ihrer Entwicklung vorgeführt und des weiteren Überblicke über die Bedeutung einzelner Literaturstädte (Basel, Bern, St. Gallen, Zürich) und über die dichterische Behandlung landschaftlicher Einheiten (der Bodensee, das Berner Oberland, das Engadin) geboten werden.

Nicht minder liebevolle Beachtung wird sodann die bildende Kunst erfahren, sowohl in kunstgeschichtlichen Abrissen, als auch in Bildersammlungen, für die ein größeres Format vorgesehen ist.

Reiche Ausbeute verbürgen Geschichte und Kulturgeschichte. Auch auf diesem Gebiete sollen teils ganze Zeitalter (Urgeschichte, Pfahlbau; Reformation, Helvetik), teils einzelne hervorragende Ereignisse und Gestalten (Bruder Klaus, Zwingli) behandelt werden. Dazu kommen Neudrucke wichtiger Chroniken (Tschudi) und kritische Würdigungen führender Geschichtsschreiber (Johannes v. Müller, Jakob Burckhardt).

Aus der überaus reichhaltigen, fast unübersehbaren schweizerischen Volkskunde werden Einzelgebiete fest umrissen vorgeführt und insbesondere auch Sammlungen aus der so üppig blühenden Volksfage dargeboten werden.

Bereits erschienene Bändchen:

1. Historische Volkslieder der deutschen Schweiz, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Prof. Dr. D. v. Greyerz (Bern).
2. Salomon Geßners Dichtungen ausgewählt und eingeleitet von Hermann Hesse (Montagnola, Tessin).
3. Conrad Ferdinand Meyers Gedichte, ausgewählt und eingeleitet von Dr. C. Korrodi (Zürich).
4. Adolf Frey, Lieder und Gesichte, ausgewählt u. eingeleitet von Prof. Dr. G. Bohnenblust (Genf).
5. Nießsche und die Schweiz, von C. A. Bernoulli (Basel).
6. Jakob Boshart, Zwei Novellen, ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. H. Jess (Leipzig).
7. Von Art und Kunst der deutschen Schweiz, von Prof. Dr. Joseph Nadler.

-
8. Die Dichterschule von St. Gallen, von Prof. Dr. Samuel Singer (Bern). Mit einem Beitrag: „St. Gallen in der Musikgeschichte“ von Prof. Dr. P. Wagner (Freiburg-Schweiz).
 9. Huldreich Zwingli, von Prof. D. W. Köhler (Zürich).
 10. Walliser Sagen, von Dr. Joh. Jegerlehner (Bern).
 11. Zwischen Aar und Rhein, Neue Gedichte von Arnold Büchli (Aarburg).
 12. Heinrich Leuthold, Lyrische Dichtungen, ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing (München).
 - 13./15. Johannes von Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. Friedr. Gundolf (Heidelberg).

In Vorbereitung befinden sich:

- Gottfried Keller, Gedichte, ausgewählt von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing (München).
- Das Berner Oberland im Lichte der deutschen Dichtung von Dr. Otto Zürcher (Baden).
- Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern von Dr. Hans Bloesch (Bern).
- Niklaus Manuels Spiel evang. Freiheit. Die Totenfresser, erläutert und herausgeb. von Prof. Dr. Ferd. Better (Stein am Rhein).

von
nem
ste"
rij).
23.

ner

chte

jen,
Dr.

ten
ihlt
olf

on

en
l.
m
i).
ie
m
).

Die Schwere

im Deutschen

Geistesleben

Die Schweren

im Deutschen

Geistesleben

Die Schwer

im Deutschen

Geistesleben

Die Schwere

im Deutschen

Bestes Leben

